


Die  
2000  
Tage



**Geschichte einer Evakuierung**

*von P. Müller \* Illustration von Alb. Kaiser*



# Vorwort

Diese Zeilen wollen nicht den Anspruch erheben, Endgültiges und Vollständiges über die Ereignisse vom 10. Mai 1940 im Süden unseres Landes und über die, welche sich in den folgenden Wochen und Monaten in Frankreich abspielten, zu bringen. Sie haben nur den bescheidenen Zweck, für den eventuell kommenden Geschichtsschreiber nützliche und vor allem aufrichtige Angaben und Feststellungen zu sein aus einer Zeit, die für annähernd 30 000 unserer Landsleute eine zwar kurze, aber für sie noch zu lange Zeit des Leidens, der Trennung und des Heimwehs bedeutete.

Und wenn wir von einer Zeit des Leidens sprechen, so meinen wir damit nicht so sehr physische Entbehrungen, materielle Sorgen und direktes Elend — wenn auch für manche dies der Fall gewesen ist — sondern vielmehr das quälende moralische Empfinden des Entwurzeltseins aus dem Heimatboden, des langen Fernweilens von den Lieben und Teueren zu Hause, der wühlenden Ungewißheit über die nächste Zukunft, der sich immer wieder stellenden bänglichen Fragen über das Schicksal unseres kleinen Luxemburg und der dort verbliebenen Landsleute.

Wir schreiben diese Zeilen, die natürlicher- und notwendigerweise unvollständig, lückenhaft sein müssen, zum großen Teil aus dem Gedächtnis nieder, da wir einerseits die geführten Tagebücher, die nach und nach gemachten und gesammelten Notizen, Angaben und Dokumente, als am 11. November 1942 die deutschen Armeen und mit ihnen Gestapo, Nazispitzel und französische Vichy-Milizen in die sogenannte freie Südzone des bisher unbesetzten Frankreich einrückten, leider vernichten mußten, andererseits wiederum viele Quellen mündlicher Natur uns nicht oder nicht mehr zur Verfügung stehen.

Sodann können wir bloß persönlich Erlebtes wiedergeben, das natürlich wieder zeit- und ortgebunden war, und wir deshalb, wie Fabrice del Dongo aus Stendhals „Chartreuse de Parme“, der von der Schlacht von Waterloo nur das schildern konnte, was er von seinem Standorte aus gesehen, von dem großen Drama, das sich im Minettsbassin vorbereitete, auf Frankreichs Straßen fortsetzte und in den französischen Städten, Weilern und Dörfern abspielte, auch nur das vermerken konnten, was sich unter unsern Augen zugetragen.

Wir schreiben diese Zeilen aber auch noch, um der Wahrheit gerecht zu werden. Denn in dieser annähernd sieben Monate dauernden Zeitperiode der größten Evakuierung unserer Geschichte sind leider, bewußt oder unbewußt sei dahin gestellt, Legenden entstanden, die in weiten Kreisen verbreitet, manch falsches Licht auf Begebenheiten und Zustände geworfen haben, und die, wie die meisten Legenden, sich hartnäckig erhalten haben.

Wir sehen es als unsere Pflicht und Schuldigkeit an, sie endgültig aus der Welt zu schaffen, umso mehr als die Nazi-Halunken bei uns aus ihnen politisches Kapital gezogen haben.

In dem tendenziösen Werke L. Muth's „Kreuzweg nach Frankreich“, das von ungeheuerlichen Uebertreibungen und Fälschungen nur so strotzt, schreibt der Landesleiter der VdB. Luxemburg, D. Kratzenberg, in seiner Einleitung:

„Unsere am 10. Mai nach Frankreich evakuierten Landsleute haben Schweres und Schwerstes erduldet. Nicht nur qualvolle Entbehrungen und Strapazen und ein Leben unter primitivsten Bedingungen. Aus Wunschträumen wurden sie grausam in die härteste Wirklichkeit versetzt. Statt mit dem Volke, dem sie blutmäßig angehören, Siege zu feiern,

wurden sie in das zurückflutende Heer Frankreichs und in allen Jammer und alle Verzweiflung eines besiegten Volkes hineingerissen. Hierzu kam die peinigende Frage, ob es notwendig war, daß sie über die Grenze gingen, hinzu kam auch die qualvolle Ungewißheit über Hof und Haus in der Heimat und die dort verbliebenen Angehörigen.

Das Schlimmste aber war, daß man nicht, wie erhofft, mit offenen Armen empfangen wurde, sondern als unliebe Gäste, mit dem bösen Worte: Boche. Auch der Blinde und der Verbohrteste sahen ein, daß man hier nicht unter Brüdern, sondern auch unter einem stamm- und sprachfremden Volke war.“

Nicht nur die einfache Dankbarkeit macht es uns zur Pflicht, uns, die wir wie so viele Luxemburger während mehr als viereinhalb Jahren die legendäre französische Gastfreundschaft genossen haben und augenblicklich noch genießen, nicht nur die tiefe, unzerreißbare, traditionelle Freundschaft, die Luxemburg mit Frankreich verbunden hat und ver-

bindet, sondern wie gesagt, die reine Wahrheit zwingt uns, solche gewollten Verdrehungen wieder richtig zu stellen.

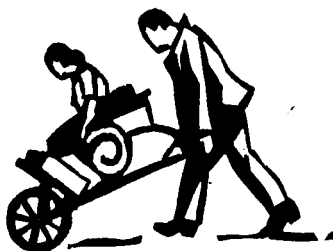
Viele von denen, die diese Zeilen lesen werden, haben so manche der Ereignisse, die wir schildern werden, mit uns zusammen erlebt, andere kennen sie bloß vom Hörensagen, andere wiederum haben diese Geschehnisse anders ausgelegt und gedeutet.

Die ersteren werden feststellen können, daß wir vollkommen wahrheitsgemäß und objektiv berichten werden, die andern mögen von unserer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe überzeugt sein.

Da wir bei einer solchen Darstellung Namen nennen müssen, wir aber aus den oben angegebenen Gründen jetzt schon sicher sind, daß es Personen geben wird, die wir anzuführen vergessen werden, mögen uns diese im Voraus entschuldigen.

Unser bester Dank all denen, die uns zu diesem Werkchen angeregt und uns dabei geholfen.

P. M.



10. Mai 1940:

## Esch wird zwangsevakuert

Auf dem Norbert-Metz-Platz haben sie bereits die Karussells, die Zuckerbuden und die Kirmesschießstände aufgerichtet, und heute soll das fahrende Volk die letzte Hand anlegen, die letzte Schraubenmutter anziehen, den letzten Pinselstrich führen und den letzten Talmi-Glanzflitter anbringen, auf daß alles, morgen schon, am Vortage der Escher Pfingstkirmes bereit stehe zum kommenden lauten Rummel und zum traditionellen lärmvollen Treiben. Bei Metzgern und Bäckern, in jedem Laden soll heute Hochbetrieb werden, auf daß, wie jedes Jahr, es den Eschern, die an solchen Tagen zugreifen, an nichts mangle, und bei den Privaten soll Scheuertag sein, auf daß alles blitz-blank und reinlich-sauber in den Wohnungen blinke und glänze. Denn es sollen der Gäste so viele kommen zu Pfingsten, dem lieblichen Fest . . .

Aber so will es im Leben des Schicksals höhnende Ironie: jäh bricht die Idylle ab und Ananke ändert das Bühnenbild in Tragik um, jäh mit schrillum, grellem Ausklang. Aus trauter bänkelhafter Kirmesorgel-Leier heben geisterhaft Saint Saëns'sche Danse Macabre-Sätze an. Das Präludium zur Danse Macabre auf den Totenhügeln einer ganzen Welt beginnt . . .

Wie ein schweres, dumpfes Ahnen lag es die ganze Nacht bereits über der Roten Erde, ließ nur wenige zur Ruhe kommen und fraß und nagte, ungewiß, unbestimmt an einem Jeden. Lastendes Gefühl steigender Besorgnis um hereinbrechendes Unheil, bange, hastende Unruhe drückte auf die nächtliche Stadt. Es war Krieg. Gewiß, aber es war ja bloß die „drôle de guerre“, dies unglaubliche Versteckenspiel im Niemandsland, das bis jetzt außer kurzem, falschem Alarm für Luxemburg und die Minette-Gegend nicht ganz viel bedeutet hatte. Doch ein jeder fühlte, spürte in dieser Nacht instinktiv, daß Ungewohntes vor sich ging.

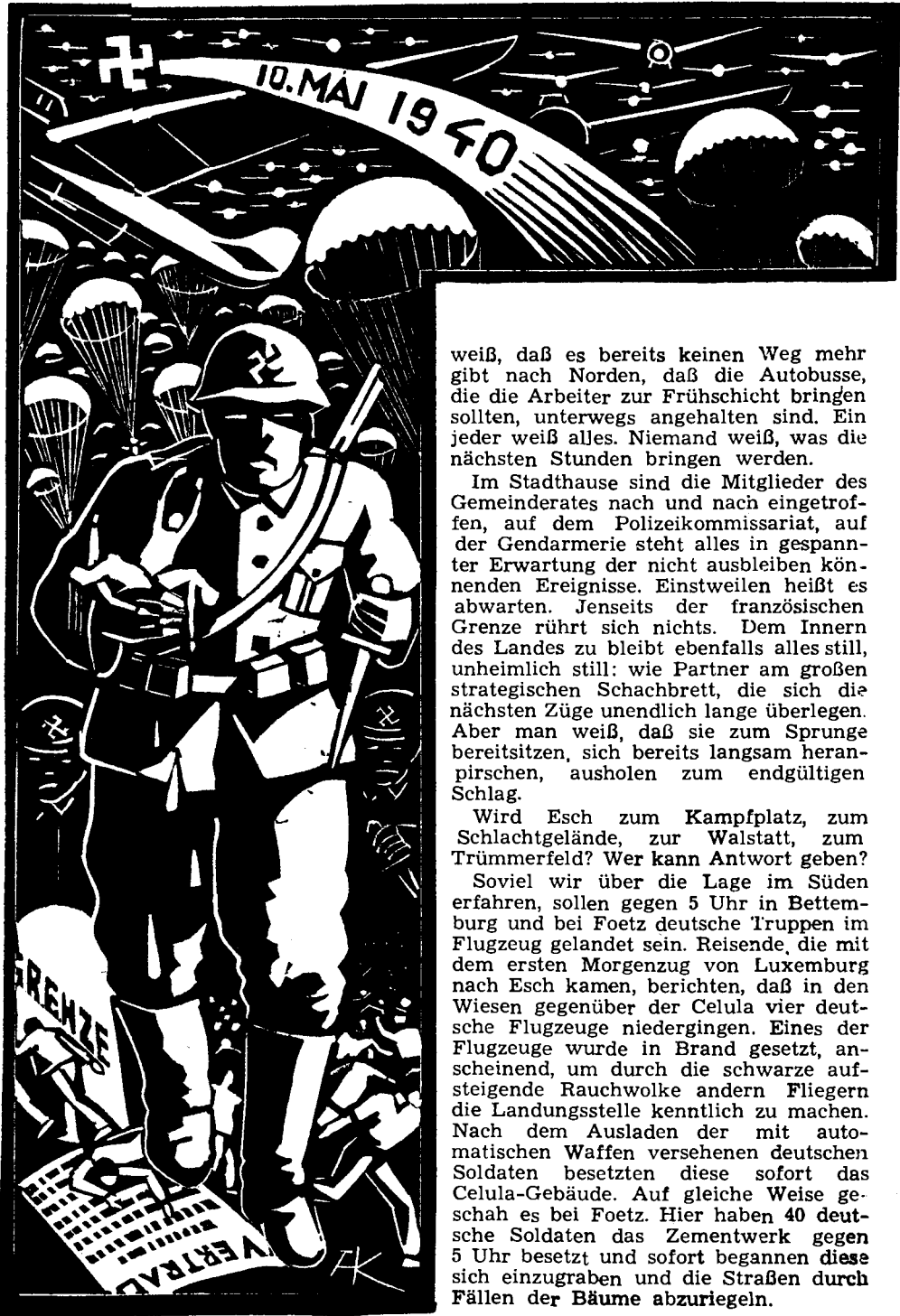
Die unsichtbaren Antennen, von denen Maeterlink schreibt, nahmen Wellen auf, die aus andern Welten kommen und für die es keine Morsezeichen gibt. Die

Turmuhren schlugen so seltsam an, jedes Geräusch von draußen war so ganz anders wie sonst, vom Malenhimmel flockte ohne Unterlaß typisch surrendes Geräusch von Motoren metallisch hernieder. Und wenn von Belval herüber eine Stichflamme zu den so blaß zitternden Sternen stob, der Schein der entzündeten Gichtgase die Nacht erhellte, geisterten auf Sekunden wie Riesen-Fledermäuse über der Gegend, umkreisten Dächer und Halden, schwebten über Berg und Ebene und zogen rätselhafte Kreise.

Um drei Uhr früh schon wußte man Bescheid: die Invasion des Großherzogtums hatte begonnen. Ueber Mosel, Sauer und Our marschierten die ersten grauen Kolonnen landeinwärts, die symbolischen Spielzeug-Tanksperrn waren zwecklos geworden, die ersten Opfer waren bereits für Land und Heimat gefallen. Und mit dem heranbrechenden Tag hoben sich im ersten östlichen Schein der noch nicht aufgegangenen Sonne die Riesenvögel der Nazi-Lufwaffe ab, fielen wie Geier auf ihre Beute, und den Apparaten entstieg bis an die Zähne bewaffnet die deutschen Eindringlinge.

Der noch in Esch eintreffende erste Frühzug aus Luxemburg brachte die Meldung von den Luftlandungen bei Bettemburg, im Röserbann. Von Foetz herüber zuckten in fahlem Feuerschein die zu Fackeln gewordenen Transporter, so der nächsten Brut den Weg zeigend und das Gelände hell erleuchtend.

Das Unabwendbare war eingetreten. In solchen Stunden der Hypertension, in solchen Augenblicken der Hochspannung rasen die Nachrichten. Es bedarf keines Drahtes, keiner Blinkzeichen, keiner Urwald-Trommel, keiner Funkstation: ein jeder weiß. Ein jeder weiß, daß Großherzogin Charlotte, Prinz Felix und die Prinzenkinder, die Regierungsmitglieder und ihre Familien bei Rodingen die Grenze nach Frankreich überschritten. Ein jeder weiß, daß Ackerbauminister Margue nicht durchgekommen. Ein jeder weiß die Namen der schwer verwundeten Gendarmen vom ersten kurzen Feuergefecht an der Mosel. Ein jeder



weiß, daß es bereits keinen Weg mehr gibt nach Norden, daß die Autobusse, die die Arbeiter zur Frühschicht bringen sollten, unterwegs angehalten sind. Ein jeder weiß alles. Niemand weiß, was die nächsten Stunden bringen werden.

Im Stadthause sind die Mitglieder des Gemeinderates nach und nach eingetroffen, auf dem Polizeikommissariat, auf der Gendarmerie steht alles in gespannter Erwartung der nicht ausbleiben könnenden Ereignisse. Einstweilen heißt es abwarten. Jenseits der französischen Grenze rührt sich nichts. Dem Innern des Landes zu bleibt ebenfalls alles still, unheimlich still: wie Partner am großen strategischen Schachbrett, die sich die nächsten Züge unendlich lange überlegen. Aber man weiß, daß sie zum Sprunge bereitsitzen, sich bereits langsam heranzuspürchen, ausholen zum endgültigen Schlag.

Wird Esch zum Kampfplatz, zum Schlachtgelände, zur Walstatt, zum Trümmerfeld? Wer kann Antwort geben?

Soviel wir über die Lage im Süden erfahren, sollen gegen 5 Uhr in Bettemburg und bei Foetz deutsche Truppen im Flugzeug gelandet sein. Reisende, die mit dem ersten Morgenzug von Luxemburg nach Esch kamen, berichten, daß in den Wiesen gegenüber der Celula vier deutsche Flugzeuge niedergingen. Eines der Flugzeuge wurde in Brand gesetzt, anscheinend, um durch die schwarze aufsteigende Rauchwolke andern Fliegern die Landungsstelle kenntlich zu machen. Nach dem Ausladen der mit automatischen Waffen versehenen deutschen Soldaten besetzten diese sofort das Celula-Gebäude. Auf gleiche Weise geschah es bei Foetz. Hier haben 40 deutsche Soldaten das Zementwerk gegen 5 Uhr besetzt und sofort begannen diese sich einzugraben und die Straßen durch Fällen der Bäume abzuriegeln.

Nur wenige Gruppen in den Straßen. Man murmelt mehr als man spricht.

6 Uhr! 7 Uhr! Noch immer nichts. In Esch selbst ist noch kein deutscher Soldat eingerückt. Beständig umkreisen Flieger, knapp über den Häusern fliegend, die Stadt und die Umgegend. Einzelne Furchtsame setzen sich in Marsch auf die Grenze zu, vereinzelt Autos flitzen vorbei in Richtung Audun-le-Tiche. Die fällige „Tageblatt“-Nummer wird, wenn auch mit sehr gemischten Gefühlen, wie jeden Tag, vorbereitet. Am Rundfunk hören wir die sich überstürzenden Meldungen von der Bombardierung Rotterdams und Brüssels, vom Niedergehen der Fallschirmtruppen in Belgien und Holland, von der Einmarschbereitschaft französischer und englischer Truppen in die beiden Länder . . .

Und knapp ein paar hundert Meter von uns die französische Grenze! Ein paar Kilometer weiter die ersten Bunker der Maginot-Linie!

Nichts rührt sich. Noch ist, seit Stunden schon, kein einziger Schuß gefallen. Diese Stille, die unheimliche Stille! . . .

Es hält uns nicht lange in der Redaktionsstube. Das monotone Gerassel der Linotypes macht uns schier 'wahnsinnig.

Da heißt es: Sie sind am Norbert-Metz-Platz! Das Stadthaus ist besetzt! Bürgermeister Hubert Clement befindet sich bei Herrn Reis auf dem Polizeikommissariat, letzte Anordnungen treffend.

Da rattert's die Redinger Straße herauf. Ein Motorrad mit Beiwagen flitzt heran. Drei Insassen. Halt vor dem Polizei-Revier. Zwei Mann steigen aus: ein deutscher Offizier im Stahlhelm, die Pistole in der Hand; ein Gefreiter mit Stielhandgranate im Gurt, mit vorgehaltener Mitraillette. Wie man ruhig, wie man gefaßt sein kann in einem solchen Augenblick! Das ist nicht Mut, das ist nicht Protzen, nicht seelisches Kraftmeiertum. Das ist einfachste Indifferenz, totale, fatalistische Ergebung in ein Schicksal, das unabwendbar scheint. Draußen auf seinem Kraffrad, den einen Stiefel auf der Antriebspedale, sitzt der Nazikrieger, versteinert, den starren, scharfen Blick spähend die Straße hin- und aufgewandt.

Die beiden anderen sind eingetreten. Mit gewollter Höflichkeit fährt die Hand an den Stahlhelm zum Gruß, den niemand erwidert. Das Zwiegespräch war sehr kurz.

— „Ich bin der Bürgermeister“.

— „So! Und ich bin der Meister. Wo ist der „Geheimsender“?“

Die Stimme ist nicht barsch, aber sie knallt in das nun einsetzende Schweigen wie ein Stück Tuch, das man hastig zerreißt.

Wir sehen uns fragend an, denn, daß es keinen Sender hier gibt, das wissen wir alle.

Hubert Clement will dem Mann im Führers Ehrenkleid auf seinen Irrtum aufmerksam machen. Doch schon ist er die Stiegen hinauf, inspiziert jedes Zimmer. Er kommt zurück und fragt nach der Gendarmerie.

— „Man zeige mir den Weg!“ Und schon ist er wieder draußen, heißt einen Polizei-Agenten in den Beiwagen einsteigen und schon brummt das gepanzerte Vehikel um die Ecke der Kohlenstraße zur Gendarmerie in der Nordstraße. Der Spuk ist weg.

Wir atmen auf. Atmen wir überhaupt? Wir fühlen uns durchaus nicht als Held. Und im Munde gibt es einen so sonderbaren Belgeschmack . . .

Minuten verrinnen. Eine Viertelstunde. Da kommt im oberen Teil von Esch, zur französischen Grenze zu, Bewegung in die bis jetzt noch immer ziemlich leeren Straßen. Gruppen, die sich nach Frankreich zum freiwilligen Exodus gewandt, kehren rufend und gestikulierend zurück. Sie berichten freudig erregt, daß sich auf der Straße von Audun-le-Tiche französische motorisierte Abteilungen, Tanks und mit Maschinengewehren bewaffnete Motorräder ansammeln und sich langsam nach Esch zu in Bewegung zu setzen scheinen.

Im blauen Himmel, grell von der Sonne beleuchtet, rattern inzwischen Flugzeuge in höchster Höhe in kleineren und größeren Geschwadern. In das luftige Karussell setzt eine unsichtbare Riesenhand weiße Wattetüpfchen, als ob man mit den Fliegern dort oben einen eigenartigen Gymkana-Wettbewerb abhalten wollte. Von der Maginot-Linie herüber brummt und knattert die Flak. Mit verächtlicher Gleichgültigkeit ziehen die blinkenden Libellen, ihre weiße Kondenzschleppe hinter sich, ihre Bahn.

Und dann auf einmal ein Aufschrei. Nein. Hunderte Schreie, die zu frenetischer, jubelnder Stimmen-Kakophonie ausarten und die bisher herrschende betretene Stille wie auslöschten. Wie eine zu Boden gefallene Quecksilber-Kugel löst sich dieser Klangball in unzählige

immer kleiner werdende sonore Knicker auf, die kollernd in alle Straßen hineinrollen. Im Nu ist ganz Esch eine klingende, jauchzende, vibrierende Menschenmenge. Noch weiß niemand richtig was geschehen. Aber man ahnt es bereits. Und wie bei einer immensen Rumford-Maschine knistert ein gewaltiger Enthusiasmus-Funke von Pol zu Pol. Zur „Grenz“ zu sieht man die Leute Kabriolen machen, Taschentücher nach einem den Augen noch entzogenen Blickpunkt schwenkend. Fenster öffnen sich, in den Türrahmen erscheinen die Leute, stauen sich auf den Bürgersteigen, und rufen und rufen. Es ist Delirium.

Und nun biegt es oben um die Ecke der Redinger Straße. Französische Patrouillen auf Motorrädern mit Beisitzern, denen bald auch vereinzelt leichte Panzer-Spähwagen folgen, ziehen ein. Die ersten französischen Truppen rücken langsam, vorsichtig vor und besetzen nach und nach die Hauptstraßen. Und dieser Jubel! Man glaubt sich in einer seit Monaten belagerten Stadt, in die das zum Entsatz herangerückte Heer einmarschiert. Man kann kaum begreifen, daß das, auf was man im Stillen und Geheimen den ganzen Morgen gehofft hatte, nun endlich eingetreten ist. Man wagt noch nicht daran zu glauben, daß sie da sind. Aber doch: sie sind da.

Unbekümmert um das brausende Vorgehen um sie, unbeirrt, jede Muskel im Gesichte angezogen, fahren sie vorbei, die Hand am Griff des Maschinengewehres, die Eierhandgranaten wurfbereit, die Finger am Abzug der automatischen Pistolen, den Blick unverwandt nach vorne gerichtet, von wo jede Sekunde der bleierne Tod kommen kann. Die modernen Gladiatoren ziehen vorbei in die gewaltige Arena. Zuweilen winken sie den Leuten zu, sich doch in die Häuser, hinter die schützenden Wände zurückzuziehen.

Als ob urplötzlich die lärmende Menge begriffen, erlischt der Freudentaumel, fällt in sich zusammen wie verglimmendes Strohfeuer. Noch hie und da eine sonore Stichflamme und bleiern schwer senkt sich wieder Kirchofsstille in die Straßen. Nur das Kettengeschleif der stählernen Raupentiere, die da vorwärts kriechen, über das holperige Pflaster keuchend schnaufen, ist zu vernehmen.

Erst eine ganze Zeitspanne später überkommt es einen. Man denkt nach und man findet, daß es der Retter und Befreier und Schützer nur gar wenige ge-

wesen. Niemand von ihnen wahrscheinlich, niemand von uns ganz sicher ahnt, daß Frankreich nur ganze vier Tankdivisionen besitzt, und daß über die Westgrenzen das gewaltige motorisierte Arsenal aus der Kriegsschmiede des Dritten Reiches im Begriffe ist, diese Miniaturformationen zu zermalmen!

Schon bald sind sie unseren Blicken entschwunden, und es heißt, sie seien auf der Luxemburger Straße und gegen Schifflingen vorgerückt. Man vernimmt noch immer keinen Schuß, keinen Kampfeslärm. Alles spielt sich hinter dieser sonderbaren Nebelwand undurchdringlichen Schweigens ab. Man hat so oft von den modernen Schlachten geredet und geschrieben, hier ist es ruhiger bei einem Duell mit Rapiere. Aber irgendwo muß es doch bereits ernst geworden und zum Gefecht gekommen sein, denn schon werden die ersten französischen Verwundeten in Side-Cars zurückgebracht.

Die Verbindung mit dem übrigen Teil von Esch ist wieder hergestellt. Die Deutschen haben sich zurückgezogen, einige Tote hinter einer Brennholz-Korde bei der „Knochenmühle“ zurücklassend.

Die Franzosen besetzen bald darauf das Rathaus, dessen Mauern bereits Kugel- und Splitereinschläge aufweisen. Langsam pirschen sich vereinzelt Kakhimänner in das Gebüsch des Stadtparks hinauf. Auch der Bahnhof ist besetzt, und erneut passieren motorisierte Gruppen, die nach vorwärts rollen. Ist eine Gegenoffensive im Kommen? Werden die Eindringlinge zurückgeworfen? Wird Luxemburg frei werden? Werden sie die Mosel überschreiten? Die Biertisch-Strategen sind guten Mutes bereits am Werk und feiern bereits hypothetische Siege.

An den Straßenecken stehen Posten, trotz der Gefahr, von jung und alt umlagert. Man reicht ihnen Zigaretten und andere Liebesgaben. Aber diese blutjungen Menschen sind so sonderbar. Da ist kein Enthusiasmus, kein martialisches Draufgängertum, keine Hip! Hip! Hurra-Stimmung. Das sind nicht die legendären Poilus des letzten Weltkrieges, das sind nicht die jungen Leutnants von St. Cyr, die 1914 mit weißen Glacéhandschuhen und Kasoar ins Gefecht zogen, das sind nicht die kecken Pioupiou der „Madelon“! . . .

Bis gegen Mittag ist noch immer nichts Nennenswertes vorgefallen. Man weiß nur, daß sich die Deutschen an der Dippacher Brücke eingegraben haben. Am



Eingang zur Luxemburger Straße liegen vereinzelte französische Soldaten hinter den beiden Eckgiebeln auf dem Bauche und schießen zuweilen längst der Häuserflucht auf uns nicht sichtbare Ziele.

Noch immer Flugzeuge. Die französische Flak schießt und das läßt erkennen, daß es sich um deutsche Flieger handeln muß. Ein Blindgänger ist in der Kohlenstraße ohne großen Schaden anzurichten niedergegangen. Er wurde sofort von der Lokalpolizei entfernt, die unter Leitung von Herrn Polizeikommissar Reis in prächtiger Weise ihre ganze Pflicht tut, wie übrigens auch die Gemeindeverwaltung, vom Schöffenrat tatkräftig unterstützt, Aufopferungsvolle Arbeit leistet ebenfalls seit den frühen Morgenstunden die gesamte Bürgerwehr unter Führung von Herrn Hoscheidt.

Aus der Umgegend laufen unkontrollierbare Nachrichten ein. Petingen soll von den Deutschen besetzt sein. Man spricht von der Anwesenheit der Hitler-Truppen im „Hasengrund“.

Die den französischen Truppen gefolgt Inspektoren der Sicherheitspolizei von Audun-le-Tiche beginnen ihre Säuberungsarbeit. Berühmte deutsche Nazis werden ins Polizeikommissariat zum Verhör gebracht. Andere läßt man leider laufen . . .

Der Schöffenrat tagt ohne Unterbrechung. Für 15 Uhr ist eine Gemeinderatssitzung einberufen. Die Bevölkerung drängt sich um die ersten aufgeklebten Plakate. Das eine ist an die Stadtbürger gerichtet und lautet:

#### **An die Bevölkerung der Stadt Esch!**

Das Land ist von deutschen Truppen besetzt.

Was auch geschehen mag, jeder Escher Bürger möge ruhiges und besonnenes Verhalten an den Tag legen, kaltes Blut bewahren und im gegebenen Augenblick sich zu nichts hinreißen lassen.

Die Escher Stadtverwaltung im Verein mit der Lokalpolizei und der Bürgerwehr trifft die durch die Verhältnisse bedingten Maßnahmen.

Die Bevölkerung wird gebeten, soviel wie möglich in ihren Wohnungen zu bleiben.

Bis auf weiteres bleiben die Schulen geschlossen. Bei eventuellen Gefahren sind sämtliche Unterstände geöffnet, die Bevölkerung möge dieselben im gegebenen Augenblicke in aller Ruhe und Disziplin aufsuchen.

Je nach den Ereignissen wird die Stadtverwaltung die nötigen Anordnungen treffen und bekannt geben.

#### **Die Stadtverwaltung.**

Ein zweiter Aufruf hat folgenden Inhalt:

#### **Bekanntmachung!**

Infolge der in der Umgebung des Gaswerkes der Stadt Esch tobenden Kämpfe sind die Gasbehälter vielfach durch Splitter und Kugeln durchlöchert. Dem Personal ist es infolge der Kampfhandlungen unmöglich den Betrieb aufrechtzuerhalten. Ein Mann wurde bereits verwundet. Die Einwohnerschaft ist gebeten, bis auf weiteres kein Gas mehr zu verwenden. Sämtliche Hähne der Leitungen und der Gasapparate sind zu schließen und nicht mehr zu öffnen bis auf weiteren Bescheid.

#### **Die Stadtverwaltung.**

Damit ist die Stadt bereits ohne Gas. Es ist wenn auch nur eine leichte, aber erste Plage.

Ein Schöffenratsbeschuß verordnet die Schließung sämtlicher Wirtschaften des Stadtgebietes.

Die Dringlichkeitssitzung des Gemeinderates muß im Gebäude des Polizeikommissariats stattfinden, da das Stadthaus nur unter Lebensgefahr zu betreten ist und in der Umgegend des Nobert-Metz-Platzes und in der Luxemburger Straße beständig Patrouillen-Gefechte stattfinden und jeden Augenblick hier eine größere Kampfhandlung sich ereignen kann.

In der Sitzung, an der die Mehrzahl der Stadträte teilnehmen, Herr Gendarmeriekommandant Aloyse Steffen, Herr Polizeikommissar Reis und die einzelnen Verwaltungschefs der Gemeinde, werden alle Probleme, die sich zur Stunde stellen, durchgegangen. Verantwortungsbewußt bis zum Aeußersten müssen die Anwesenden im Interesse der Bevölkerung auch die Frage einer eventuellen Evakuierung ins Auge fassen.

Die Stadt ist vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten. Kann der augenblicklich noch herrschende Optimismus das fürchterliche Gespenst dieser Evakuierung verscheuchen? Bereits gibt es kein Gas mehr und während der Sitzung kommt auch noch die schlimme Nachricht, daß die Franzosen aus strategischen Gründen die Elektrizitäts-Zentrale unbrauchbar gemacht, und somit auch kein Strom und kein Licht mehr

vorhanden sind. Dazu kommt die immer drohendere Gefahr der Unterbindung der Wasserzufuhr. Was die Lebensmittelfrage angeht, ist nicht an eine demnächstige Anlieferung von auswärts zu denken. In den Kühlräumen des Schlachthofes befindet sich zwar noch Fleisch für eine Woche oder sogar mehr, aber derselbe ist von den Deutschen besetzt und liegt direkt in der Feuerlinie. An Mehl gibt es nur, was die einzelnen Bäcker an Stocks haben, desgleichen an Milch für Kinder und Kranke nur, was in den Geschäften an kondensierter Milch aufzutreiben ist. Wegen der Ereignisse ist schon die Anlieferung der Frischmilch ausgeblieben. Durch Gemeinderatsbeschlüsse werden sofort Mehl, Milch und Trockenwaren auf dem ganzen Stadtgebiete requiriert und ihr Verkauf an Private untersagt.

Man sieht, die Lage ist alles andere denn rosig. Dazu kommt, was für den Augenblick von keinem Propheten und keinem Seher vorausbestimmt werden kann: die Gefahr in Aussicht stehender Kämpfe im Innern der Stadt selbst. Soll man unter diesen Umständen die Bevölkerung in Esch lassen oder soll man zur Evakuierung schreiten? Noch ist sozusagen nichts geschehen, aber es gibt bereits einen Toten und drei Verwundete. Des Längeren und des Breiteren wird Für und Wider in diesem furchtbaren Dilemma besprochen. Zu einer direkten Entscheidung kommt es noch nicht. Der Gemeinderat beschließt eine Delegation der Stadtverwaltung ins französische Hauptquartier der benachbarten Militärdivision zu entsenden, um Rat einzuholen. Mit dieser Aufgabe werden Bürgermeister Clement und Oberleutnant Aloyse Steffen beauftragt.

Gegen 16 Uhr nachmittags verläßt das Auto mit der Stadtdelegation, die sich nach Audun-le-Tiche begibt, Esch, um ja, wenn nur möglich Klarheit und Gewißheit von den zuständigen französischen Militärbehörden zu erhalten.

Unterdessen wickelt sich in der Stadt der fantastische Film des 10. Mai 1940 weiter ab. Das unabänderliche Schicksal stampft heran. Zum letzten Mal hat die alte Chronos-Hand das Sandglas herumgedreht und mit dem feinen Zeitstaub rieseln die Geschicksatome unhörbar, geräuschlos hernieder in das Meer der Ewigkeit.

Ebenso unsichtbar für die Meisten geht das kuriose Kampfspiel in der Stadt vor sich. Die französischen Vorposten stehen

auf einmal, unerklärlich für uns Zivilisten, in der Mitte von Esch und bilden eine Linie, die von der Bahnhofstraße sich zum Kirchhof hinzieht. Nur selten fällt ein Schuß. Aber Verwundete, die man wegführt, beweisen, daß es verteuert ernst ist. An allen Straßenecken dieser spärlich mit Truppen besäten Front, wenn man die paar Widerstandsnester, aus zwei—drei Mann bestehend, so nennen kann, ist ein Maschinengewehr in Stellung gebracht. Vereinzelt Tanks stehen, zum Einsatz bereit, im Häuserschutz der Nebenstraßen. Was vor dieser Linie liegt ist Niemandsland. Der laute Enthusiasmus des Morgens ist verklungen. Die Enttäuschung ist von den roten Halden herniedergestiegen und wandelt von Haus zu Haus, das Kreuz der Unruhe und der Besorgnis auf alle Türen zeichnend. Im oberen Stadtpark wird bereits die Anwesenheit deutscher Streifen gemeldet, die von den Höhen aus die Stadt flankieren und die in die Other Straße mündenden Straßen bestreichen und unter kurze Feuerstöße nehmen. Ein Tankgeschütz bellt ein paarmal hinauf, wie ein kleiner Köter, der sich Mut zupapst.

Alles das trägt nicht zur Beruhigung bei. Die Nervosität nimmt zu. Aber noch immer glimmt der fast erlöschende Hoffnungsfunkel.

Das Auto von Audun-le-Tiche ist wieder zurück. Im Polizeikommissariat ist Besprechung. Bürgermeister Clement und Oberleutnant Steffen berichten. In Audun-le-Tiche, wo sie mit dem französischen Hauptmann Charles gesprochen, können sie nichts Endgültiges erfahren, da er ohne Befehle und ohne Bescheid ist. Von einem Militär-Motorfahrer eskortiert, geht die Fahrt nach Aumetz zum Divisionsstabe, wo unsere Parlamentäre die Lage in Esch schildern und um Verhaltensmaßregeln nachsuchen. Sofort spielt der Draht irgendwo ins große Hauptquartier und schon bald kommt die Antwort. Das Unvermeidliche ist eingetreten.

Die französischen Militärbehörden raten nicht nur die Evakuierung an, sie fordern sie formell, sie befehlen sie. Jeden Augenblick kann die Order zur Beschließung von Esch durch die Schwerartillerie der Maginot-Linie ergehen. Der französische Generalstab kann auf Befragen für das Schicksal der Stadt und das Leben der Einwohner in keinem Falle garantieren. Das eiserne Gesetz der Schlachten befiehlt und nichts kann sich

ihm widersetzen. Bedenken zählen nicht. Fast wie ein Ultimatum klingt es, als es heißt, die Evakuierung müsse bis Samstagmorgen beendet sein. Auch die Modalitäten werden festgelegt. Frankreich ist bereit, die Bevölkerung des Minette-Bassin aufzunehmen, aber aus Gründen, die die französischen Militärbehörden nicht zu diskutieren haben, wird verlangt, daß in der Nacht bloß Frauen und Kinder, und erst morgens bei hellem Licht die Männer die Stadt verlassen können. Die Evakuierungs-Route ist vorgezeichnet. Für Frauen und Kinder muß die Straße über Audun-le-Tiche, für die Männer die Straße über Redingen benutzt werden.

Inzwischen überstürzen sich die Ereignisse in der Stadt. Die ersten Einwohner von Lallingen langen an und finden Unterkunft in der Brillenschule. Und, wie um die im französischen Generalstab ergangene Aufforderung energisch zu unterpauken, kracht es nun auch von der Maginot-Linie herüber. Heulend und jaulend miaulen die ersten Granaten über Esch hinweg nach Foetz zu und ins Zementwerk hinein. Die Deutschen antworten bald und im Gewölbe des blauen Domes über der Stadt beginnt die große Orgel des Krieges mit allen Registern ein Dies irae anzustimmen, das die einbrechende Nacht nach und nach noch schauriger und dämonischer erbrausen läßt. Ein Hexen-Sabbat fegt einen unheimlichen Spuk vorüber. Schrapnell-Splitter regnen Eisen-Hagel auf die Dächer, daß die Schiefer nur so in die Straßen prasseln und spritzen. Blindgänger fallen wie Meteore krachend in Giebel und Straßen. Es gibt neue Tote und Verletzte . . .

Das Rad hat seine Drehungen begonnen, Unaufhaltsam kreist es, rast schneller und schneller. Faites vos jeux! Rien ne va plus! Die große Misère-Lotterie hat eingesetzt. Was wird sie einem Jeden bringen? . . .

Der von der Stadtverwaltung seit langer Zeit in weiser Voraussicht eventueller Ereignisse festgelegte Plan einer Evakuierung nach Frankreich beginnt zu spielen, so gut es unter den obwaltenden Umständen nur möglich ist. Mag auch für alle Fälle und noch so gründlich in der Theorie in ruhigen idyllischen Zeiten der Gemeinderat bis in alle Einzelheiten schon Wochen vorher diesen Plan aufgestellt, alles bis auf den I-Punkt vorausgeregt haben, die tragische Wirklichkeit spielt wie immer der grauen, papierenen Verwaltungs-Technik ihr

Schnippchen. Die zur Verfügung stehende kurze Frist, der hastende Ablauf der immer dräuenderen und drängenderen Geschehnisse, die leicht begreifliche Aufgeregtheit der Leute, tausend kleine Einzelheiten müssen verhindern, daß alles klappt. Wen hierfür verantwortlich machen?

Polizei und Bürgerwehr durchziehen in der Dämmerung die einzelnen Stadtviertel, die Einwohner auffordernd, sich an die Sammelstellen zu begeben, die seit langem bereits fertiggestellte Plakate in jedem Stadtteil bekannt geben.

Inzwischen werden auf dem Polizeikommissariat die letzten offiziellen Maßnahmen getroffen. Da zu erwarten ist, daß, trotz der Aufforderung die Stadt zu räumen, eine größere Anzahl Einwohner zurückbleiben werden, darunter auch einige Gemeinderatsmitglieder, beschließt Bürgermeister Clement für alle Fälle die Stadtkasse zurückzulassen. Hier zur Beisteuer der Wahrheit nach den amtlichen Schriftstücken und Kassenbelegen der Kassenbestand der Stadt Esch, am 10. Mai 1940:

	Dépenses	Recettes
Journal Com.	3 483 288,87	12 664 265,58
Bur. d. Bienf.	1 466 379,09	1 185 353,54
partiel. payé	8 767 654,50	
Divers	1 480 978,39	1 513 934,79
Chèque postal	8 420 629,70	8 393 366,06
		23 756 919,92
		23 618 930,55

Avoir Fr.: 137 989,37

Se décomposant comme suit:

Avoir s. compte chèque postal	27 263,69
Avance poursuites	10 052,38
Mandats partiellement payés	65 903,46
Numéraire	34 769,84

= Fr.: 137 989,37

In den Häusern beim ärmlichen Kerzenlicht ist jede Familie am Packen. Mit welchem Herzbrechen, mit welcher Qual und mit welcher Nervosität werden die Bündel geschnürt, Decken zusammengepackt, Leinen und Bettzeug, Matrasen und Kissen gerollt, Nahrungsmittel in Koffer verstaut! Nur das Allernotwendigste kann mitgehen und so Vieles, gar so Vieles ist notwendig! Männer fluchen, Frauen schluchzen, Kinder weinen! Greise und Säuglinge müssen mit, und ein jeder hat nur zwei Arme! Die Mehrzahl der Leute ist vollständig apathisch. Die zermürbenden Ereignisse des Tages, die brennende Ungewißheit in den ver-

gangenen Stunden, das beständige Auf und Ab auf den Wogen stets wechselnder übergroßer Zuversicht und schwärzesten Verzagens, und nun dieser letzte endgültige wuchtige Keulenschlag haben aus den Menschen nur mehr haltlose, sich in Alles ergebende, dulddende Kreaturen und Wesen gemacht,

Die Besitzer sämtlicher Lastwagen und der vorgesehenen Privatwagen werden aufgefordert sich zu den vorgesehenen Sammelorten zu begeben.

Viele fehlen. Manche sind schon im Laufe des Tages abgefahren, andere sind defekt, andere sind auf Fahrt im Innern des Landes und haben wegen der Ereignisse nicht mehr zurückkommen können.

Die Nacht ist hereingebrochen, die letzte Nacht auf Heimatboden. Ein letzter Blick auf das, was ein Jeder zurückläßt. Ueberall das Quietschen ungeschmierter Ladenangeln. Man schließt die Fensterladen wie man die Augen eines teuren Toten schließt. Die Türen fallen ins Schloß. Die Schlüssel werden im Polizeikommissariat abgeliefert, der Hut derjenigen anvertraut, die freiwillig zurückbleiben wollen.

Durch die nächtlich dunkeln Straßen und Gassen ziehen, sich mühsam bereits abschleppend, die Scharen zu den auf sie wartenden Lastwagen. Man trennt sich wehen Herzens, denn die Männer sollen ja nicht mit. Wohin wird die Fahrt gehen? Wo wird man sich wiedersehen? Ueber manch qualvolle Szene breitet die Dunkelheit diskrete Schleier. Die Mehrzahl der Leute bewahrt Disziplin, andere wiederum scheren sich einen Deut um die Parole und wollen aus nur allzuleicht verständlichen Gründen ihre Familien nicht im Stiche lassen. Da sie sich nicht trennen wollen, beschließen sie Wagen Wagen sein zu lassen und den beschwerlichen Fußmarsch anzutreten. Wankend verschwinden sie in der Finsternis . . .

Immer beängstigender wird der Höllenlärm der Beschießung. Auf den Bürgersteigen sitzend, auf Kisten, Kästen und Koffer, an die Häuser geduckt warten sie auf die Stunde des Aufbruchs. Das geschlossene Synagogen-Tor wird aufgebrochen, um den Massen Schutz und Zuflucht vor den Splittern zu gewähren. Denn ohne Unterlaß braust und heult und kracht der gewaltige Orkan über unsern Köpfen. Im Nachthimmel greifen geisternd die Kilometer-Finger vereinzelter Scheinwerfer und spielen ihr rastloses, schweigendes Blindkuh-Suchen mit unsichtbar dröhnenden Flugzeug-Geschwadern.

Die ersten Wagen sind gestartet. Der monströseste, gigantischste Menschenstrom, den je die Geschichte gesehen, hat hier in Esch eine seiner vielen Quellen gefunden. Noch ist es bloß ein erstes kleines Rinnsal, das vorbeifließt, den großen Millionenstrom suchend, der es aufnehmen wird, um es in der gewaltigen alles überschwemmenden anonymen Flut zur Mündung nach Südfrankreich in den Ozean der Niederlage mitfortzureißen. Denn aus den ersten Luxemburgern werden, vermischt mit Belgiern, Holländern, Franzosen, 12 Millionen werden, die in endlosen Tagen und Wochen alle Straßen, Wege und Pfade Frankreichs verstopfen.

Mit abgeblendeten Lichtern geht die Fahrt in die Nacht, hochbepackt mit Knäueln von Menschen und dem ärmlichen Ballast der Leute ohne Heim noch Herd.

Noch geht es zu Beginn geordnet zu, doch schon bald staut und stockt der lamentable Zug an unsichtbaren Hindernissen: französische Wachtposten und Maréchaussée, die keine Befehle haben, geschlossene Bahnübergänge, Panne erleidende Wagen, Straßen-Schikanen und -Sperrn. Aber immer wieder drücken sie von hinten nach und wie steigende Wasser, die unablässig Zufluß erhalten, schwemmt es alles mitweg, sickert durch Nebenwege und dringt mit unendlicher Langsamkeit, aber stetig weiter.

Die ganze Nacht hindurch zieht die schier endlose Karawane unaufhörlich über die französische Grenze. Esch wird immer verlassenener. Wie aus unzähligen Wunden blutend verliert langsam der Stadtkörper sein Leben. Gegen Morgen warten noch einige Tausende auf Wagen, die zurückkommen sollten, aber nicht mehr wiederkehren. Dann setzen auch sie sich, bereits erschöpft vom vergeblichen Wachen in der schier endlosen Schreckens-Kriegsnacht, zu Fuß in Bewegung.

Und gegen 5 Uhr früh, Samstag, den 11. Mai, verläßt als einer der Letzten Bürgermeister Clement die Stadt. In der morgendlichen Dämmerung liegt sie wie ausgestorben da, leer und einsam verlassen. Jeder Schritt hallt wie in einer Gruft echoerweckend hundertfach wieder und scheucht Hunde und Katzen auf, die in ihr herumirren, herrenlos zurückgelassen . . .

Ehe wir dieses Kapitel abschließen noch ein Wort. In der Dezember-Nummer von 1942 der Werkzeitschrift der Be-



triebsgemeinschaften des Gauverlages Moselland „Führer und Gefolgschaft“, heißt es über die Escher Evakuierung auf Seite 7 wie folgt:

„Am und nach dem 10. Mai 1940 erhielten die Bewohner des Escher Industriegebietes noch eine weitere, unvergeßliche „Segnung“ von seiten ihrer Demokraten volksfrontmäßiger Prägung beschert. Obwohl dazu kaum ein Grund bestand, ordnete der Bürgermeister der Stadt Esch — als solcher amtierte Monsieur le Directeur Clement vom „Escher Tageblatt“ — die Evakuierung der Stadt Esch an, die dann auf den ganzen Kreis Esch ausgedehnt wurde. Die ersten, die in hochbepackten Autos losbrauten, waren die Hetzpostel vom „Escher Tageblatt“. Mochte die arme verhetzte Bevölkerung sehen, wo sie blieb. Ob sie zu essen hatte oder irgendwo am Straßenrande in Frankreich hungerte — was scherte das die Herren „Demokraten“! Hauptsache, sie hatten, was das Herz begehrte, in schönen Mengen wohl in ihren Kraftwagen verstaut. Ueber 80 000 Personen aus dem Escher Gebiet, Männer, Frauen, Kinder, Gebrechliche, Kranke und Säuglinge, bevölkerten die Landstraßen auf ihrem Weg in das innere Frankreich, ohne daß sich einer um sie kümmerte, am wenigsten aber jene Halunken, die sie auf den Weg gehetzt hatten. Der Eindruck aber, den die

luxemburgische Industriebevölkerung auf ihrer Flucht von der „Grande Nation“ bekam, und die Behandlung, die sie dort erfuhr — wie oft flog ihnen das Schimpfwort „Boches“ entgegen! —, hat sie von ihrem alten Wahn mit Bezug auf Frankreich ein für allemal geheilt. Groß war die Freude, als die Flüchtlinge nach rund vier Monaten wieder in ihre praktisch unversehrte Heimat zurückkamen. Wer nicht zurückkehrte, das waren die Hetzer vom „Escher Tageblatt“. Und das war für sie gut, denn so entgingen sie der Rache der von ihnen ins Elend Geführten. Schade . . .“

Sollen wir überhaupt noch ein Wort über die armselige Hetze dieses Packs verlieren? Wenn wir jemals das Glück haben, diese Verdreher-Bande à la Doktor Perizonius, Gerlach, Dilly, Arnold und Meyers hier in Luxemburg auf unsere Manier begrüßen zu können, wird ihnen das ganze Luxemburger Volk, und mit ihm auch die Escher klar und deutlich, ehe sie den verdienten Denkkettel erhalten werden, sagen, wie glücklich sie gewesen wären, wenn man sie nach Frankreich gehen und dort am Straßenrande hungern gelassen hätte. Und das Schimpfwort „Boches“ hätten sie ganz sicher lieber in Frankreich mit in Kauf genommen als hier zu Hause das „Heil Hitler“!

## Auf Frankreichs Straßen

Leuchtend wirft sich der Sonnenzelter ins morgendliche Firmament. Ein strahlender Vorpfindstag beginnt. Vorüber ist die Nacht mit ihren qualvollen schwarzen Stunden, aber auch das neue Licht schaut nur auf neues altes Leid und Elend. Kilometerweit ziehen sich wie eine bunte Wellenraupe die Auswanderer von der Grenze bis nach Tiercelet hin und weiter hinaus schon stößt die Spitze bis Pienne vor.

Auf der breiten Straße von Audun-le-Tiche, auf holprigen Karrenwegen, auf absichtsfließenden Feldwegen über einsame Flur mühen sich bereits erschöpfte Menschen ab, westliche Wolgaschiffer, ächzend und schweißtriefend an unsichtbarem Seil ihr Los nachschleppend. Langsam wanken sie vorwärts die Kulis des Elends von der barbarischen, schmerzenden Peitsche des unerbittlichen Muß

nach vorwärts getrieben unter ungewohnter, schlecht verpackter und falsch verstauter Last, Kinderwagen vor sich herschiebend, Schubkarren stoßend. Ein Mälstrom der Not. Leiterwagen, von Pferden gezogen, mit notdürftig mit Stroh belegten Planken, überladen mit Glücklichen, die wie Prinzen auf ihren Habseligkeiten thronen; die unmöglichsten Vehikel und Fahrzeuge schwanken inmitten dieser Kolonne des fußgehenden Volkes; überlastete Fahrräder tragen den unmöglichsten Hauskram, mühsam vorwärts geschoben, daß die Felgen stöhnen. Und dazwischen mühende Kühe und Ochsen mit schwerem trägen Patriarchengang. Am Wegrain sitzen sie, im Straßengraben liegen sie, in noch vom Tau glitzernden jungen Gras. Und darüber schwirren wie Geler unheimlich die Todesvögel deutscher Nazi-Kultur . . .

Langsam bahnen sich Autoschlangen hupend ihren Weg durch die torkelnde Menge, die mit flehenden Augen stumm um unmögliches Einsteigen bittelt: Auch im Elend gibt es keine Gleichberechtigung.

Hinter Audun-le-Tiche liegen die stählernen Mastodonten der Maginot-Kuppeln in das Terrain geduckt: graue, gigantische, vorsintflutliche Schildkröten-Ungeheuer, die da lauern auf eine neue Anstachelung um loszugeifern. Einstweilen gähnen die Geschützrohre in den schimmernden Morgen, müde von der anstrengenden Todesfron der Nacht. Aus der Ferne dröhnt es herüber, rollt, verhallt donnernd durch die Erdschichten, wie von unterirdischen Gewittern, wie der Cyklopen-Schlag des Weltenherzens in Todesfiebern. Auf der Erde ist alles Schweigen. Kein Soldat, kein Panzer. Nichts. Man hört nur den schleifenden, schlaufenden, gritschenden Tritt der stummen Masse, die ins Ungewisse treibt. Hinter uns schweben dünn und filigran-



fein winzig-weiße Rauchfähnchen am klaren Horizont: der letzte Atem der verpustenden, verlöschenden luxemburgischen Hütten-Schlote. La terre qui meurt!

Audun - le - Tiche! Audun - le - Roman! Ironisch, höhnisch, hämisch grinsende Buchstaben und Zahlen an den Wegweisern: Luxembourg 50 km! Esch 20 km! Verdun 200 km! Sechs, sieben Stunden sind nun schon viele unterwegs, mit letzter verzweifelter Energie torkeln sie vorwärts, nach immer länger werdenden Rast. Herzlicher, überherzlicher Empfang in den kleinen Grenzdörfern. In manchem Hause beginnt bereits jetzt für die Luxemburger das große, schöne, unvergeßliche Caritaswerk der französischen Bevölkerung. In wievielen Augen sahen wir Tränen perlen, als ob man bereits ahne, daß auch in diesen noch so eng mit Esch und dem Minettsbassin verwachsenen kleinen Ansiedlungen für die Bevölkerung bereits einige Tage später schon die Stunde des Scheidens von

Heim und Herd, von Haus und Hof schlagen würde. Daß sie sich schon bald dem Flüchtlingsstrom, der unendlichen Kriegsfarandole anschließen müßten.

Kurz vor Pienne dunkelblaue luxemburgische Uniformen. Herr Oberleutnant Steffen mit verschiedenen seiner Agenten versehen in Staub und Hitze Ordnungsdienst, suchen die zersprengten Massen einigermaßen zu sammeln, zu kanalisieren und geben bekannt, daß von Pienne aus Eisenbahnzüge zur Verfügung stehen werden.

Pienne! Die kleine Arbeitersiedlung mit dörflichem Einschlag gleicht einem richtigen Heerlager mit Troß und Stab, einer immensen Nomaden-Smala, die sich zu kurzer Rast hier niedergelassen. Laut und lärmend geht es zu. Die Wirtschaften sind überfüllt, die Straßen können die Menge nicht fassen, auf Plätzen und Wiesen kampieren sie zu Hunderten und Aberhunderten, von mitgeführten Vorräten zehrend, von der Gemeindeverwaltung aus großen Kesseln angebotenen Kaffee trinkend. Brüllende Kühe, die nach dem Melkeimer verlangen, wiehernde, grasende Gäule, mitgeführte grunzende Ferkel in allzu enge Verschläge gepfercht, geben Jahrmarktsstimmung. Das kernige, derbe Platt der Escher Sprache, die noch hier verstanden wird, schallt aus allen Ecken in den Babel-Wirrwarr. Die Menge hat sich etwas erholt. Die Stimmung ist besser, man hat Speise und Trank zu sich genommen, hat Bekannte und Nachbarn wiedergesehen.

Dazu kam in Pienne der liebe Empfang seitens der Bevölkerung, ihre tiefe Teilnahme und ihr echt menschliches Mitempfinden. Aber auf vielen lastet trotzdem geheime Sorge über den Verbleib von Familienangehörigen, denn nicht viele Haushalte sind durch den Entscheid der französischen Militärbehörden zusammengeblieben. Und das ist das Schlimmste in der Fremde: auseinandergerissen nach unbekanntem Bestimmungsort ins Blaue hineinzuirren. Hier fehlt der Mann, hier der Sohn, hier der Vater. Andere finden sich wieder, denn aus allen Richtungen münden hier immer weitere Flüchtlingskolonnen.

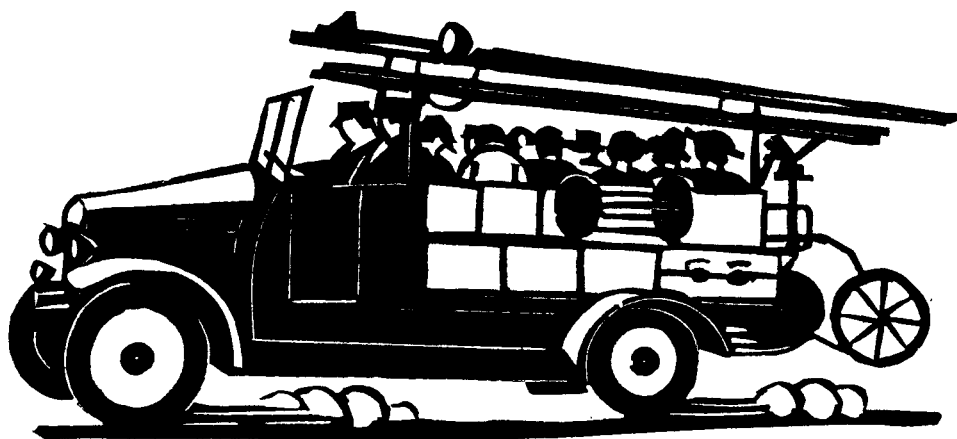
Zum ersten Male stellt sich für viele nun auch die Währungsfrage. Wir sind in Frankreich und offiziell hat hier das luxemburgische Geld keinen Kurs. Aber man einigt sich so gut es geht und große Schwierigkeiten gibt es hier noch nicht. Noch weiß niemand hier, daß auf Antrag unserer Regierung in Paris die franzö-

sische Regierung sofort Anordnung gegeben hat, das luxemburgische Geld zum Nominalkurs von 1,82 Franken anzunehmen. Dadurch verlieren in den beiden nächsten Tage viele beim Wechseln. Aber auch hierfür kann niemand verantwortlich gemacht werden. Eine Verpflichtung Frankreichs, den luxemburger Franken zu einem höheren Kurs umzuwechseln, lag nicht vor.

In all die kleine und die große Tragik platzt bald darauf die Lachbombe schon mehr burlesken Geschehens. Mit ohrenbetäubendem Hupen und Berling-Berling-Glockenspiel fährt wie ein wildgewordenes Biest die Escher Feuerspritze in die Ortschaft. Niemand ahnt, daß diese Feuerspritze einmal legendär werden wird, und in einigen Monaten einen fast amtlichen Noten-Austausch zwischen der Nazi-Zivilverwaltung in Luxemburg und dem Flüchtlings-Bureau in Mâcon, der zu den ergötzlichsten unserer Erinnerungen gehört, auslösen wird. Doch darüber später.

wird daraufhin verabredet, dieselbe in der Ortschaft unterzubringen, was denn auch gegen Erhalt eines diesbezüglichen Beleges geschieht. Alles scheint in bester Ordnung. Doch erstens kommt es, zweitens anders und drittens als man denkt. Wir werden es, wie gesagt, später sehen.

In Pienne wird nun durch die Gemeindeverwaltung, die sich mit den Militärbehörden von Etain, Conflans und Verdun in Verbindung gesetzt haben, für den größten Teil der Flüchtlinge der Abtransport in eiligst zusammengesetzten Zügen in die Wege geleitet. So schnell natürlich soll es jedoch nicht gehen. Die Verwaltungsangelegenheiten sind auf die Armeestellen übertragen, nur sie allein haben zu bestimmen und anzuordnen und vom Militärstandpunkte aus gibt es weit wichtigere Dinge zu tun, als Züge für Zivilisten ins Rollen zu bringen. Jede Achse ist wertvoll für die Truppentransporte, jede Lokomotive, jeder Eisenbahnwagen ist kostbar für die Verteidigung der französischen Heimat. Dazu kommt,



Für den Augenblick jedoch war der Vorfall für die Verantwortlichen nicht gerade zum Lachen. Die Escher Feuerspritze war von Bürgermeister Clement mit Absicht zurückgelassen worden, um im Falle eines wegen der Ereignisse nicht ausgeschlossenen Brandes der zurückgebliebenen Bevölkerung zur Verfügung zu stehen. Von Zurückfahren kann trotz aller offiziellen Demarchen bei der zuständigen Militärbehörde keine Rede sein. Da jedoch mit dem neuen Monstrum-Vehikel auf dem Marsch ins Exil wenig anzufangen ist, muß die famose Spritze in Pienne zurückgelassen werden. Mit dem dortigen Bürgermeister

daß ohne Unterlaß die deutsche Luftwaffe die nächstgelegenen Verschiebebahnhöfe und Eisenbahnknotenpunkte bombardiert. Unablässig drummt das dumpfe, erderschütternde Gepauke schwerster Einschläge. Eisenbahnstrecken werden beschädigt und müssen wieder ausgebessert werden, rollendes Material wird zerstört und muß von weither wieder neu anbeordert werden. Telefonleitungen und -Kabel werden zerschnitten und auf Stunden ist jede Verbindung unterbrochen. So einfach ist die Sache nun doch nicht. Einen ganzen Tag noch muß ein großer Teil unserer Leute, ohne Bescheid zu wissen, warten, bis sie endlich an die



Reihe kommen und sich in Güterwagen auf schütterem Stroh bequem machen können, wenn man das so nennen kann.

Auf den Straßen nach Tiercelet dasselbe, immer das gleiche traurige Bild. Nur sind die Leute noch müder und matter, abgehetzter. Manche können einfach nicht mehr. Und doch gibt es das herrische Muß, das keine Gnade und kein Erbarmen kennt. Ueber den langen, weit sich hinziehenden Kolonnen brausen in Intervallen, fast über die Bäume streichend, die Hakenkreuz-beschwingten Apparate. Sie fliegen so tief, daß unmöglich eine Verwechslung auch nur denkbar ist. Nichtsdestoweniger bestreichen sie mit Maschinengewehrfeuer die Kolonnen, die mit gellenden Schreien auseinanderstieben. Die deutsche Kultur ist an der Arbeit, wie überall übrigens! Und schon zwei Tage später spricht Goebbels im Nazi-Rundfunk vom „makellosen Panzerschild deutscher Wehrhaftigkeit“!

Kilometerweit ist keine französische Truppe im Gelände, nicht einmal ein Wachtposten, nicht einmal ein einzelner Soldat!

Die ersten Opfer, Verwundete werden nach Pienne zurückgebracht, von wo sie in Ambulanzwagen ins Militärlazarett nach Verdun gebracht werden.

Tiercelet! Vor dem Bahnhof, der in der prallen Mittagsglut in seiner leuchtenden Weißtünche die Augen blendet, stehen, sitzen, liegen Hunderte auf dem weiten Rasenplatz und warten, und warten, und warten auf seit Stunden und Stunden gemeldete Züge, die noch immer nicht eingelaufen sind. Nur äußerst schwer ist es, den Armen, die Kinder und Greise mit sich haben, begreiflich zu machen, daß mit dem besten Willen nicht alles wie am Schnürchen gehen kann.

Andere Flüchtlingsscharen in gleichem Inferno-Zuge versuchen Etain zu erreichen. Es ist noch ein weiter Weg, aber ein jeder glaubt in einer größeren Ansiedlung sei es besser als in den kleinen Dörfern und Weilern, und leichter Unterkunft zu finden. Sie stoßen aber jetzt auf französische Militärpatrouillen, die sie abseits der Hauptstraßen in Richtung Verdun abdrängen. So kommt es, daß mehrere Hundert Escher und Rümelinger am späten Nachmittag des 11. Mai in Saint-Jean-les-Buzy anlangen, übermüdet und deprimiert. Sie werden von der dortigen Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen. Und hier soll eines Mannes Erwähnung getan werden, der für viele Escher kein Unbekannter ist und

der alles getan, was in solchen Augenblicken zu tun nur möglich ist: Colonel Lambert, der mit seinem Regiment den Sektor in der Gegend von Conflans hält. Auf seine Befehle hin fahren Militär-Lastwagen die Strecke Saint-Jean de Buzy—Tiercelet ab, nehmen die müden Menschen mit ihrem so armseligen und doch so schweren Ballast auf und bringen sie in das kleine gastfreundliche Dörfchen, wo schon bald die Einquartierung vor sich geht. Vom Bürgermeister, Herrn Collin, an bis zum bescheidensten Einwohner wetteifern alle, je nach dem verfügbaren Raum und Platz, soviele Luxemburger wie nur möglich bei sich aufzunehmen. Aber immer noch langen weitere Scharen an, als ob es sich herumgesprochen hätte, wie zukommend und lebenswürdig die Leute hier seien. Bald müssen auch die Scheunen erhalten und auf den Heu- und Strohspeichern wird so gut es nur eben geht das Nachtquartier hergerichtet. Wohl manche haben hier zum ersten Male auf diese primitive Weise geschlafen, aber ganz sicher war niemandem ein solches Lager erwünschter als an diesem Tage. Nur die Unentwegten und Harten, denen der lange Marsch auf den französischen Landstraßen nichts anhaben gekonnt, sitzen mit ihren Gastgebern zusammen, die auftischen was sie nur können. Auch die französischen Feldküchen fahren auf und servieren Essen. Man fühlt sich bereits heimisch, und wie es bei solchen Gelegenheiten meistens der Fall ist, ist schon die Misère der vergangenen Tage abgeschwächt. Die gütige Fee Vergessen ist für Stunden an ihrem Zauberwerk. Alles hofft mit den Franzosen auf den großen Gegenstoß Gamelins. Niemand weiß, abgeschnitten wie wir von allem sind, Bescheid über die Kriegsergebnisse, niemand ahnt, daß in Belgien und Holland die deutschen Truppen bereits strategische Erfolge von großer Bedeutung für den weiteren Verlauf des Krieges auf dem Kontinent davongetragen haben. Die Verbrüderung mit den französischen Truppen der Maginot-Linie, deren Moral sehr gut zu sein scheint, trägt das ihrige dazu bei, daß die Hoffnung auf baldige Rückkehr nach Esch immer größer wird. Wir armen Unwissenden!

Die Welt ist sternenklar. Vor uns blitzen die Mündungsfeuer der nicht zum Schweigen kommen wollenden Maginot-Forts. Nur der Himmel liegt friedlich über Frankreichs Ostmark.



Und wieder bricht ein Tag an, nachdem die Nacht vorüber, kurz, aber ereignisvoll. Pfingstsonntag! Wie viele denken wohl mit berechtigter Trauer an diesen Escher Kirmestag, den sie, alles zuhause im Stich lassend, nur wenige Kilometer entfernt, zum ersten Mal in ihrem Leben als unstäte Nomaden verbringen müssen. Aber mit der Sonne ist doch auch die gute Laune aufgegangen. Man feiert trotzdem, so gut es geht. Sie sitzt im Escher Blut, die alte Kirmesfreude und kommt unwiderstehlich zum Durchbruch. Die mitgenommenen Kirmeschinken werden hervorgeholt, und die, die keinen mit sich haben, gehen doch nicht leer aus. Bereits spielt die schöne Solidarität, die immer von selbst auftaucht, wenn gemeinsames Unglück Menschen gleicher Abstammung sich zusammenfinden läßt. Wieder fahren die französischen Feldküchen zum Morgenkaffee vor. Eine ganze Ladung Büchsenfleisch und Weißbrot aus den Heeresbeständen kommt zur Verteilung: Colonel Lambert läßt niemals Luxemburger, und vor allem keine Escher in der Not. Seine Soldaten wetteifern richtig mit der Bevölkerung im Entgegenkommen.

Doch die Aufregung wächst bald wieder. Ein Fliegeralarm löst den andern ab. Von irgendwo zieht das Hyänengeheul unsichtbarer Sirenen über das Dorf. Die Flak kracht ohne Unterlaß in den Maienhimmel, die schöne Bläue mit den grauen und weißen Aussatz-Tupfen der Schrapnells verschandelnd. Aus dem Dreieck Verdun-Conflans-Etain rollen die wuchtigen Erschütterungen von gewaltigen Detonationen heran. Das Bombardement läßt die Erde erzittern. Die ganze Gegend scheint in Aufruhr. Das Trommelfeuer brüllt irgendwo weitab von uns und doch so nah, wie ein Auferweckungs-Signal für die Toten von Verdun von 1915. Zwei deutsche Flugzeuge werden abgeschossen. Brennend torkeln zwei Flammenfackel in schwarzen, dichten Rauch gehüllt in kurzer Entfernung zu Boden. Krachender Aufschlag. Französische Militärautos flitzen durch die engen Dorfstraßen zu den Absturzstellen.

Im großen Riesengeschehen ein kleines Intermezzo bloß, das bald alltäglich, ja allstündlich an den weiten Fronten werden sollte. Aber hier schafft es sensationelle Genugtuung, die schon in ganz kurzer Zeit brüskem Abbruch erleidet. Schnell verbreiten sich die Unglücksnachrichten und im Nu kennt jeder die Hiobspost: Herr Mathias Dossing, Präsident des Christlichen Arbeiterverban-

des, ist einem Herzschlag erlegen. Uebermüdung, Aufregung, andere physische Ursachen haben das vorzeitige Ende des noch rüstigen Mannes bewirkt. Doppelt tragisch wirkt der Vorfall unter den gegebenen Umständen. Der erste Tote auf fremder Erde seit unserm Aufbruch! Der erste einer langen, allzu langen Reihe. Noch viele schlichte weiße, rohgezimmerte Arme-Leute-Kreuze auf kleinen und großen französischen Friedhöfen zeichnen den Weg, den brave Luxemburger auf kürzeren oder längeren Irrfahrten durch Frankreich genommen . . .

Ein luxemburgischer Arzt ist nicht zur Stelle. Der bisher bei der Kolonne weilende Dr. Houdremont ist ohne ersichtlichen Grund weggefahren. Erst in Beaune, einige Tage später, sollte er wieder zu uns stoßen. So muß ein Militärarzt angefragt werden, der leider auch bloß den eingetretenen Tod feststellen kann. Nach den üblichen Zivil-Formalitäten wird die Leiche im Gemeindehause aufgebahrt.



Doch gebieterisch heischt das Leben rastlosen, grausamen Fortgang. Ueberall richtet man sich häuslich ein, so gut und so schlecht es nur eben geht. Alle haben ja die Hoffnung trotz der nahen Grenze, im Schutze des ja unbezwingbaren Maginot-Walls hier verweilen zu dürfen bis zur baldigen Wiederkehr der besseren Tage, die sicher nicht ausbleiben können. Wenn sie gehnt und gewußt hätten, die unverbesserlichen Optimisten! So wird einstweilen zum Auspacken von Koffern und Kästen geschritten, zum Losschnüren von Bündeln und Paketen, zum Unterbringen der wenigen Habseligkeiten.

Die zweite Nacht in St.-Jean-les-Buzy bricht herein, ihr Kommen dumpf skandiert vom nicht mehr verstummenden Gebrüll der Geschütze. Vor uns, hinter uns, rechts und links am Himmel fahles

Aufflackern unzähliger Mündungsfeuer, geisterhaftes Wetterleuchten stählerner Gewitter: ein infernalisches Schauspiel, apokalyptische Illustration für eine Dante'sche Höllenschilderung. In den Häusern erlöscht nach und nach der kärgliche Schein dörfischer Petroleumlampen, in den Scheunen das ärmliche Flackern vorsichtig aufgestellter Kerzenstummel. Wie mit einer Last von schweren Träumen gleitet die Nacht vorüber, unhörbares Geisterschiff, zu friedlicheren Gestaden . . .

4 Uhr morgens. Es klopft und lärm und rumort an Türen und Toren. Eine unerbittliche Parole reißt alles von den Lagern, heißt uns Aufstehen und fertig machen. fertig machen zu anscheinend nicht verzögerbarem Aufbruch. In Buzy, einige Kilometer von St. Jean, sollen Züge zur Abfahrt bereit stehen. Denn neue Flüchtlingskolonnen sind gemeldet, diesmal französische Evakuierte, für die Platz gemacht werden muß. Tage und Wochen wird diese Abwechslung nun vor sich gehen, Tage und Wochen werden wir auf diese Weise vor uns hergeschoben.

Wohin es gehen soll? Anscheinend in das Departement von Saône-et-Loire oder in das der Côte-d'Or. Zum ersten Male fällt der Name Montchanin. Es heißt, da die Bevölkerung der Minette-Gegend zum Großteil aus Hütten- und Grubenarbeitern besteht, soll sie in die Gegend des Creusot kommen, um hier in Arbeit gesetzt zu werden und Verdienst zu finden. So gut auch diese Nachricht für die meisten klingt, für den Augenblick ist niemand richtig erbaut. Denn es ist kalt in der Dunkelheit. Noch halb- und schlaftrunken muß es wieder ans Schnüren und Packen gehen, und, nichts Warmes im Leibe, eine neue, wenn auch kurze Fußtour angetreten werden. Doch Befehl ist Befehl, kein Protestieren hilft. In aller Eile bildet sich diese ungewohnte Frühprozession und beginnt der Marsch nach Buzy, zum kleinen Zwergbahnhof an einer Zwergseisenbahnlinie.

Der Tag bricht an. Eisenbahnwagen stehen zwar bereit, aber von einer dampfenden, keuchenden Lokomotive weit und breit keine Spur. Irgendwo wiederum in weiter Ferne sind Bomber am Werk, denn die gedämpfte Erschütterung zahlreicher Explosionen dringt zu uns herüber.

Stunden auf Stunden verrinnen in wirklich quälender Langsamkeit. Nichts rührt sich in diesem Spielzeug-Bahnhof. Un-

weit von hier ist wiederum die Bahnstrecke beschädigt und man muß warten, bis die Instandsetzungs-Arbeiten beendet sind. Es ist bereits 10 Uhr morgens. Der Allergeduldigste wird unmutig und murrst, trotz aller Beschwichtigungs- und Trostworte des Stadtratsmitgliedes Ant. Krier. Warum die Leute um 4 Uhr in der Frühe aufwecken, wenn es noch um 8 Uhr Zeit gewesen wäre, reichlich Zeit? Ja, warum? Kann es heute überhaupt ein Warum geben?

Gegen 11 Uhr, nach mehr als sechsstündigem Warten endlich kommt der Befehl des Bahnhofsvorstehers zum Einsteigen. Aber noch wird die Geduld auf eine lange Probe gestellt, bis endlich die Lokomotive eintrifft und die letzten Anordnungen zur Abfahrt gegeben werden. Nur die Autokolonne bleibt zurück. Man gibt sich Stelldichein in Montchanin. Winken und Grüßen und die lange Wagenreihe verschwindet bald in einer Kurve unsern Blicken ins Ungewisse. Niemals während des Frankreich-Aufenthaltes sollten wir wieder zusammenkommen. Denn bald schon sollte die unsichtbare, aber effektiv hermetisch abschließende Demarkations-Linie sich zwischen uns legen: bloß ein roter Millimeter-Strich auf der Karte, symbolischer Schnitt im blutenden Körper Frankreichs, aber fester abschnürend als jede wirkliche Strangulierung . . .

Nun schlägt auch für uns, für die aus etwa 20 Kraftwagen zusammengesetzte Karawane die Stunde. Ein kurzer, stummer Gruß an den toten Mathias Dossing, den wir nicht einmal zu Grabe begleiten durften, und wir müssen weg. Colonel Lambert ist noch zum Abschied erschienen. Wir sollten ihn erst ein Jahr später wiedersehen, als er in Bourg-en-Bresse, im Ain-Departement in Garnison lag, von wo er zuweilen herüber nach Mâcon kam und wo uns sein unerschütterliches Vertrauen in de Gaulle und in des wahren Frankreichs Zukunft großen moralischen Halt brachte. Und als er später aus Nizza, wohin er sich nach der Auflösung der „Armée de l'Armistice“ zurückgezogen, zuweilen schrieb, klang vorsichtig aus jedem seiner Briefe trostreich und nie verzagend die Hoffnung auf den Umschwung . . .

Nun folgen sich in rascher Folge die einzelnen Etappen nach dem Innern und dem Süden Frankreichs. Ohne jedes Wissen um das Endziel, immer ins rätselhafte Blaue hinein, mehr geschoben als lenkend, geht es Tag um Tag weiter, Gott sei Dank, noch mehr oder weniger an der

Spitze des sich nun ereignenden schier unentwirrbaren Millionen-Chaos, mit dem sich immer mehr ebenfalls Tausende und Abertausende von zurückflutenden. Soldaten aller Truppengattungen vermengen, jedem militärischen Nachschub von Südfrankreich herauf einen unmöglich zu durchbrechenden wandernden Damm entgegensetzend. Shakespeares wandernder Wald ist hier ins Riesenhafte vergrößert, zur dramatischen Wirklichkeit geworden. Und hinter diesem lebendigen Menschenmassen-Schild stößt und treibt die deutsche Strategie diese Flüchtlingsscharen vor sich her und zerschlägt in ihrem Schutze jeden wiederholten Versuch des französischen Gegenzuges, irgendwo eine neue kampffähige Widerstandslinie aufzubauen. Es war dies eine nicht unwesentliche Ursache des französischen Zusammenbruchs.

Denn wie es hier im Osten ist, so ist es allüberall, im Zentrum und im Westen. Wie über die Deichufer getretene Fluten spült und leckt dieses phantastische Völker- und Nationenwogen über jedes Departement hinweg, erst an den horizontalen Weiten des Mittelmeers und an der granitnen Mauer der Pyrenäen zum Halten gebracht, als am 17. Juni der frühere Sieger von Verdun im Rundfunk den traurigen Waffenstillstand der erschütterten Welt zur Kenntnis brachte . . .

Inzwischen, aller guten Hoffnung voll, rollen wir weiter Verdun zu, der heldenhaften Zitadelle, der Schirm- und Trutzburg des Frankreich vom ersten Weltkrieg. Die ersten französischen Zeitungen seit drei Tagen. Wie sie noch so optimistisch gehalten und gestimmt sind? Zweihundert Kilometer hinter der Front! Man wiegt sich in absoluter Sicherheit, man wähnt sich in nicht zu zwingendem Schutz. Dort leuchten sie herüber im gleißenden Sonnenschein, die wälderumrauschten Hauts-de-Meuse! Die legendären Namen von Douaumont, Vaux, Tavannes und Mort-Homme stehen wie eine leuchtende Inschrift am Himmel über der Woevre-Ebene, wie Kapitel-Titel im Buche von Frankreichs glorreicher Geschichte. Nein, hier kann uns nichts mehr geschehen!

Und zufrieden stehen wir Schlange an den Schaltern der Banque de France, um unsere paar Groschen Luxemburger Geld gegen französische Scheine umzutauschen, denn die Zeitungen melden bereits, daß auf eine Demarche unserer Regierung hin die französische Regie-

rung in bereitwilligem Entgegenkommen in den Umtausch zum offiziellen Kurse, wie früher bei uns in Luxemburg, eingewilligt hat.

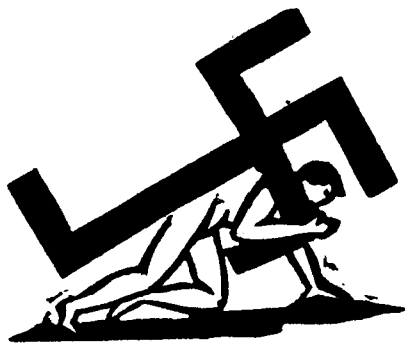
Darauf Weiterfahrt durch friedliches Land, weitab schon vom Kriegsgeschehen und Tankgetümmel, durch das weite, fruchtbare Tal der Maas, hügelumkränzt und mit schon grünenden Wäldchen besetzt, über Commercy nach Vaucouleurs.

Eine der unverwischbarsten Erinnerungen dieser ersten Exiltage ist heute, wenn wir nach so langer Zeit auf diese Periode zurückblicken, der kurze Aufenthalt in dem kleinen Städtchen an der Maas: Vaucouleurs. Wie ein köstlicher Duft in einem längst geleerten Gefäß verbleibt in uns das allzu kurze Erlebnis dieses Maientages 1940.

Gegen Abend langten wir dort an. Die letzten Sonnenstrahlen umgöden die kleinen Häuschen und die bereits vom Lärm des Tages verlassenen engen Straßen. Die Autokolonne aber bringt wieder Leben in die Ortschaft. „Les Luxembourggeois“, heißt es, als die weißen Matrikel-Schilder unserer Wagen für uns das Vorstellen besorgen. Wenn es wahr ist, daß die Art und Weise, wie man gibt, das Kriterium leiblicher Barmherzigkeit und menschlicher Caritas darstellt, dann ist es in Vaucouleurs gewesen, wo dieses Kriterium am vollkommensten aufgestellt ward. Ueberall sind wir, von Anfang bis zu Ende, der französischen Gastfreundschaft unter hundert Formen begegnet, spontaner, herzlicher, ergreifender wie hier hat es sie nirgendwo gegeben. An andern Orten, in andern Gegenden hat sich mit der Zeit nach und nach zwischen Luxemburgern und Franzosen ein Verhältnis herausgebildet, haben sich Beziehungen hin- und hergesponnen, die, von vielen Umständen abhängig, sich meist zur verständnisvollen Lösung entwickelten. In Vaucouleurs sind wir vom ersten Augenblick an bei Freunden zu Gast gewesen, Unbekannte bei unbekanntem Freunden, die in diesen Fremden nur die Menschen in Not sahen, ja in viel größerer Not noch als sie es in diesem Augenblick wirklich waren, die in diesen Fremdlingen nur ihres Landes verjagte Wesen erblickt haben. Alle Schleusen der mitfühlenden Herzen öffneten sich unter dem geheimen Druck der Solidarität, und das ist von uns aus gesehen unvergeßlich geblieben. Leute geben ihr bestes, ihr einziges Schlafzimmer her und ziehen für eine Nacht sich diskret in irgend ein anderes Gemach zurück, oder um auf

Stühlen in der Küche zu schlafen, nur damit es ein Bett für uns gebe. Nie vergessen wir jene junge Frau im Wochenbett, die, allein zu Hause, — ihr Mann war eingezogen — eine Escher Familie mit noch schwacher Stimme willkommen heißt, ihr das kleine Häuschen zur Verfügung stellt und ihr sagt, wo sich hinten im Garten der Kaninchenstall befindet, damit sie darüber verfügen und sich ein anständiges Nachtmahl zubereiten können.

Ja, das ist die lothringische Gastfreundschaft, die Gastfreundschaft der Colette Baudoche, der französischen Ostprovinzen. Der Menschenschlag von hier hat in der Zeit von zwei Generationen selbst zweimal am eigenen Körper die Kriegsfurie und das Vertreiben von Haus und Hof, miterlebt und mitgespürt! . . .



Die Nachrichten sind schlecht. Die Deutschen sollen am Albert-Kanal stehen und Fort Email bei Lüttich soll von Fallschirmjägern genommen sein. Eine gewisse Deprimierung liegt auf den Leuten, die fast alle jemand an der Front haben und ohne Nachricht von ihnen sind. Das macht, daß sich die Sympathiefäden von ihnen zu uns noch intimer ziehen und das gemeinsame Unglück uns noch besser verbindet und eint.

Unaufhörlich flitzen Flüchtlingswagen durch die abendlichen Straßen, vollgepfropft von Menschen und Sachen, bis aufs Dach beladen mit Kisten und Kästen: meistens belgische und holländische Autos, beredete Zeugen dessen, was dort oben an den Fronten vor sich geht. Lange, lange Kolonnen sind es, mit Kurs nach Süden, mit Kurs in die vermeintliche, problematische Sicherheit . . .

Ueber die alten Wallmauern des früheren Schlosses Jean de Baudricourt's gleitet in goldenem Schweigen die Mondsichel durch die Lämmerwölkchen und wirft magisches Zwielicht auf die histo-

rische Erde, auf der einst die junge Schäfermaid aus Domrémy gewandelt und von wo sie zur Rettung Karls VII. und Frankreichs ihren Sieges- und Leidensweg begonnen. Wer 1940 in die Zukunft hätte schauen können, dem wäre es ein Leichtes gewesen, historische Vergleiche zu ziehen . . .

Der nächste Morgen sieht uns schon früh wieder auf der Fahrt. Die luxemburgische Kolonne ist schon zu einer internationalen Rallye-Fahrt geworden. In langem Zuge passieren wir an Domrémy vorbei, durch Neufchateau. Unvergeßlich still liegt der Morgen eingebettet in friedlichen, noch schlummernden Tälern, deren Fluren weiß im Rauhreif stehen.

Erst vor den hohen Kalkfelsen des massiven Plateau de Langres ändert sich das Bild. Langres ist eine große Garnisonsstadt. Die Gegend strotzt von Militär aller Truppengattungen. Alle Wege und Straßen sind aufs engste überwacht. An jeder Kreuzung Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Immer wieder werden die Papiere kontrolliert. Das Gespenst der 5. Kolonne zieht über ganz Frankreich hin und wird mehr und mehr zum Alpdruck. Mit prüfenden Blicken werden wir gemustert, die Paßphotos verglichen mit dem lebenden Konterfei im Innern der Wagen. Aber der Name Luxemburg hat einen guten Klang in Frankreich und mit zuvorkommender Höflichkeit der diensttuenden Offiziere dürfen wir immer wieder starten.

Auf steiler Höhe hebt sich das altersgraue, sturmverwitterte zahnig-zackige Stadtbild als wuchtige Silhouette, wie eine Victor Hugo'sche Zeichnung in trutziger Wehrhaftigkeit über die Gegend. Die Cyklopen-Mauern der Zitadelle, efeumrankt, auf höchstem Grate, dräuen ins tief eingeschnittene Tal hinab. Schwer windet sich schwindelnd die Straße den Berg hinauf. Erneutes Anhalten vor den Festungsgräben. Dijon wird anscheinend bombardiert und jede Weiterfahrt ist einstweilen untersagt. Auch in Langres heulen die Sirenen. Ihr markerschütterndes, nervenzersägendes Wimmern läßt Scharen von Raben und Dohlen, die in den Festungsmauern nisten, auffliegen und wie schwarzes beschwingtes Gekrächz über der Gegend kreisen.

Mehr als eine Stunde dauert der ungewollte Aufenthalt. Dann endlich kann es wieder weiter gehen, am immensen Komplex der Zitadelle mit ihren Parkanlagen vorbei, und wieder jenseits der Höhe rollen die Wagen hinunter über Is-sur-Tille,

mit seinen Kanälen, den holländischen Grachten gleich, ins fruchtbare Tal der Bourgogne, die sich, soweit das Auge reicht, horizontenfern erstreckt, mit langen Pappelreihen durchsetzt, wie mit Riesenstaketen, die Riesenparzellen abstecken. Wie leuchtende rote Punkte, kleine Herrgottstiere, liegen die ziegelbedeckten Dorfhäuser in der smaragdnen Pracht des ersten jungen Frühlingsgrases.

In Dijon, das wirklich ein furchtbares Bombardement am Morgen durchgemacht, von dessen Spuren aber nichts zu sehen ist, da man uns nicht durch das Stadtzentrum passieren läßt, erneute kurze Rast an einer Roten Kreuz-Station, wo treue Samariter-Hände uns Trank und Imbiß reichen. Auch Benzin steht zur Verfügung, gratis für alle Flüchtlingswagen. Man erkennt, daß, nach der ersten Ueberraschung, die französischen Behörden ihre von Unwissenden so oft verschrieene Organisation in die Hand genommen und unter den gegebenen Umständen mustergültig aufgebaut haben. Was in diesen Tagen und noch mehr an den kommenden, hier und anderswo in Frankreich auf dem Gebiete der Soforthilfe geleistet wurde, hätte kein Land getan, ja, vielleicht nicht einmal tun können.

In diesem Augenblick ist unser Arbeitsminister Peter Krier, von Paris kommend, bereits in Dijon an der Arbeit, um Tausenden von Eschern und anderen Evakuierten der Minette-Gegend, die bereits mit Zügen in der Côte-d'Or angelangt sind, Unterkunft und Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Wie gerne hätten wir ihn begrüßt und Nachrichten von ihm erhalten. Doch wir wissen nichts von seiner Anwesenheit und fahren ahnungslos vorbei, immer weiter von Feldgendarmerie oder Militär nach Süden bugsiert. Wir kommen durch Frankreichs berühmteste Weingegend, Chambertin! Nuits-St. Georges! Beaune! Wie singen diese Namen, wie klingen diese Worte für die Wein- und Becherkundigen! Da liegen sie zu beiden Seiten der prächtigen Nationalstraße, umgeben von Villen, Domänen und Schlössern, die den Reichtum der Gegend bezeugen, da ziehen sich die weltbekannten reinlichen Weindörfer der Bourgogne hin. So weit das Auge schauen kann, reiht sich an den Straßenrand Rebpfanze an Rebpfanze, schon mit dem ersten blaßgrünen Flaum der Blattansätze übertupft. Gottbegnadete Landschaft im gottbegnadeten Frankreich. . .

Bei Nuits heißt es einen ungewollten Umweg machen. Die Straße zur Ortschaft ist gesperrt. Militärposten und Gendarmerie halten alles abgeriegelt und drainieren den ganzen Verkehr auf einzelne freigelassene Nebenstraßen. Riesige Bambusmatten-Tarnungen verwehren jede Einsicht in die Gegend, sonderbare Kullissen verbergen Gott weiß welches Geheimnis. Es spricht sich herum, daß sich hier General Gamelins Hauptquartier befinden soll. Emsiges, rastloses Hin und Her von Motorrad-Staffetten, die mit ohrenbetäubendem Geratter, graue Staubwolken aufwirbelnd an uns vorbeischießen, scheinen das Gerücht zu bestätigen.

Beaune! Hier sollen wir die Nacht verbringen. Wiederum darf sich ein französischer Name mit goldenen Lettern ins goldene Ehrenbuch französischer Gastfreundschaft eintragen lassen. Die Rote Kreuz-Organisation der Ortschaft erwartet uns. Von Dijon aus hat jemand unsere bevorstehende Ankunft gemeldet. Lange Reihen von Tischen sind aufgestellt und bereits gedeckt. An zweihundert sind es: Luxemburger, Franzosen, Holländer, Belgier, die hier empfangen werden und ein warmes Abendessen mit Wein erhalten. Säuglinge und Kinder erhalten Milch und junge Fürsorge-Schwestern kümmern sich um sie. Ein großer Schlafsaal ist hergerichtet und gar bald ruht alles aus von ermüdender Tagesfahrt.

Nur draußen bei dem Wagenpark wird rundenweise Nachtwache gehalten. Weit wölbt sich ein sternenklarer Himmel über der Gegend. Manövrierende Züge stören dann und wann wundervolle Stille, die noch nicht vom Kriege entweicht ist. Leise kost der Wind in den mächtigen, im Mondenlicht silbrig glänzenden Platanen und im Sternengefunkel dieser Friedensnacht schweifen die Gedanken heimwärts. Auf dieser Nachtwache in der Bourgogne überkommt es so manchen und das Gedenken an die Heimat und an die zurückgelassenen Lieben löst so manche Träne aus, der niemand sich zu schämen braucht.

Das gastfreundliche Beaune liegt schon wieder hinter uns. In strahlender Schönheit, im jungfräulichen Morgen atmet Burgund seinen ihm so eigentümlichen Duft aus: süß-herber Arom, wie von Nüssen und Mandeln und Trauben und jungem Grün entsteigt der schwarzen, lockeren Humuserde, in deren ölig-glänzenden, vom primitiven Holzpflug gezogenen Furchen die legendären knorrigen kurzen Rebstöcke Reihe um Reihe stehen.

Aus der blauen Ferne grüßen in unbestimmten Umrissen die Vogesengipfel. Weiter geht die Fahrt durch die im Sonnenglaste glitzernde Landschaft mit ihren bereits so satten Frühlingsfarben. Ein-gekeilt in langer Kolonne folgen wir dem vorderen Wagen, wie eine Karawane dem Leittier. Die Südrichtung hat geändert. Einen weiten Bogen schlagend treiben wir gleichsam ab nach Westen, von den an den Kreuzungsstraßen den Verkehr leitenden Gendarmen gelenkt, anscheinend Nevers zu. Keinem gelingt es seitwärts auszureißen, denn alle Nebenwege sind für den Verkehr gesperrt. Mit unendlicher Langsamkeit, ruckweise, stoßweise gleichsam. Hier müssen wir an geschlossenen Bahnübergängen stundenlang mit angelassenem Motor warten, Militärzüge passieren lassen und an den herabgelassenen weißen Schranken uns gedulden, bis sich dieselben auf geheimnisvollen Befehl wieder zur Durchfahrt öffnen. Der vordere Teil der Kolonne ist schon längst außer Sicht, und wie ein durchschnittener Wurm kringelt sich der Rest auf den Windungen der staubbedeckten Straßen. Dort wiederum heißt es, unerbittlich an den Wegerain gedrückt, unendliche monotone Stunden verbringen, weil auf der anderen Seite in endlosen Schlangen motorisierte Truppen an uns vorüber brausen: Nachschub, den Gamelin in die Materialschlacht wirft, die weit hinter uns noch — so glauben wir —, aber doch schon so nahe, tobt und in ihrem gewaltigen Feuertiegel die französischen Formationen schmelzen läßt, wie Eis auf glühender Herdplatte. In Nevers nur kurze Rast. Im „Hôtel de France“ Aussprache mit Eschern, die nicht mehr weiter wollen und hier die Ereignisse abzuwarten wünschen. Zum Glück sind wir aus der fahrenden Wagenprozession ausgeschieden und können wieder auf eigene Faust unser Glück versuchen.

Wir wollen das Rhône-Tal erreichen. Warum das Rhône-Tal? Keiner hätte es zu sagen gewußt. Ist es der magische Magnet des Stromes, der uns unwiderstehbar anzieht oder unbewußtes Schicksal, das alle immer umschwebt und in die Bahnen führt, die für sie vorgezeichnet und bestimmt sind?

Wir schlagen einen neuen Bogen nach Südosten zu, durch einen Teil dieser Gegend, die man den „Garten Frankreichs“ nennt, das Loire-Tal hinauf, das sich zu beiden Seiten ausweitet, in undefinierbarem Traumlichte, augenwonnig hingebettet in fruchtbare Auen, wie eine

schöne Frau in sanften Kissen: eine Landschaft wie von Watteau hingemalt.

Roanne! Wie ein goldiges Band durchzieht die herrliche Loire im vergehenden Tag die herrliche Stadt, ein steinernes Kleinod, leuchtend in märchenhaftem Landschaftsrahmen. Von weit herüber glühen im Abendsonnenschein die wuchtigen Massen des Massif Central, Niemand hat Zeit, den Schönheiten des Augenblicks nachzugehen. Unsichtbare Lenker leiten die Massen, die sich an den Flußbrücken stauen. Noch eine Woche, und diese Brücken und diese Bogen sinken gesprengt in den Fluß und über das Häusermeer lecken die Flammen und schwelen die Rauchschwaden der Feuersbrünste . . .

Die Stadt wimmelt von Flüchtlingen, die teils hier Unterkunft wollen, teils weiter fort wünschen. An den Benzinpumpen passieren einzeln die Wagen. Der kostbare Treibstoff wird wiederum gratis verabreicht, Gummireifen stehen zur Verfügung, denn es gibt Wagen, die in einem solchen Zustande sind, daß man sich fragen muß, wieso sie bis hierher gelangen konnten. Man rät uns, nicht in Roanne zu bleiben, das schon beständig Fliegerangriffen ausgesetzt ist, sondern uns außerhalb der Stadt Unterkunft für die Nacht zu suchen.

Wir sind von der Kolonne abgesprengt. In welcher Richtung ist sie abgeschoben worden? Unmöglich es zu erfahren. Allein langen wir in Feurs, dem kleinen niedlichen Städtchen an, wo wir bis zum andern Tag verweilen.

St. Etienne, Pierrelatte, Montélimar, Valence, Orange, Avignon, Nîmes, Montpellier: Etappen auf der Fahrt in den Süden. Die Gegend hat gewechselt, vollkommen beherrscht vom Rhône, der ihr Gepräge, Charakter und Stempel aufdrückt. Wir fahren durch's Land der übersprudelnden Beredsamkeit, durch's Land der Olivenbäume, der Tamarisken, der Pinien, des Weines und der alt-römischen Denkmäler. Nichts, außer dem unaufhaltsamen Strom der Flüchtlinge, der auf beiden Ufern des Flusses mit seinen grünen Wassern um die Wette zum Mittelmeer treibt, ist hier vom Kriege zu verspüren; nichts als die nach Norden rollenden Militärkolonnen.

Nichts hat hier etwas Martialisches an sich, nicht einmal die Tanks und Geschütze, die vorüberkeuchen. Sorglos, unbekümmert, heiter und wohlgenut leben hier noch die Menschen in den langen, schönen, sonnigen Tag hinein, räkeln sich im Schatten der Platanen

auf den weiten Plätzen ihrer Städtchen und Dörfer, wie Geschöpfe, die das Leben leicht haben und für die der blaue Himmel über der Erde zu ihrem alltäglichen Bedürfnis gehört, wie der rote Pinard, das weiße Brot und das Boule-Spiel, die pétanque, dem sich alt und jung und jung und alt von morgens früh bis abends spät mit einem Eifer und einem Wortschwall hingibt, als gäbe es in ganz Frankreich keinen „Fritz“.

Aus schwarzen Cypressen-Hainen leuchten kleine, stille, weiße Friedhöfe. Das Gesicht des Todes sogar hat hier etwas Friedliches. Abgeklärtes, nichts vom hohläugigen Totenschädel und von eisiger Knochenhand . . .

Von den Hügeln herunter grüßen die farbigen Mauern ockergelb-gedeckter Bauernhöfe, und wenn die Mistral-Brise das Tal heraufstreicht und die Rhône-Wasser kräuselt und kämmt, geht es durch die Oliven-Wäldchen wie silbriges Lachen des scherzenden Pan.

Am 19. Mai am Nachmittag Ankunft in Montpellier. Die schöne Präfekturstadt des Hérault gleicht einer immensen, lärmvollen Karawanserei, überfüllt von Flüchtlingen aus allen Windrosenrichtungen. Unaufhörlich plätschert die Menschenflut der nach Süden gezogenen Scharen hinein in die Stadt. Statt 70 000 Einwohnern normaler Zeiten zählt sie anscheinend schon in diesem Augenblicke über 120 000. Den Verkehr in den Straßen können Polizei, Gendarmerie und Militär nur mit Mühe regeln. Tausende und Abertausende irren umher, vergeblich nach Unterkunft suchend. Die Präfektur, die Bürgermeisterei, die Polizeikommissariate werden fast gestürmt von Leuten, die Auskunft wollen. Vor der Salle Tivel, in der das französische Rote Kreuz seit Tagen ohne Unterbrechung an der Arbeit ist zu helfen und zu lindern, zu speisen und zu tränken, herrscht ein nicht zu beschreibendes Gedränge. Tausende von Luxemburgern sind bereits vor uns angelangt, Abertausende von Belgiern, Holländern und Nordfranzosen vermischen sich mit der einheimischen Bevölkerung, die in ihrem ganzen Leben noch nichts dergleichen gesehen und mitgemacht. Belgische Militärkolonnen ziehen durch die Straßen zu ihren Kasernen: Ueberreste jener Truppen, die der erste deutsche Ansturm bereits am Albert-Kanal und an der Meuse zerschlagen und bis hierher geworfen hat, wo sie gesammelt und neu umgruppiert werden sollen.



Justizminister Bodson hat seine Büros im „Hôtel Métropole“, wo er unter unglaublich schwierigsten, durch die Umstände bedingten Verhältnissen in diesem unübersehbaren Chaos versucht, unter den Landsleuten eine erste Organisation zu schaffen und so gut es geht die Anwesenden und neu-Ankommenden in den einzelnen Dörfern und Städten des Hérault unterzubringen. Mit der Präfektur und den übrigen amtlichen Stellen, die überaus entgegenkommend und vom besten Willen beseelt, aber alle richtig überlaufen sind, sind bereits die diesbezüglichen Besprechungen im Gange. In der Rue Maréchal Foch ist ein luxemburgisches Verwaltungsbureau notdürftig eingerichtet. Ein anderes Bureau zur Erfassung der Arbeiter aus der Minette-Gegend und zur Arbeitsbeschaffung für sie funktioniert, von Vertretern der Gewerkschaften und Beamten der „Arbed“ geleitet, in der Rue du Palais.

Wir werden noch auf das, was in diesen Tagen und Wochen in Montpellier

und im Departement des Hérault sich abwickelte, zurückkommen, da wir für den Augenblick hier eine Parenthese öffnen wollen und unsere Leser wieder nach der Côte-d'Or und nach dem Departement von Saône-et-Loire zurückzuführen gedenken, um ihnen zu zeigen, was hier, wo in der Zwischenzeit bereits 25 000 luxemburgische Flüchtlinge meistens in Zügen angelangt waren, vor sich gegangen, und was sich hier, sowohl regierungsseitig als auch von seiten der Evakuierten alles ereignete.

Da wir in diesen Tagen dieser Gegend fern weilten, berichten wir nach uns zugegangenen Angaben, nach Privatbriefen, die uns erreicht haben, nach Dokumenten aus unserem Besitz, nach französischen Zeitungsberichten, nach Selbstgehörtem und nach Selbsterlebtem, als wir einige Wochen später endlich in dieser Gegend eintrafen.

Die eigentliche Geschichte der Evakuierung beginnt erst jetzt.

## Dijon und Mâcon: Aufbauarbeit

In den Tagen, wo wir mit so vielen andern etappenweise nach Süden bis nach Montpellier hinunter müssen, geht hinter uns eine richtige Völkerwanderung der Evakuierten aus dem Südteil des Landes vor sich, die zum allergrößten Teile mit Zügen ins Innere von Frankreich gebracht werden. Wie die Züge von Pienne, gehen andere von allen Richtungen des französischen Grenzgebietes ab. Es gibt Luxemburger, die über Diedenhofen-Metz-Nancy nach Frankreich einströmten, andere wiederum flüchten über Longwy nach Paris, ein großer anderer Teil kommt über belgisches Gebiet. Alle diese Landsleute versuchte die französische Regierung, da es sich vor allem um Industriearbeiter handelt, in der Gegend des Creusot zu gruppieren. So kommt es, daß die überaus große Mehrzahl derselben in die Departements der Côte-d'Or, der Saône-et-Loire, der Loire, der Nièvre, des Allier und der Yonne verbracht werden. Diese Leute, 36 000 an der Zahl, gilt es sofort unterzubringen und was noch weit wichtiger ist, zum Verdienst in den Arbeitsprozeß einzu-

schalten. Das wäre an sich nicht so überaus schwierig gewesen, wenn nicht Tag um Tag, ja wenn nicht Stunde um Stunde sozusagen immer neue Scharen aus Holland, Belgien und Nordfrankreich hinzugekommen wären, die bei den Präfekturen und den Gemeindeverwaltungen bereits getroffenen Maßnahmen zum Teil wieder über den Haufen warfen oder ganz zunichte machten. Wie unvorstellbare Wassermassen mit Gurgeln und Schäumen zu Tal rauschen und den primitiven von Menschenhänden aufgeworfenen Hilfsdamm immer wieder hinwegschwemmen oder durchbrechen, so reißt auch diese Menschenflut immer und immer wieder die unermüdliche Verwaltungsarbeit und die bestgemeinte Organisation nieder, bis es doch endlich so weit gelingt, einigermaßen Ordnung zu schaffen. Dann aber kommt unerwartet der letzte furchtbare Schlag: Frankreichs Zusammenbruch, Pétains und Lavals Verrat, der Waffenstillstand! Aus ist das Lied, und neue Anforderungen stellen sich an die, die da von sich aus oder auf Befehl und Anordnung der Regierung bemüht sind helfend einzugreifen.

Vom ersten Tage ihrer Ankunft in Paris macht sich die Regierung an diese schier unmögliche Sisyphus-Arbeit heran und von diesem Augenblicke an ist keiner unserer Minister und ihrer Hilfskräfte auch nur eine Stunde müßig. Wer wie wir, in diesen Tagen und auch zum Teil nur, Einblick in diese Arbeitsbedingungen unserer Regierungsmitglieder hatte, der im allerbescheidensten Maße selbst hierbei so gut er es vermochte, mitgeholfen hat, der weiß am besten, welch unsägliche Mühe es die verantwortlichen Stellen gekostet hat. Der einzelne Evakuierte allerdings, der nur den engen und engsten Horizont seiner alles anderen denn schönen und rosigen Lage zu überblicken vermochte, der meistens mehr oder weniger auf sich angewiesen war, von seinen Familienmitgliedern getrennt, nur sein eigenes Unglück sah und spürte, und, wie es so menschlich ist, man verzeihe uns das Wort, sich für den Nabel der Welt hielt, der konnte nicht ahnen, wie von allen Seiten versucht wurde, ihm zu helfen und seine Lage zu bessern. Und wenn es dann nach einigen Tagen anfang irgendwie ordnungsmäßiger zuzugehen, wußte er überhaupt nicht, durch welche Einflüsse und welche Eingriffe das alles geschehen war. Es darf hier niemals vergessen werden, daß auch unsere Regierung ohne das so zuvorkommende, hilfsbereite, solidarische Entgegenkommen aller französischen Behörden nie im Stande gewesen wäre, trotz ihres guten Willens und ihrer rastlosen Tätigkeit, das zu erreichen, was ihr trotz allem geglückt ist.

Um unsern werten Lesern einen kurzen Einblick in die Ereignisse dieser Tage und die Bemühungen der luxemburgischen Regierung auf französischem Boden um ihre unglücklichen Landsleute zu geben, sei es erlaubt, zu längeren Auszügen aus dem Frankreich-Bericht unseres Arbeitsministers Krier vom 10. Mai bis 24. Juni 1940 Zuflucht zu nehmen. Wir tun dies umso mehr, als diese Seiten sozusagen amtlichen dokumentarischen Wert haben, da es sich zum großen Teil um offizielle Berichte handelt, die in dieser Zeit von Herrn Arbeitsminister Krier an Ihre Königliche Hoheit Großherzogin Charlotte und an den Regierungspräsidenten, Herrn Staatsminister Dupong, abgeschickt wurden.

Die luxemburgische Regierung ist am 11. Mai bereits in Paris angekommen. Arbeitsminister Krier trifft dort erst nach einem gezwungenen Umweg durch Belgien am 12. Mai um 1/211 Uhr morgens

ein. Bereits am selben Tage spricht er mit Minister Bodson bei dem französischen Arbeitsminister, Herrn Pomaret, vor, der sie sofort empfängt. Im Beisein hoher Beamte der einschlägigen Verwaltungszweige werden bereits in dieser Zusammenkunft die ersten Maßnahmen im Interesse unserer nach Frankreich evakuierten Landsleute getroffen. Für den nächsten Tag ist schon eine Konferenz in Dijon, der Präfekturstadt der Côte-d'Or angesetzt, um die Soforthilfsmaßnahmen in die Wege zu leiten.

Am 13. Mai langen Arbeitsminister Krier und der Minister für öffentliche Arbeiten, Victor Bodson gegen Mittag in Dijon an. Um 3 Uhr findet eine Konferenz unter dem Vorsitz des Präfekten statt. Die Vertreter der verschiedenen Departements, die zur Aufnahme der Flüchtlinge bestimmt sind, nehmen daran teil. Herr Parodi, der Vertreter des französischen Arbeitsministers, erläutert den Standpunkt seiner Regierung in der Frage der Arbeitsvermittlung und der Unterkunft der Evakuierten. Die Konferenz legt hierauf die Details der Organisation fest und beschließt die notwendigen Maßnahmen.

Um 17 Uhr begeben sich die beiden Minister nach Les Laumes, begleitet von Herrn Ch. Bech, um die Listen der Flüchtlinge zu prüfen, die zum größten Teil jedoch Belgier enthalten. Es sei hier bemerkt, daß im Anfang von Seiten der französischen Behörden die Belgier aus der Provinz Luxemburg mit den Luxemburgern oft verwechselt wurden.

Am Abend desselben Tages treffen die luxemburgischen Minister den Abgeordneten Nic. Bieber aus Düdelingen, der Minister Bodson rät, sich nach St. Etienne zu begeben, wo Flüchtlingszüge erwartet werden. Die Herren Bodson und Bech begeben sich sofort dahin.

Und nun wollen wir aus dem Bericht des Herrn Arbeitsministers Krier verschiedene Auszüge folgen lassen, die Tag für Tag seine Tätigkeit und die seiner Mitarbeiter im Interesse der Luxemburger bis in alle Einzelheiten darlegen:

„Dienstag, 14. Mai. Um 8.30 Uhr Zusammenkunft der HH. Krier und Bieber mit Herrn Decailly, dem Arbeitsinspektor für die vier Departements der Gegend. Mit ihm treffen sie die Dispositionen für die Vermittlung und Behausung auf Grund der Instruktionen der französischen Regierung. Gegen 9.30 Uhr, Abfahrt nach Mâcon zu einer Konferenz am Nachmittag mit dem Arbeitsinspektor, dem Gruben-Ingenieur und andern

Funktionären zum Zweck der Koordination der Tätigkeit der französischen und luxemburgischen Behörden, soweit die Aufnahme und Arbeitsvermittlung der Luxemburger in Saône-et-Loire in Frage kommt.

Gegen 16 Uhr trifft H. Krier, stets begleitet von H. Biever, einige Tausend Flüchtlinge aus Esch und dem Industriegebiet in der Umgebung von Mâcon an. Sie sind noch sehr bedrückt und niedergeschlagen, aber alle erfüllt von Dankbarkeit für den Empfang, den sie in Frankreich gefunden haben. Sie verlangen nur, arbeiten zu können. Die aufmunternden Worte ihrer Landsleute geben ihnen Mut und die Gewißheit, Arbeit zu finden, wird ihnen helfen ihre augenblickliche schwere Lage zu überstehen. Viele sind ohne Nachricht von ihren Familien und darüber sehr besorgt. Rasch wird ein Evidenzdienst organisiert; sie werden in Gruppen von 20 Mann eingeteilt und jede Gruppe beauftragt einen Vertreter, die Evidenzblätter anzulegen und nach Möglichkeit zu helfen.

„Mittwoch, 15. Mai. Gegen 9 Uhr Besprechung mit dem Arbeitsinspektor und dem Generalsekretär des Präfekten. An diesem Tage findet eine Sitzung des Generalrats statt, dessen Mitglieder dem Vertreter der luxemburgischen Regierung einen warmen Empfang bereiten. Nach herzlichen Begrüßungsworten des Präfekten, für die Herr Krier bewegt dankt, beschließt der Generalrat, ein Spital für die luxemburgischen Kranken zur Verfügung zu stellen, für das jedoch Personal gebraucht wird. Herr Krier verspricht die nötigen Aerzte zu besorgen.

Die geplante Zusammenkunft mit H. Bodson in Moulins (Allier) konnte nicht stattfinden. Auf der Fahrt nach Moulins hält Herr Krier überall Umfrage nach luxemburgischen Aerzten; man nennt ihm Dr. Penning, dem er den Auftrag übermitteln läßt, sich beim Präfekten in Mâcon einzufinden.

Zusammenkunft in Moulins mit dem Präfekten des Allier, der ein guter Freund unseres Landes ist. Man hat ihm mitgeteilt, daß 30 000 Evakuierte auf dem Wege nach dem Allier seien. Der belgische Konsul wollte sie in den Fabriken unterbringen, aber man hat ihn wissen lassen, daß das ausschließlich Sache der französischen Behörden sei, und daß es auf Grund der von der Regierung festgelegten Regulationen zu geschehen habe in vollem Einvernehmen mit den Vertretern der luxemburgischen Regierung. Jede Desorganisation und Anarchie auf die-

sem Gebiete müsse unbedingt vermieden werden.

Man erfährt, daß in Vichy luxemburgische Aerzte seien. Mit Hilfe des Präfekten verständigt man sie, daß ihre Anwesenheit in Mâcon erforderlich sei“.

Ein Wort hier zur Aufklärung. Es hat in den ersten Tagen der Ankunft unserer Landsleute in ihren Unterkunftsbezirken oft schlechtes Blut gemacht und zuweilen große Unzufriedenheit hervorgerufen, daß Luxemburger, die von privater Seite sofort Arbeit erhalten hatten, diese auf Geheiß der luxemburgischen Regierungsvertreter nicht annehmen durften. Die Leute verstanden damals nicht, daß unsere Regierung an ihre Zusage der französischen Regierung gegenüber gebunden war, niemanden einstellen zu lassen, der nicht durch die französischen Arbeitsvermittlungsstellen passiert sei. Mit Recht wollten die Franzosen erstens eine Uebersicht über ihren eigenen Arbeitsmarkt besitzen und zweitens eine Lohndrückerei vermeiden, die die französischen Arbeiter nicht gerne gesehen hätten, und die ganz sicher bei dem Zustrom der Zehntausende von Flüchtlingen von interessierter Privatseite aus eingetreten wäre. Die getroffene Maßnahme war ferner im Interesse der Luxemburger selbst, die auf diese Weise zu denselben Tarifbedingungen wie die einheimischen Arbeitskräfte eingestellt werden konnten.

Und nun geben wir Herrn Arbeitsminister Krier wieder das Wort.

„Donnerstag, 16. Mai. In Nevers traf ich Herrn Roger von der Hadir, der Informationen zu geben hatte und auf der Suche nach seinen Arbeitern aus Differenzen war, um sie sofort zu beschäftigen.

Im Hôtel de France waren luxemburgische Aerzte, Advokaten und Ingenieure versammelt, die die luxemburgischen Delegierten mit bitteren Vorwürfen empfangen. Man mußte ihnen die Lage erklären und die Gründe angeben, die die Regierung zu ihrer Handlungsweise zwangen.

Dr. Belwal, der einen Ambulanzwagen leitete, bekam den Auftrag, sich mit seinem Personal in Mâcon einzufinden.

10.30 Uhr Zusammenkunft mit dem Präfekten und Aussprache über die Organisation der Unterbringung der 35 000 luxemburgischen Flüchtlinge (darunter eine Anzahl Belgier).

Der Präfekt verspricht sein Möglichstes zu tun, um alle zu verpflegen und zu bequartieren. Diejenigen, die sich zu

Freunden oder in andere Arbeitszentren begeben wollen, werden die Fahrtkosten oder Benzin und Pneu aus Staatsmitteln erhalten. Niemand wird sagen dürfen, daß er Geld zur Flüchtlingsunterstützung aufgewendet habe. Frankreich empfängt die Flüchtlinge auf eigene Kosten. Die einzige Bedingung, die man festlegt, betrifft den Vorgang bei der Arbeitsvermittlung. Die Chefs der Verwaltung können auf die Unterstützung des H. Biever bei der Durchführung ihrer Aufgabe zählen. Der Präfekt seinerseits wird die luxemburgischen Behörden über alle getroffenen oder in Aussicht genommenen Maßnahmen auf dem Laufenden halten.

Am Nachmittag teilt das Marine-Etablissement in Guérigny mit, daß es mehrere hundert Luxemburger einstellen würde. Es ist zu bemerken, daß seit einigen Monaten 150 junge Luxemburger durch die Vermittlung der luxemburgischen Behörden zu größter und beiderseitiger Zufriedenheit in diesem Etablissement arbeiten. Seit damals befassen sich ein luxemburgischer Lehrer und ein Ingenieur mit dem moralischen Wohlbefinden dieser jungen Leute, die sich daher in guter Hut befinden.

„Freitag, 17. Mai. Rückkehr nach Dijon, wo ich gegen 8.30 Uhr Herrn Regierungsrat Brücher treffe, sowie Herrn Henri aus Rodingen, der Arbeiter vermittelt will, sich aber auch an die allgemeinen Vorschriften halten muß.

In Begleitung der HH. Biever und Brücher begibt sich H. Krier zum Präfekten, um ihm die Dienste der beiden Genannten anzubieten, die der Verwaltung bei der schweren Aufgabe der Arbeitsvermittlung und Bequartierung behilflich sein werden.

Bei Creusot sucht man 3—6000 Arbeiter. Es ist aber unmöglich, den Direktor H. Rey zu sehen. Außerdem ist es sehr schwierig, die Leute dort außerhalb der Fabrik unterzubringen, da man nur über sehr primitive Baracken verfügt. Man versichert uns jedoch, daß man den verheirateten Arbeitern die Möglichkeit geben wird, in Häusern oder bescheidenen Quartieren zu wohnen, während die Ledigen in den Baracken bleiben könnten. Jedenfalls große Arbeitsmöglichkeiten!

„Samstag, 18. Mai. Besprechung auf der Präfektur mit dem Generalsekretär, der eine Zusammenkunft mit dem Präfekten arrangiert hat. Dieser dankt Herrn Krier für die Entsendung der Aerzte. Dann behandelt man die Frage der Registrierung der Flüchtlinge. Tierärzte

könnten Arbeit finden. Da Herr Theisen aus Esch in der Umgebung ist, verständigt man ihn von dieser Möglichkeit und er wird sich mit seinen Berufskollegen ins Einvernehmen setzen. Dr. Schwall ist Oberarzt im luxemburgischen Hospital in Mâcon, während der Polizeikommissar von Esch a. d. Alzette mit seinen Leuten dem Präfekten zur Verfügung steht. Das Spital befindet sich im Schloß von Ouilly. Die Kranken und die kleinen Kinder sind vorläufig noch provisorisch untergebracht, aber dank der Hilfe der gastfreundlichen Bevölkerung werden alle möglichen Verbesserungen vorgenommen“.

So bringt jeder Tag für die Regierungsmitglieder Arbeit über Arbeit. Was Arbeitsminister Krier in der Côte-d'Or und in den angrenzenden Departements rastlos, unermüdlich von früh bis spät leistet, das spielt sich gleicherweise im Departement des Hérault seitens Minister Bodson, und in Paris für Staatsminister Dupong und Außenminister Bech täglich und stündlich ab. Und mit ihnen arbeiten, gerade so intensiv und unermüdlich, diejenigen, die ihnen zur Seite stehen, von der kleinsten Hilfskraft an bis zur größten: alles im Interesse der Landsleute, alles nur um ihnen zu helfen, wo nur geholfen werden kann. Und wenn in L. Muth's „Kreuzweg nach Frankreich“ ein anonymes Hetzer der 5. Kolonne auf schändlichste Art und Weise die Wahrheit verdreht und unter Schlagzeilen wie „Das ist Frankreichs Willkomm!“ oder „Frankreich stiehlt unsere Arbeitskraft“ die unmöglichsten Ungeheuerlichkeiten verzapft und z. B. auf Seite 23 schreibt: „Ueber die Maßnahmen belgischer Behörden zum Schutze für die belgischen Flüchtlinge, über die Einrichtung eines Nachrichtendienstes in Rundfunk und Presse für die evakuierten Belgier bringen die französischen Zeitungen lange Spalten. Daß sich die luxemburger Regierung in ähnlicher Form um uns sorgt, haben wir auf unserm Fluchtversuch bisher nicht im geringsten erfahren“, so ist es unsere Pflicht, dieser tendenziösen Greuelpropaganda ein für allemal die reine, objektive Wahrheit entgegenzuhalten. Und wenn es in Frankreich, das für unsere Landsleute alles, aber auch alles angeboten hatte, und dies in einer der schlimmsten Perioden seiner Geschichte, wenn es damals, sagen wir, Unzufriedene und Murrende gab, so war es oft ihre eigene Schuld, oder es waren arme Verhetzte, die in die Fänge der 5. Kolonne gegangen.

Wenn wir in dieser Schilderung den Bericht des Herrn Arbeitsministers nicht Tag für Tag wiedergeben, so ist es nicht, weil es Tage für ihn gegeben hat, wo er die Hände in den Schoß gelegt, sondern nur, weil wir noch gar sehr viel zu sagen haben und unseren Evakuierungs-Bericht trotz allem nicht endlos hinziehen wollen. Aber es gibt dennoch Dinge, die zur Steuer der Wahrheit und zur Schilderung der damaligen Lage, so genau wie möglich, für später festgehalten werden sollen.

Wir greifen deshalb wieder auf Peter Krier's Tagebuch zurück:

„Mittwoch, 22. Mai. Gegen 9 Uhr in Paris angekommen, begaben sich Herr Staatsminister Dupong und ich zum Unterstaatssekretär für Flüchtlingswesen, Hrn. Schumann, um uns mit ihm über dringende Fragen zu unterhalten. Nachdem ich noch Herrn Pomaret besucht hatte, begab ich mich am Nachmittag in die Legation, wo ich mit Capitaine Archen, der sein Bureau neben dem meinen hatte, laufende Angelegenheiten besprach.

Mittels eines Briefes des heutigen Datums übertrug mir Herr Dupong die Mission, mich, unterstützt von einem Sonderbeirat der Regierung, um die luxemburgischen Flüchtlinge in Saône-et-Loire, Côte-d'Or und Umgegend zu kümmern. Dieser Sonderbeirat, unter meinem Vorsitz, wird aus den HH. Scholtus, Etienne, N. Biever und Abbé Stoffels bestehen. Meinem Kollegen Bodson wurde eine analoge Mission für das Departement des Hérault übertragen.

„Freitag, 24. Mai. Gegen 8 Uhr Abfahrt nach Dijon, Ankunft gegen 10 Uhr. Um 10.30 Uhr empfing ich den Besuch des Präfekten der Côte-d'Or, der mir von den Schwierigkeiten mit den luxemburgischen Eisenbahnern Mitteilung machte, sowie davon, daß sich unter den luxemburgischen Flüchtlingen gewisse verdächtige Elemente befinden. Wir haben uns jedoch bald über die zu treffenden Maßnahmen geeinigt. Der Präfekt war auch so freundlich, unserm Berater Hrn. Scholtus ein Bureau zur Verfügung zu stellen. Gegen 10.45 Uhr stellte ich dem Präfekten die luxemburgischen Delegierten, die mich begleiteten, vor. Die Verfügungen, die getroffen worden waren, um weitere Tausende von Luxemburgern, die in den letzten Tagen eingetroffen waren, unterzubringen und ihnen Arbeit zu vermitteln, wurden uns bekannt gegeben. Sie entsprachen alle den vorher von der Präfektur erlassenen In-

struktionen auf Grund der Vorschläge von Minister Pomaret. Der Präfekt riet mir dringend, die luxemburgischen Eisenbahner aufzusuchen, aber diese waren bereits nach Chalindrey (Haute-Marne) abgereist, wo sie sofort Beschäftigung fanden.

Nachmittags Zusammenkunft mit dem Inspektor Decailly, der sich mit der Arbeitsvermittlung in den verschiedenen Departements befaßte. Wir verständigten uns über eine Reihe von Punkten im Zusammenhang mit dem Vermittlungsproblem.

„Samstag, 25. Mai. Vormittags Besuch im Arbeitsvermittlungsamt, wo Deputierter Biever sein Bureau hat. 10.30 Uhr nach Mâcon in Begleitung der HH. Biever und Etienne.

Nachmittags Zusammenkunft mit dem Generalsekretär Borte in der Präfektur, um mit ihm die Registrierung und Evidenzführung unserer Landsleute zu besprechen.

Um 15.30 Uhr sah ich den Arbeitsinspektor Closson, um zu hören, ob die Vermittlung zufriedenstellend vor sich geht. Einige Schwierigkeiten wurden festgestellt — so hatte man luxemburgische Flüchtlinge nach Montluçon geschickt, die bei ihrer Ankunft dort die Stellen von Belgien besetzt fanden, die vor ihnen gekommen waren.

Um 17.30 Uhr Zusammenkunft mit Dr. Schwall, der das Spital von OUILLY leitet. Um 18.30 Uhr mit dem Polizeikommissar von Esch, der der Präfektur zugeteilt ist und mir Bericht erstattet über seine Tätigkeit und die seiner Agenten und Gendarmen, die in verschiedenen Flüchtlingszentren in Saône-et-Loire Dienst tun.

„Sonntag, 26. Mai. Gegen 9 Uhr kommen einige Gruppen von Luxemburgern, die nach Roanne (Loire) vermittelt worden sind, sich wegen ihrer Arbeit Rat holen. Ich rate ihnen, zunächst anzunehmen, was ihnen angeboten wird. Später werde man sehen, was man für sie tun könne.

Danach hatte ich eine Besprechung mit dem Sonderkommissar der Sicherheitspolizei, dem H. Reis und seine Agenten zugeteilt sind.

Um 10 Uhr stellte ich dem Präfekten von Saône-et-Loire meine Mitarbeiter vor. Der Empfang war überaus freundlich. Nach der Zählung vom 20. Mai befinden sich in vier Arrondissements von Saône-et-Loire 29 000 Luxemburger. Die Anlage der Evidenzblätter geschieht nach den Anweisungen des Innenministers

Mandel. Alle Daten werden uns bekannt gegeben, um unsere Arbeit zu erleichtern.

In Begleitung der HH. Etienne und Biever fuhr ich dann nach Lyon, wo wir gegen 12.30 Uhr ankamen, um uns dort mit der Delegation für die Flüchtlinge im Hérault zu treffen (Minister Bodson und seine Mitarbeiter). Wir besprachen die Organisation und Bequartierung auf Grund der Anweisungen des Herrn Dupong, wobei natürlich die Verfügungen der französischen Behörden berücksichtigt wurden.

„Montag, 27. Mai. Besuch des Arrondissements von Charolles, wo sich rund 17 000 Luxemburger in verschiedenen größeren Zentren befinden. Ueberall konnten wir feststellen, daß die Moral gut ist und daß sich unsere Leute mit bestem Willen den Vorschriften der Behörden fügen, deren Notwendigkeit sie anerkennen. Es erscheint mir notwendig, den Bürgermeistern in den verschiedenen Ortschaften, je nach der Anzahl der Flüchtlinge ein oder zwei luxemburgische Funktionäre zur Verfügung zu stellen, damit sie für die Bedürfnisse unserer Landsleute sorgen und die Verbindung sowohl zu den französischen wie zu den luxemburgischen Behörden aufrecht erhalten.

Alle unsere Landsleute sind voll des Lobes über den herzlichen Empfang von Seiten der Bevölkerung, die die Bedürftigen nach besten Kräften unterstützt.

Ich benutzte meinen Besuch im Arrondissement Charolles, um unsern Landsleuten in Versammlungen die Notwendigkeiten darzulegen, die die Großherzogin und die Regierung zum Verlassen des Landes veranlaßt haben. Gleichzeitig ermahnte ich unsere Leute, sich den Forderungen der französischen Behörden zu fügen, denen wir uns alle zur Verfügung stellen müßten. Die Lage erfordert von uns allen unverbrüchliche Solidarität und unermüdliche Arbeit. Auch müssen wir darüber wachen, daß nicht zweifelhafte Elemente Verwirrung in unsere Reihen tragen. Diese Elemente werden strikt überwacht und nötigenfalls interniert werden. Diese Versammlungen, die mit dem Gesang der luxemburgischen Nationalhymne geschlossen wurden, zeigten, daß wir auf unsere Leute stolz sein können, daß aber auch alles vermieden werden muß, was sie entzweien könnte.

„Dienstag, 28. Mai. Von Luzy nach Autun, um dort Abbé Stoffels zu treffen, der uns dem Generalvikar vorstellte. Nachher Besuch beim Unterpräfekten.

In Autun hörten wir die schlimme Nachricht von der Kapitulation Leopold III., die unter den zahlreichen Belgiern in Autun tiefe Verwirrung auslöste. Der wahrhaft herzliche Empfang beim Unterpräfekten tröstete uns ein wenig über die bittere Enttäuschung für die Sache der Alliierten.

Auf dem Wege nach Moulins trafen wir Luxemburger, die schlecht untergebracht und gepflegt waren — eine Ausnahme, verursacht durch die Abwesenheit des Bürgermeisters und die Krankheit des Adjunkten und Sekretärs.

Bei der Ankunft in Moulins fanden wir eine ziemlich heikle Situation, da die Belgier, die sich dort befanden, den Ort nicht verlassen durften. Die Banken nahmen kein belgisches Geld an, bevor die Regierung Pierlot nicht eine Erklärung abgegeben habe, — kurz, die Lage der Belgier in diesen Tagen war überaus peinlich.

Der Präfekt des Allier empfing mich ebenso liebenswürdig wie seine Kollegen, und erzählte mir, daß ihn der Prinzgemahl besucht habe, auf dem Wege von Bourbon (23 km), wo die Großherzogin einige Tage verbracht hatte. Der Präfekt, der die Herrscherin besucht hatte, war ganz entzückt von diesem Besuche. Ich gestatte mir, die Energie und die Tapferkeit der Großherzogin zu betonen, die Ihre Ehre und die Unabhängigkeit unseres Landes unversehrt bewahrt. Der Präfekt machte mit Mitteilung von der am Abend vorher erfolgten Abreise der Großherzogin nach Bergerac, am selben Tage, an dem der Prinzgemahl seine Abschiedsvisite beim Präfekten gemacht hatte.

Im Hinblick auf die tragische Lage der Belgier, die die Entscheidung ihrer Regierung abwarteten, beschloß ich an diesem Tage nicht nach Montluçon zu gehen, wie ich beabsichtigt hatte, sondern den Präfekten der Nièvre in Nevers zu besuchen, wo ich ebenfalls den freundlichsten Empfang fand. Dort erhielt ich endlich die gute Nachricht von der Erklärung der Regierung Pierlot, die dazu angetan war, die Belgier und ihre Alliierten zu beruhigen.

„Donnerstag, 30. Mai. In Paris, um 15.30 Uhr angelangt, begab ich mich zum Kabinettsrat in die Legation.

Beim Kabinettsrat stimmten wir überein, den Flüchtlingsdienst zu reorganisieren. Herr Scholtus sollte nach Paris zurück und dort den Zentralkadaster der Flüchtlinge anlegen, während Herr Brucher mich in meiner Abwesenheit in

Dijon vertreten sollte. Ich wurde ermächtigt, falls notwendig, einen Funktionär als Schreibkraft einzustellen und außerdem den Bürgermeister von Esch, H. Clement, einzuladen, sich der Regierung und den aus Esch stammenden Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen. Dieser Dienst sollte aber nur provisorisch für den Monat Juni sein. Danach würde die Frage wieder zur Behandlung kommen, inzwischen aber sollte ich die Arbeit nach meinem Gutdünken organisieren.“

Wie der Monat Mai war auch der Juni angefüllt von anstrengender, restloser Arbeit sowohl von Seiten der Regierungsmitglieder als auch aller Stellen, die ihnen unterstanden. Das Aufbau- und Organisationswerk in der Côte-d'Or und im Departement von Saône-et-Loire machten schöne Fortschritte, die sich überall zufriedenstellend bemerkbar machten und die im Verein mit den so entgegenkommenden französischen Behörden noch weiter ausgebaut worden wären, wenn nicht Mitte Juni die Katastrophe hereingebrochen wäre und mit brutaler Brisankraft alles gesprengt und das unter so gewaltigen Bemühungen und Opfern errichtete Werk zunichte gemacht hätte. Wie ein Kartenhaus fiel alles zusammen und über unsere armen Evakuierten brach neues Leid und Elend, materieller und vor allem auch moralischer Natur herein. Ein Teil der Quartiergebiete ward von den deutschen Truppen besetzt, aus denen nun zum zweiten Male ein großer Teil unserer Landsleute mit zahlreichen Ortsansässigen erneut im großen Strome der Flüchtlingsmassen unter oft unsäglichen Entbehrungen den Weg weiter nach Süden antrat.



Eine sehr große Anzahl Familien geriet wiederum auseinander, da viele Männer nach andern Ortschaften und Gegenden in Arbeit versetzt worden waren, wohin

sie später ihre Angehörigen nachkommen lassen wollten und nun nicht mehr die Möglichkeit hatten, sich zu ihnen durchzuschlagen. Als kurze Zeit darauf die Demarkationslinie Frankreich in zwei Teile spaltete, war an ein Zusammenkommen überhaupt nicht mehr zu denken. Gar viele sahen nach langer Trennung erst in der Heimat nach der Rückbeförderung sich wieder. Aber wieder war es die hilfreiche und unendlich soziale Haltung der französischen Bevölkerung, die so manches Leid linderte und so manche Not von unsern Landsleuten abwandte.

Ein großer Teil der in der Nordzone gebliebenen Luxemburger geriet nun in mehr oder weniger engen Kontakt mit den deutschen Besetzungstruppen. Da sie der deutschen Sprache mächtig waren und glaubten, wenn sie sich lieb Kind mit den Wehrmachts-Mitgliedern machen würden, eher nach Hause zurückbefördert würden, kam es oft zu Szenen, die gar böses Blut bei der unglücklichen französischen Bevölkerung machten. Leider war dies in manchen Gegenden sehr häufig der Fall, und wenn in Frankreich an die Adresse der Luxemburger das Wort „Boches“ fiel, so war es meistens um diese Zeit und unter diesen Umständen.

Unterdessen hatte für die Arbeit im Juni der luxemburgische Arbeitsminister Krier eine Sonderkommission eingesetzt, die sich um die materiellen und moralischen Interessen der Flüchtlinge zu kümmern hatte (Registrierung, Arbeitsvermittlung, Gesundheitswesen, Zusammenarbeit mit den französischen Behörden usw.) und zwar für die beiden Departements der Côte-d'Or und von Saône-et-Loire.

Der Sitz des Arbeitsministers wurde definitiv in Dijon festgesetzt. Die Kommission selbst bestand aus den Herren Brücher, Regierungsrat; Hubert Clement, Bürgermeister der Stadt Esch; Emile Etienne, Direktor des Industriellenverbandes; Nic, Biewer, Abgeordneter, Vorsitzender des Berg- und Metallarbeiterverbandes; Majerus, Attaché der Regierung, und Abbé Stoffels. Herr Regierungsrat Scholtus war beauftragt worden, sich nach Paris zu begeben, um dort das Zentralregister und die Dossiers anzulegen.

Der Kommission sollten einige vom Arbeitsminister bestimmte luxemburgische Hilfskräfte für die erste Zeit zur Verfügung haben.

Die Sonderkommission selbst teilte ihre Arbeit in der folgenden Weise auf:

a) Ständiges Bureau des Herrn Brücher in Dijon.

Herr Brücher, der unmittelbar dem Minister zugeteilt war, zentralisierte alle Dossiers und Daten der Flüchtlinge in den Departements der Côte d'Or, von Saône-et-Loire und Umgegend. Ihm waren alle organisatorischen Arbeiten des Bureaus übertragen.

b) Bürgermeister Hubert Clement hatte sein Bureau in Mâcon.

Er versah sein Amt auf Grund der Anweisung des Ministers, dem er wöchentlich einen Bericht über seine Tätigkeit von Tag zu Tag erstattete.

c) Die Herren Etienne, Biewer, Majerus und Abbé Stoffels hatten den Auftrag, die Gemeinden, besonders in der Côte d'Or und in der Saône-et-Loire, in denen sich Luxemburger befanden, zu besuchen und im Einvernehmen mit den Bürgermeistern eine bis zwei Personen mit der Ueberwachung und der Fürsorge der luxemburgischen Flüchtlinge zu betrauen. Die erwähnten vier Personen sollten vier Arbeitspartien bilden, ergänzt durch die Beauftragten des Arbeitsministers, um ihre Aufgabe vor dem 25. Juni zu Ende zu bringen.

Daneben gab es lokale Komitees, denen in allen Fällen der Bürgermeister der in Frage kommenden Gemeinde oder sein Adjunkt angehörte. Sie hatten zunächst einen detaillierten Bericht über die Unterbringung und die allgemeine Lage ihrer Gruppe, über deren Zusammensetzung, über deren Gesundheitszustand, über die Anzahl der bereits in Arbeit vermittelten Personen, der Arbeitsfähigen usw. abzugeben. Späterhin hatten die genannten Komitees einen Wochenbericht zu erstatten und ständig in Verbindung mit den luxemburgischen Vertretern bei der Präfektur zu bleiben.

Die Sonderkommission sollte sich spätestens am 27. Juni wieder zusammenfinden, um die notwendigen Schlußfolgerungen festzulegen und Konferenzen in den einzelnen Arrondissements mit den Behörden zu organisieren. Sodann hatte die Sonderkommission aus ihrer Mitte Delegierte für die verschiedenen Arrondissements, in denen sich mindestens 3000 Luxemburger befanden, zu bestimmen.

Man ersieht hieraus, daß der ganze Aufbauapparat sehr gut ausgedacht war. Uebrigens funktionierte er bereits zur vollsten Zufriedenheit und hätte auf die Dauer ganz sicher die besten Früchte gezeitigt, hätte nicht der gewaltige Thor-

hammer der vordringenden deutschen Armeen mit vernichtendem Schläge schon nach kurzer Zeit die gesamte Apparatur zermalmt.

Und nun erhält noch einmal Herr Arbeitsminister Krier das Wort:

„3. Juni 1940. — Um 8 Uhr Abfahrt nach Avallon, wo sich einige hundert luxemburgische Flüchtlinge aus Frisingen und Bad-Mondorf befinden. Ein großer Teil dieser Evakuierten hatte den Auftrag bekommen, sich nach der Côte d'Or zu begeben.

Im Laufe des Nachmittags treffe ich in Dijon Herrn Camille Beissel, Direktor der Arbed in Düdelingen, der seine Dienste zur Vermittlung der Luxemburger und zur Unterstützung der Regierung anbietet. Die Herren Marcel Cahen, Schöffe der Stadt Luxemburg, und Dr. Victor Klees, Arzt in Luxemburg, die sich seit 2 Wochen in Saulieu befinden, melden sich gleichfalls zur Unterstützung der Regierung. Herr Marcel Cahen stellt sich freiwillig der Sonderkommission zur Verfügung, um in seinem Auto die verschiedenen Gemeinden der Côte d'Or, die Luxemburger beherbergen, zu besuchen, und Herr Klees erbietet sich, die Kranken unter den luxemburgischen Flüchtlingen in den Empfangsgemeinden desselben Departements zu betreuen.

Gegen 5.30 Uhr Besprechung mit Hrn. Decailly, Arbeitsinspektor in Dijon, in Anwesenheit von Attaché Majerus über Fragen der Arbeitsvermittlung und der sozialen Fürsorge, soweit sie die luxemburgischen Flüchtlinge betreffen.

Gegenwärtig ist der Stand der Arbeitsvermittlung folgender:

Im Departement Saône-et-Loire konnten bis zum 1. Juni 3185 luxemburgische Arbeiter vermittelt werden. 3070 sind noch unterzubringen. In der Côte d'Or wurden von 2500 registrierten fremden Arbeitern (eine große Zahl davon Belgier) 2120 bereits vermittelt.

Herr Decailly teilte mit, daß er Auftrag gegeben habe, die Registrierung der restlichen Ausländer durch das Lehrpersonal der verschiedenen Gemeinden vorzunehmen. Herr Decailly versprach auch, daß die Frage der Arbeitseinstellung der Beamten und kleinen Angestellten geprüft werden würde. Er kündigte ferner an, daß die Militärstellen in den nächsten Tagen Terrassierungsarbeiten besonderer Art ausführen lassen werden, für die Arbeitskräfte unter den Flüchtlingen rekrutiert werden würden. Er verlangte, daß die luxemburgische Regierung zu diesem Zwecke eine Verlautbarung in den Zei-



tungen veröffentlichen möge, die die Luxemburger auffordern, den Maßnahmen zu entsprechen, die von der Arbeitsinspektion für sie getroffen wurden. Diese Verlautbarung wurde zusammen mit einer ähnlichen der belgischen Regierung erlassen.

„4. Juni. — Besuch der Bureaux, die der Sonderkommission zur Wahrnehmung der materiellen und moralischen Interessen der luxemburgischen Flüchtlinge in Dijon, 5bis, Rue Devosge, zur Verfügung gestellt werden. Diese Bureaux müssen eingerichtet werden und man beschließt die Einrichtungsarbeiten sofort in Angriff nehmen zu lassen.

Um 11.15 Uhr hatte ich in Chalons eine Besprechung mit dem Direktor des Arbeitsvermittlungsamts, um die Unterbringung der Luxemburger zu beschleunigen. Der Direktor zeigte mir die Listen und die Nachfragen und teilte mir mit, daß in einigen Tagen alle arbeitsfähigen Luxemburger eingestellt sein werden unter den gleichen Bedingungen wie die französischen Arbeiter.

Um 16 Uhr besuchte ich den Vizebürgermeister von Dijon, Robert Jardillier, um die Frage der Bequartierung der luxemburgischen Flüchtlinge in Dijon zu behandeln. Herr Jardillier traf sofort eine Verfügung, die meinen Vorschlägen entsprach.

Am Abend erstattete Herr Bieber Bericht über die Arbeitsvermittlung unserer Landsleute in den verschiedenen Departementen.

„5. Juni. — Herr Decailly, begleitet vom Inspektor des Departements, teilt mir mit, daß sich alle Luxemburger zwischen 17 und 50 Jahren, die noch nicht vermittelt seien, für Arbeiten der Nationalen Verteidigung bereit halten mögen.

„6. Juni. — Um 10 Uhr erscheinen die Herren Majerus, Marcel Cahen, Victor Klees und Victor Barthel und bekommen die nötigen Instruktionen zur Organisation von Lokalkomitees in der Côte d'Or.

Am Nachmittag kamen mehrere Lastkraftwagenbesitzer, unter ihnen Herr Schreiner, Gemeinderatsmitglied von Esch-Alzette, und beklagten sich, daß die französischen Behörden ihre Wagen requiriert hatten, obwohl sie zur Evakuierung von Flüchtlingen im Gebiet von Meurthe-et-Moselle verwendet wurden. Ich sprach bei den französischen Behörden vor, die eine befriedigende Lösung versprochen.

„7. Juni. — Capitaine Archen, Chef der franko-luxemburgischen Militärmission bei der luxemburgischen Regierung, erscheint um 10 Uhr in Begleitung von Herrn Schommer, um die Unterstützung der Sonderkommission bei der Rekrutierung von Freiwilligen für die luxemburgische Legion zu verlangen.

Am Nachmittag Besprechung mit dem General-Sekretär, in Abwesenheit des Präfektes, über eine Reihe von Reklamationen von luxemburgischen Flüchtlingen, die im Cantal-Departement untergebracht sind. Herr Decailly, der dieser Unterredung beiwohnt, bestätigt, daß die Bequartierung und die Verpflegung dieser Flüchtlinge viel zu wünschen lasse und er verspricht, daß die französischen Behörden sich beeilen werden, ihre Lage zu verbessern.

Gegen 4 Uhr findet eine Konferenz von Arbeitsinspektor Decailly, dem Sekretär der Präfektur in Dijon und Capitaine Archen, begleitet von Herrn Schommer, statt, über die Fragen der Organisation eines Rekrutierungsdienstes im Departement der Côte d'Or.

Auf Wunsch von Capitaine Archen besuchen wir mehrere Aufnahmegemeinden für luxemburgische Flüchtlinge, um Freiwillige für die Legion zu werben.

„8. Juni. — Die erste Konferenz der Sonderkommission zur Wahrung der materiellen und moralischen Interessen der luxemburgischen Flüchtlinge findet um 15 Uhr in Dijon statt. Bei dieser Zusammenkunft wurde die zu schaffende Organisation in den Departementen der Côte d'Or und der Saône-et-Loire und Umgebung festgelegt und jedem Kommissionsmitglied seine Aufgabe zugeteilt.

Um 17 Uhr erscheint Capitaine Archen in Begleitung von Herrn Schommer auf dieser Konferenz und setzt die materiellen und moralischen Vorteile auseinander, die sich aus der Schaffung eines besonderen luxemburgischen Freiwilligenkorps ergeben; nach seinen Darlegungen einigen sich die Mitglieder der Kommission über die Organisation des Rekrutierungsdienstes in den Departementen Côte d'Or und Saône-et-Loire.“

Die am 8. Juni in Dijon tagende Konferenz legte für die Mitglieder der mobilen Kommissionen sowie für die Lokalkomitees genaue Instruktionen und Direktiven fest, die für die nächste Zukunft die Lage aller luxemburgischen Flüchtlinge zur vollsten Zufriedenheit geregelt hätten und dazu angetan gewesen wären,

ihnen normale Arbeits- und Lebensverhältnisse zu beschaffen, wenn, ja wenn das harte, herbe, unerbittliche Schicksal es nicht anders gewollt hätte.

Man kann diese Instruktionen, die darlegen, wie nichts unversucht gelassen worden ist, um unseren Landsleuten zu helfen und ihre schwierige Lage zu mildern, wie folgt resümieren:

#### 1) Arbeitsvermittlung.

In der Regel kann die Placierung auf Arbeitsstellen nur vermittels der Departements- und Arrondissements-Organisation der französischen Arbeitsinspektion vorgenommen werden.

Es ist den mobilen Kommissionen und lokalen Komitees jedoch erlaubt, die Arbeiter zu fragen, ob sie ihre Evidenzblätter ausgefüllt haben, die an den Arbeitsinspektor ihres Bezirkes im Wege der Gemeinde zu richten sind. In Ausnahmefällen, in denen sich die Arbeitsvermittlung fühlbar verzögert, können sich die Interessenten schriftlich an den Arbeitsminister Krier, rue Devosge, 5bis, Dijon, wenden, der dann bei der Arbeitsvermittlung des Bezirkes vermitteln wird.

#### 2) Obligatorische Arbeit.

Entsprechend der Verlautbarung in den Zeitungen müssen sich Flüchtlinge zur Ausführung von Arbeiten im öffentlichen Interesse zur Verfügung der französischen Behörden halten und die Weisungen genau befolgen, die ihnen von den genannten Stellen erteilt werden.

#### 3) Militärdienst.

Die mobilen Kommissionen und die Lokalkomitees mögen die Aufmerksamkeit der luxemburgischen Flüchtlinge im Alter von 18 bis 45 Jahren besonders darauf lenken, daß sie als Freiwillige in die luxemburgische Legion eintreten können.

Bis auf weiteres mögen die Interessenten ihre Gesuche an Capitaine Archen, Chef der französischen Militärmission in unserer Legation, Paris, 26, Rue de la Pépinière, richten.

Es finden jedoch Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen statt mit dem Ziele, die Rekrutierungsformalitäten auch in den andern Flüchtlingszentren zu ermöglichen.

#### 4) Bequartierung.

Der Mangel an Unterbringungsmöglichkeiten, hervorgerufen durch den beträchtlichen Zustrom von französischen, belgischen und luxemburgischen Flücht-

lingen, bildet ein sehr ernstes Problem, das den französischen Behörden lebhaftes Sorgen bereitet.

Die mobilen Kommissionen und besonders die Lokalkomitees mögen mit den französischen Behörden eng zusammenarbeiten, um zur Lösung dieses Problems beizutragen.

#### 5) Wechselkurse.

Bis auf weiteres können luxemburgische Flüchtlinge ihre luxemburgischen Noten bei der Bank bis zu einem Gesamtbetrag von 2000 luxemburgischen Franken je Person und Woche einwechseln. Die Einwechslung geschieht ohne Spesen oder Kommission.

Belgische Noten werden den luxemburgischen Flüchtlingen bei der Bank von Frankreich zum Kurs von 7,22 pro Belgica bis zu einem Betrag von 2000 belgischen Franken je Person in vierzehn Tagen, maximal aber 5000 Franken pro Familie, eingewechselt.

#### 6) Sparkassenbücher.

Luxemburgische Flüchtlinge, die Einlagebücher der Sparkasse in Luxemburg aus der Zeit vor dem Kriege haben, sind zu informieren, daß eine Vereinbarung mit den französischen Behörden vor dem Abschluß steht, die die Interessen der luxemburgischen Sparer nach Möglichkeit wahren wird.

#### 7) Die Lage der Beamten und Pensionäre.

Beamte und Pensionäre des Staates, der Gemeinden und der Sozialversicherungen mögen ihre Adressen entweder der luxemburgischen Legation in Paris, 36 Avenue Hoche, oder dem Arbeitsminister Krier, rue Devosge, 5bis, Dijon, bekanntgeben.

Die besondere Aufmerksamkeit der Beamten und Pensionäre wird auf die Tatsache gelenkt, daß die luxemburgische Regierung angesichts der bescheidenen finanziellen Mittel über die sie verfügt, absolut außerstande ist, ihnen die Gehälter und Pensionen zur Verfügung zu stellen, die sie in Luxemburg bezogen. Aus demselben Grund kann nur eine eng begrenzte Zahl von Beamten zur Mitarbeit an den von der Regierung organisierten Diensten zugelassen werden.

Es wird daher allen Interessenten nachdrücklich empfohlen, sich schriftlich an den Arbeitsinspektor ihres Departements zu wenden, der ihnen gerne helfen wird, eine andere Beschäftigung zu finden.

Die Frage der Zuweisung einer Unterstützung an die Rentner der Sozialver-

sicherungen wird geprüft. Doch wird auch diesen empfohlen, sich an den zuständigen Arbeitsinspektor zu wenden, der ihnen behilflich sein wird, eine ihren körperlichen Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung zu finden.

### 8) Publizität.

Radio Paris II, Welle 1933, gibt täglich um 18.25 Uhr Nachrichten für die luxemburgischen Flüchtlinge unter dem Titel „Le Luxembourg vous parle“. — Von Mitte Juni an wird ein Wochenblatt erscheinen, das den luxemburgischen Flüchtlingen alle Nachrichten vermittelt wird, die für sie von Interesse sind.

### 9) Ueberwachung der Flüchtlinge.

Die mobilen Kommissionen ebenso wie die lokalen Komitees müssen sich vor allem der ständigen Ueberwachung der Flüchtlinge in ihren Zentren widmen, insbesondere der Ueberwachung ihrer Quartiere, ihrer Löhne, der Hygiene usw. Gleichzeitig müssen sie sich bemühen, die moralische und geistige Verfassung der Flüchtlinge zu heben, indem sie ihnen verständlich machen, daß in der Gegenwart jedes Opfer und Entbehrungen auf sich nehmen muß und daß wir in jedem Fall durch unsere Disziplin, unsere Handlungen und unsere Worte Frankreich, das uns so gastfreundlich empfangen hat, den klaren Beweis unserer tiefen Dankbarkeit liefern müssen.

„Montag, 10. Juni. — Um 8 Uhr im Amt. (Korrespondenz und Berichte). Das Radio teilt um 11 Uhr mit, daß Italien in den Krieg gegen Frankreich und Großbritannien eingetreten ist. Große Erregung und Nervosität in Dijon. Die italienischen Flüchtlinge weinen.

Um 3.30 Uhr Zusammenkunft im Rathaus. Bürgermeister Jardillier ist einverstanden, einige Räume dem luxemburgischen Sekretariat, Rue Devosge, zur Verfügung zu stellen.

Gegen 4 Uhr trifft ein Telegramm der Herren Clement und Etienne ein über Schwierigkeiten in der Präfektur von Mâcon (Schwierigkeiten der Arbeitseinstellung und der Beherbergung von luxemburgischen Flüchtlingen, hervorgerufen von Le Creusot).

Um 4.30 Uhr nach Autun-Vitteaux-Montbard und Les Laumes. Zusammenkunft mit den Unterpräfekten und den Bürgermeistern dieser Orte, um sie von den Beschlüssen der Großherzoglichen

Kommission zu verständigen. Rückkehr nach Dijon gegen 21.30 Uhr.

„Dienstag, 11. Juni. — Um 8 Uhr im Amt. (Korrespondenz und Berichte). Um 10.30 Uhr nach Chalons. Der Unterpräfekt wird sein Möglichstes tun, um den in Arbeit stehenden Luxemburgern annehmbare Quartiere finden zu helfen. Rückkehr nach Dijon gegen 6 Uhr. Der Arbeitsinspektor gibt mir Daten über die Vermittlung der Luxemburger in den Departements Saône-et-Loire, Côte-d'Or, Loire, Nièvre, Allier und Yonne. Von 8650 registrierten luxemburgischen Arbeitern und Angestellten konnten 6842 bis 8. Juni vermittelt werden. Herr Decailly glaubt, daß auch eine große Anzahl unserer Angestellten binnen kurzem Arbeit finden wird. Die Oeffentlichen Arbeiten sind bereit, auch alle unqualifizierten Arbeiter einzustellen.

Nach dieser Unterredung erstatten die Herren Cahen und Majerus den Bericht der mobilen Kommission für die Côte-d'Or.

„Mittwoch, 12. Juni. — Um 8 Uhr im Amt. (Die Berichte über den Zeitraum vom 10. Mai bis 10. Juni werden an die Großherzogin und den Präsidenten der Regierung geschickt). Um 10 Uhr Besprechung mit einigen französischen Regierungsbeamten über die Frage der öffentlichen Arbeiten und der Forstarbeit. Fortsetzung dieser Besprechung um 2.30 Uhr, wobei Herr Decailly vorschlägt, gewisse Fabriken und Werkstätten mit Hilfe luxemburgischer Unternehmer und luxemburgischen Personals wiederzueröffnen. Diese Vorschläge samt Begründung werden sofort schriftlich Herrn Staatsminister Dupong unterbreitet mit der Bitte um dringende Antwort.

„Donnerstag, 13. Juni. — Der Generalsekretär der Präfektur teilt mir mit, daß der Arzt Dr. Victor Klees sich in Mirabeau unter den gleichen Bedingungen wie seine französischen Kollegen installieren könne.

Um 11 Uhr, mit Herrn Brücher, auf Einladung des Präfekten nach Mâcon. Konferenz um 3 Uhr im Luftschutzraum der Präfektur. Zweck dieser Zusammenkunft war es, die Schwierigkeiten beizulegen, die sich in der Organisation der Hilfe für die luxemburgischen Flüchtlinge in diesem Departement ergeben hatten. Das Ergebnis der Verhandlungen (Berichterstatte Herr Hubert Clement) war sehr befriedigend. Nach dieser Kon-

ferenz unterhielt ich mich mit verschiedenen Luxemburgern über Flüchtlingsprobleme und am Abend fand im „Hôtel de Genève“ eine Zusammenkunft mit Herrn Hubert Clement und seinen Mitarbeitern vom „Escher Tageblatt“ statt.

„Freitag, 14. Juni. — Der Arbeitsinspektor von Mâcon, Herr Closson, gibt mir um 9 Uhr eine kurze Uebersicht über den Stand der Vermittlung der Luxemburger. Danach brachte ich beim Sekretär der Präfektur etliche Beschwerden von Landsleuten gegen die Beschlagnehmung ihrer Automobile vor. Diese Beschwerden werden dem Präfekten vorgelegt, der die Entscheidung zu treffen hat. Der Präfekt untersucht die Fälle sofort und verspricht den Beschwerdeführern Genugtuung zu geben.

Nach einem Meinungsaustausch über wirksame Hilfe für unsere Landsleute u. über die Zusammenarbeit in der Zukunft verlasse ich den Präfekten gegen 10.30 Uhr und begeben mich zum Sitz der luxemburgischen Kommission. Rue Dombey 21. Vor meiner Abreise von Mâcon gebe ich Herrn Etienne Anweisungen und hinterlasse einige Mitteilungen für Herrn Hubert Clement, der an einer Konferenz in der Préfecture teilnimmt, wobei ich eine Zusammenkunft für nächsten Montag anberaume.

Gegen 14.30 Uhr besuchte ich Abbé Stoffels in Autun, um ihm Anweisungen für seine Reise durch das Arrondissement Creusot zu geben. Ich verlasse Autun um 5 Uhr, um meine Frau in Ruats-à-Avallon zu sehen. Meine Frau kam um 8.30 Uhr von Avallon zurück, wo sie den Unterpräfekten aufgesucht und im Einvernehmen mit diesem unseren Landsleuten in dieser Stadt geraten hatte, nicht zu fliehen, da noch keine Gefahr bestehe“.

Denn die unabwendbare Katastrophe, die schon irgendwo begonnen, ist im Anrollen, alles zerschlagend, zermalmend, mit fortreißend. Wie ein Kartenhaus bricht all das zusammen, was nun seit mehr als einem Monat an Arbeit und Organisation mühselig aufgebaut und errichtet worden. Mit einem brutalen Wisch ist alles ausgelöscht, alles versunken ins Nichts.

Wie ein gewaltiges Naturereignis, wie ein Waldbrand sich bereits vorher in der Tierwelt und bei den Menschen bemerkbar macht, so kündigen auch jetzt seit Wochen ungewohnte Erscheinungen neues Schreckensgeschehen an. Nur daß es sich hier nicht um einen Waldbrand handelt, sondern um einen Weltenbrand, und

daß die gehetzten Wesen keine Rehe und Füchse und andere Tiere sind, sondern Menschen, hilflose, erbarmungswürdige, gequälte, müde Menschen, ganze Völkertheile, die da flüchten, rennen, hasten, straucheln und stolpern und wie Spreu im Sturmwind in alle Richtungen zerblasen, wie widerstandsloses Treibholz von der Flut mitfortgerissen werden.

Noch hat der eigentliche Rush nicht eingesetzt, aber bereits kündigt sich auf den Straßen das Ungewöhnliche an, das erste stürzende Berggestein, Vorbote der nachdonnernden Lawine, die accelerando über ein ganzes Land hinwegbraust. Nach den unkontrollierbaren Gerüchten der vergangenen Tage, die wie alle unbestimmbaren und unbestimmten Nachrichten von den einen fest geglaubt, von den andern mit stoischem Achselzucken abgetan werden, läßt das sich nun abwickelnde Geschehen keinen Zweifel mehr über den Ernst der Lage zu.

Das, was sich in den Maientagen abgespielt, ist bloß ein kleines Vorspiel, ein ganz bescheidener Auftakt zu der Riesentragödie gewesen, die nun mit elementarer Urgewalt einsetzt. Zum zweiten Male setzt sich ein großer Teil der luxemburgischen Flüchtlinge, wiederum entwurzelt und haltlos geworden, mit der einheimischen Bevölkerung in Bewegung nach Süden zu. Zum zweiten Male werden Familien auseinander gerissen, Eltern von Kindern getrennt, Frauen von Männern, Hab und Gut, oft neu erworben, im Stiche gelassen. Die Straßen fassen die Massen nicht mehr. Zu Tausenden, mit der Zivilbevölkerung vermischt, drängen die geschlagenen französischen Truppen, alle Heeresgattungen durcheinander, oft in vollkommener Auflösung begriffen, mit ihrem geretteten Kriegsmaterial, das bald allorts am Wege liegen bleibt, zur Mittelmeerküste, alle Verkehrsadern, große und kleine, verstopfend, bis es einfach nicht mehr geht und Millionen Menschen nur mehr schrittweise in wahnsinniger Angst dem Verhängnis ausweichen können. Niemals noch hat ganz sicher ein Menschenauge Szenen dieser Art enregistriert.

Und während sich dieses Massendrama auf offener Bühne vollzieht, spielt sich in den Kulissen an der Gironde, in Bordeaux, das andere, in seinen späteren Folgen noch tragischere Trauerspiel des Verrats und der Intrigen ab, das am 17. Juni mit dem Waffenstillstandsangebot Pétains ganz Frankreich dem Bestienriff der deutschen Willkür ausliefert . . .

Ehe wir jedoch *chronologisch* weiter berichten, sei es uns erlaubt, nachdem wir bis jetzt die offizielle Tätigkeit der Regierungsstellen bis zu diesem Datum geschildert, nun auch die von der andern Seite, d. h. die einzelnen Flüchtlingsgruppen und -Kolonien oder vielmehr einen Teil derselben bei ihren alltäg-

lichen Beschäftigungen, mit ihren Sorgen und Mühen, mit ihren Hoffnungen, den erfüllten und unerfüllten, mit ihren leichten und schweren Enttäuschungen, und ihren, für einzelne oft bitteren und schmerzlichen Leiden am eigenen Aufbauwerk, an der Arbeit zu sehen.

## Die auf der andern Seite

Vom 12. Mai an langten in den Departements der Nièvre, des Allier, der Côte-d'Or, der Saône-et-Loire und des Hérault über 50 000 luxemburgische Flüchtlinge, teils vermittels der Eisenbahn, teils auf dem Straßenwege an. Eine kleinere Anzahl, die im Anfang nur schwer erfaßt werden konnte, war über viele andere Gegenden Frankreichs verstreut.

Alles schien in denkbar bester Weise für unsere Landsleute in Frankreich geregelt zu sein und es handelte sich nur mehr darum, die praktische Organisationsarbeit der ersten Zeit, die immer am schwierigsten ist, auszubauen. Mit großer Energie und schönem lobenswertem Initiativgeiste wurde ohne Unterlaß von allen ohne Ausnahme an diesem Werke von der ersten Stunde an gearbeitet. Und diese Bemühungen und Bestrebungen hätten zweifelsohne zu schönen, zufriedenstellenden Ergebnissen geführt, wenn nicht, wie schon mehrmals betont, der französische Zusammenbruch mit all seinen katastrophalen Folgen wie ein verhängnisvolles Ungewitter hereingebrochen wäre.

Es ist nicht leicht für Menschen, die von Haus und Hof vertrieben, ohne Halt oft und entwurzelt, zuweilen mittellos und der einheimischen Sprache nicht immer mächtig, sich bei fremden, unbekanntem Menschen, auch wenn sie von ihnen noch so herzlich, entgegenkommend und liebenswürdig empfangen und aufgenommen werden, vom ersten Tage an wie in der Heimat zu fühlen. Wenn sich dann noch weitere Faktoren hinzugesellen wie andere Lebensverhältnisse der französischen Bevölkerung, besonders in den kleinen Provinzstädten und Dörfern, rückständige Hygiene-, Wohn- und Arbeitsverhältnisse, die für unsere Luxemburger relativ schlecht und unkomfortabel scheinen und es auch sind, so müssen notgedrungen im Anfang neben kleinen und großen Enttäuschungen und Unzufriedenheiten, je nach Temperament und Charakterveranlagung

auch leicht begreifliche und zuweilen entschuld bare Unerträglichkeiten eintreten, die sich bis zu persönlichen Reibereien und Zwistigkeiten steigern.

Was unsere Flüchtlinge, die, welcher Volksklasse sie auch angehören mögen, einen ziemlich hohen Lebensstandard bei uns aufzuweisen hatten, am meisten bedrückt und in den ersten Tagen und Wochen abstößt, sind eben die für sie oft primitiven Unterbringungsmöglichkeiten. Das ist selbstverständlich nicht überall der Fall, aber im großen Ganzen gibt es Gegenden, wo nicht alle sich gerade im Paradiese dünkten.

Hinzu kommt sodann, daß, als im Anfang von den zuständigen Lokalbehörden bei dem gewaltigen Massenandrang der Flüchtlinge die Hilfsorganisationen im Eiltempo geschaffen und errichtet werden, mit unvermeidlichen Improvisationen Tag und Nacht gearbeitet werden muß, kleine, weltentlegene Dorf-gemeindeverwaltungen, die seit Jahrzehnten ein beschauliches, ruhiges Dasein führten und sozusagen keine Fühlung mit den Zentralstellen hatten, zeitweilig ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind und in der ersten Zeit glatt versagten.

Hinzu kommt noch, daß überall das Gespenst der 5. Kolonne geistert und spukt, daß tatsächlich in den anonymen Flüchtlingsscharen verdächtige Elemente sich herumtummeln und sich nicht sonderlich einwandfrei aufführen, daß so manche auseinandergesprengte Familienangehörigen nicht immer alle notwendigen Papiere und Erkennungsdokumente mit sich führen, daß man, wie bei allen Verwaltungen, nach dem noch immer in Frankreich üppig gedeihenden System D von Pontius zu Pilatus laufen muß, um Kleinigkeiten geregelt zu bekommen.

Alles dies und noch so manches andere spielt hier mit.

So kommt es, daß stellenweise, und es war wirklich nur stellenweise, Klagen

laut werden, die jedoch, sobald sie an die Adresse der luxemburgischen Büros in Dijon, Mâcon und Montpellier oder an die zuständigen französischen Zentralstellen gelangen, Abhilfe finden.

In den übermeisten Fällen jedoch sind Zivilbevölkerung, Präfekturen und Gemeindeverwaltungen den Luxemburgern gegenüber so zuvorkommend, daß bereits in aller kürzester Zeit alle häuslich untergebracht sind und regelmäßigen Beschäftigungen nachgehen können.



Meistenteils geschieht es so, daß sie bei ihrer Ankunft von Vertretern der Gemeindeverwaltung begrüßt und willkommen geheißen werden. Die Bevölkerung nimmt bei diesem Empfang regen, warmen Anteil. In den allermeisten Fällen ist in einem Saale der Ortschaft ein Imbiß zubereitet. Dann werden die Leute untergebracht, je nach der Zahl der Angekommenen bei Privaten oder in einem gemeinsamen Unterkunftsraum oder in einem ihnen zur Verfügung gestellten größeren Gebäude, zuweilen auch in einem provisorisch hergerichteten Lager. Am besten haben es natürlich die, die Einzelquartiere bei den Stadt- oder Dorfbewohnern beziehen können. Sie brauchen sich meistens nicht um die Beschaffung der notwendigsten Hausutensilien zu kümmern, während die anderen im Gegenteil sich erst einrichten müssen. Während die ersteren mit der französischen Familie

oder abgeschlossen für sich wohnen und leben, bilden die anderen Gruppen Gemeinschaften. Sie wohnen, essen, schlafen zusammen, was natürlich Unannehmlichkeiten aller Art mit sich bringt. Ueberall kommt es auf die Eigeninitiative des einzelnen an und besonders dort, wo Gruppen zusammen leben, hängt es von der Energie, der zielbewußten Leitung und der disziplinierten Einordnung der Individuen in die Gesamtheit ab, ob das Leben soweit wie nur möglich erträglich ist.

Die Gemeindeverwaltungen stellen zum größten Teil die zum täglichen Gebrauch notwendigen Dinge: Tischbestecke, Teller und Gläser, Kochgeschirr, Eimer, Besen, Bettbezüge, Matratzen. Manche, die schlauer sind als andere, wissen sich alles zu verschaffen, andere gehen weniger gut aus.

Die einen halten auf Sauberkeit, scheuern und putzen, daß es eine Freude ist, und wohnen bald unter annehmbaren und, den Verhältnissen entsprechend, oft komfortablen Bedingungen. Die einen helfen der einheimischen Bevölkerung bei ihren täglichen Arbeiten, was ihnen nicht wenig kleine und große Vergünstigungen einbringt, andere wiederum treiben sich tagsüber in den Wirtschaften herum, was oft zu Zwistigkeiten in den Familien selbst führt und schlechtes Blut bei vielen Franzosen, deren Männer an der Front sind, macht.

Was die Lebensmittelversorgung angeht, so gibt es Gegenden, wo die luxemburgischen Flüchtlinge genau wie die einheimischen zehn Franken Unterstützung pro Tag beziehen und dann selbst ihre Einkäufe besorgen, während andere Gemeinden diese Entschädigung nicht auszahlen, dafür jedoch die Lebensmittel stellen.

Um einen kurzen Einblick in das Leben und Treiben unserer Landsleute in diesen Tagen zu gewinnen, erlauben wir uns verschiedene Auszüge aus Briefen, die uns in dieser Zeit und auch kürzlich erst zugegangen sind, hier wiederzugeben. Es sind gleichsam bloße Stichproben, die wir jetzt veröffentlichen. Sie können selbstverständlich kein Gesamtbild über die Verhältnisse in den Hunderten von Ortschaften, wo unsere Landsleute weilten, geben, aber wir können ruhig behaupten, daß dieselben grosso modo mit lokal bedingten Abweichungen in der übergroßen Mehrzahl der Fälle identisch sind.

Hier Auszüge eines Briefes aus der Gegend von Gignac (Hérault):

„On nous donna tout le nécessaire pour nous installer: draps, couvertures, marmites. La première nuit nos femmes et nos enfants trouvèrent des lits, préparés au château, les hommes couchaient sur des paillasses. Le lendemain des lits-cages furent généreusement mis à notre disposition. Quant à l'organisation pour les réfugiés, nous n'avons pas à nous plaindre. Dès les premiers jours nous reçûmes des bons du montant de 10 frs. par jour et par personne . . .

„ . . . Et tout le monde cherchait à s'occuper autant que possible. Les uns travaillaient chez des vigneron, les autres au bureau d'organisation. Un boulanger luxembourgeois s'était embauché chez un boulanger français et déjà tous les Luxembourgeois achetaient leur pain chez ce patron . . .“

Aus einem Briefe eines Flüchtlings aus der Côte-d'Or:

„Wir hätten mit ganz andern Möglichkeiten im umgekehrten Falle wohl nicht so viel Herz und so viel Mitleid mit nach Luxemburg evakuierten Franzosen aufgebracht, wie wir überall in Frankreich, sowohl während der Durchreise als auch während des dortigen Aufenthaltes von Seiten der französischen Zivilbevölkerung erfuhren . . .“

Aus einem uns zugegangenen Bericht von Herrn Habig, Gemeinderatsmitglied der Stadt Esch an der Alzette:

„In Chalny wurden wir vom französischen Roten Kreuz mit Lebensmitteln reichlich versorgt, sowie in Méricourt und Chalons-sur-Saône. An sämtlichen vorgemerkten Haltestellen wurden wir mit Brot, Konserven, Käse, Sandwichs, Bier und Kaffee für Frauen und Männer und Milch und Schokolade für Kinder genügend versorgt . . .

„Cuisery. — Hier wurden wir vom Generalrat H. Bernard, in Vertretung des Préfet von Saône-et-Loire, von Herrn Bürgermeister Emile Morel, seiner Gemahlin, von Mme La Baronne de Badense und der Bevölkerung von Cuisery aufs herzlichste empfangen. Vom Bahnhof aus wurden wir in den Kinosaal der Stadt begleitet, der zu unserem Empfang mit Fahnen und Guirlanden geschmückt worden war. Die Tische waren weiß gedeckt und aus der Küche duftete es angenehm nach Braten . . .

„Abends wurden wir dann nach Lachaux, 1 km von Cuisery, in ein altes Kloster begleitet, das uns ganz zur Verfügung gestellt wurde . . .

„ . . . Eine Entschädigung erhielten wir nicht, doch wurden wir großzügig von Mme La Baronne de Badense mit Lebensmitteln versorgt. Jede Woche hatten wir dann Abrechnung und wurde diese von uns allen unterschrieben, als hätten wir die 10 Franken Unterstützung bekommen. Für uns war diese Methode viel einfacher, auch hatten wir keine unnützen Laufereien.

„Am 21. Mai konnten wir zum ersten Male Geld auf der Bank in Mâcon umtauschen. Wir erhielten für einen luxemburgischen Franken 1,70 französische Franken und für einen belgischen Franken 1,44 französische Franken, Ab 22. Mai wurden die Kameraden requisitioniert, um nach verschiedenen Richtungen in Arbeit zu gehen.

„Am Sonntag, den 26. Mai, haben wir auf dem Nachbardorfe Simandre unsere Landsmännin Frau Frank aus Senningen zur letzten Ruhe begleitet, wo der Bürgermeister und ich der Verstorbenen einen Nachruf liehen.

Am 2. Juni bei Gelegenheit einer patriotischen Feier legten wir am Monument pour les Morts de la Grande Guerre einen Blumenstrauß nieder. Eine Geldkollekte, die wir unter uns gemacht hatten, wurde dem Armenbüro überwiesen. Am 22. Juni begleiteten wir unseren Landsmann Kons Mathias zur letzten Ruhe. Am 25. Juni kam ein Gefangenen-transport von 3000 Mann durch Cuisery, bei welcher Gelegenheit wir Luxemburger mithalfen, den armen Gefangenen Getränke und Essen sowie Zigaretten zu verteilen.

Am 22. Juli wurde auf dem Nachbardorfe Abergement Mme P. Majerus aus Esch zu Grabe getragen . . .“

R. Molitor aus Luxemburg schreibt uns:

„In Châlons-sur-Saône herrliche Verpflegung durch das Rote Kreuz: warme Suppe, Pastete, Schinken, Brot, Verteilung von Milch an die Kinder, von Flaschen an die Säuglinge. Nachfragen von Seiten der Roten-Kreuz-Schwester in jedem Abteil nach Kranken, Verteilung von Medikamenten, Pillen, Verpflegung der Kleinsten, Bekämpfung des Wundseins vom Aufliegen, Desinfektion von kleinen Wunden . . .

„ . . . Auf jeder Station wurden zwei Wagen abgehängt. Auf einer jeden werden die Flüchtlinge erwartet. Mit Pferdewagen, mit Autos werden sie in die Ortschaften gebracht und alle Häuser neh-

Rue de Martailly les Broncion à Tourrus (Saône et Loire)







jedoch kehrten sie wieder zurück, da die Straßen verstopft waren . . . Die Preußen rückten ein. Viele von unseren Landsleuten waren bald Freunde von ihnen. Das Resultat hiervon war: Die Dorfbewohner wurden uns feindlich gesinnt und es war unserm Komitee bald unmöglich, die täglichen Einkäufe für unsere Gemeinschaftsküche zu tätigen. Viele drohten darauf den Franzosen mit den Preußen. Unter diesen Umständen ward unsere Lage bald unhaltbar. Beigefügt sei noch, daß während der Evakuierung der französischen Dorfbewohner Einbrüche in Tabakgeschäfte und andere schämliche Handlungen, die nur mündlich und direkt behandelt werden können, vorkamen.

„ . . . Einer unserer Gastgeber war Wirt und während wir Abschied nahmen und die letzten Gläser tranken, verstieg sich einer unserer Landsleute so weit,

das Lied „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen“ zu singen.“

Ein Glück, daß niemand von den Franzosen diese Ungeheuerlichkeit verstand! Es legten mithin, wie man sieht, nicht alle Luxemburger während ihres kurzen Aufenthaltes in Frankreich Ehre für unser Land ein und manche französische Gastfreundschaft ist sehr schlecht belohnt worden. Glücklicherweise waren diese Fälle, wenn auch oft mehr als vereinzelt, angesichts der hohen Anzahl der luxemburgischen Flüchtlinge, unrühmliche Ausnahmen. Sie haben trotzdem vor allem für die, die gezwungen waren nach der Heimbeförderung des Gros unserer Landsleute, in diesen Gegenden zu bleiben, manche Nachteile ergeben und es bedurfte vielerorts längere Zeit, um bei Behörden und Bevölkerung den schlechten Eindruck zu verwischen.

## Montpellier

Wie in Dijon für die Departements der Côte d'Or und von Saône-et-Loire Herr Arbeitsminister Krier, so hatte Justizminister Bodson von dem Kabinett die Mission erhalten, in Südfrankreich Flüchtlingszentren zu schaffen, zu organisieren und zu betreuen. Montpellier, die herrliche Präfekturstadt des Département des Hérault, ziemlich zentral gelegen, eignete sich am besten für die Ausführung einer solchen Aufgabe, um so mehr als die ganze dortige Region und alle umliegenden Departements bis zu den Pyrenäen schon in den ersten Tagen nach dem 10. Mai von Flüchtlingen aller Nationen, darunter viele Tausende von Luxemburgern, überfüllt sind. Es sind zum größten Teil solche, die in Autos oder andern Kraftwagen flüchten konnten und die teils auf eigene Faust sich nach Süden durchgeschlagen, teils von den nachdrängenden Kolonnen vorwärtsgeschoben, schließlich hier, wie in einer riesigen Sackgasse, am Gestade des Mittelmeeres und am Fuße der spanischen Gebirgsmauer zum endgültigen Halt gebracht werden. In diesem Stau-becken steigt tagtäglich die anströmende und anbrandende Menschenflut in beängstigendem Maße und bald ist nicht nur Montpellier selbst, sondern sind auch Perpignan, Toulouse, Narbonne und alle Ortschaften bis zu den kleinsten Dörfern

überschwemmt und überfüllt von Flüchtlingsmassen, die nicht mehr weiterkommen. Bis weit nach dem Waffenstillstandstage, am 17. Juni, langen ohne Unterbrechung Stunde um Stunde die gezwungenen Teilnehmer dieser endlosen Prozession an, Zivilistenscharen sowohl wie ganze Militärverbände. Die ganze zurückflutende französische Armee, die noch vor der endgültigen Kapitulation sich und soviel Material, wie nur möglich, in Sicherheit bringen will, treibt Hals über Kopf zu den Häfen des Mittelmeeres, um, so lange es noch geht, nach Afrika verschifft werden zu können. Viele Zivilpersonen haben dieselbe Absicht und so stürzt und rast alles nur heran und muß notgedrungen Tage und Wochen hier verbringen, in einem Durcheinander ohne gleichen, bis es soweit ist.

In diesem Termiten-Gewimmel, in diesem gigantischen Krabbenkorb versucht nun ein jeder sich, so gut es eben geht, ein kleines Plätzchen zu sichern, unterzukommen und den Umständen entsprechend zu leben.

Nur liegen hier die Verhältnisse um so vieles anders als in dem nördlichen und östlichen Teil Frankreichs. Diesseits Lyon und St. Etienne hat niemals eine französische Bevölkerung direkt am eigenen Leibe und am eigenen Gute einen Krieg erlebt. Seit unvorstellbarer

Zeit hat der Süden Frankreichs in vollkommener Sorglosigkeit gelebt, in weiten Zügen durch die Lungen seiner Häfenstädte atmend, in einer durch Klima und historische Entwicklung gezüchteten Euphorie, in einem *dolce far niente*, das allen Südländern zur zweiten Natur geworden. Dazu kommt auch, daß hier wie überall die Gelegenheit den Dieb macht und ein jeder, die urplötzlich eingetretene Konjunktur ausnutzend, verdienen und raffen will, so viel und so schnell es geht. Das will nun nicht besagen, daß es im französischen Süden lauter Nervis und Kriegshyänen gegeben. Bei weitem nicht. Aber die liebevolle Caritas, die aus dem Herzen quellende Gastfreundschaft, die mit ganzer Hingabe Tore und Türen, Schränke und Börsen öffnet wie im Norden, kommt in diesem Augenblick, wir betonen in diesem Augenblick, nicht zum Ausdruck.

Die Folgen hiervon sind, daß die Preise überall sprunghaft und dann kerzengerade in die Höhe gehen, und wer nicht mitmachen kann, muß schauen, wie er sich eben herumschlägt. Nur in den Dörfern und in den kleinen Städten ist es anders. Das hat sich bald herumgesprochen und alle, die noch nicht untergebracht sind, versuchen nun sich irgendwo hinzuschlagen, wohin es ihnen eben gelingt. Die Verwaltungen sind in den ersten Wochen mit dem besten Willen der Welt nicht imstande, eine einigermaßen stramme und straffe Organisation, die bestanden, aber aus den Fugen gegangen war, neu aufzubauen. Ein nicht zu schildernes Durcheinander, ein fast unentwirrbares Chaos herrscht.

In diesen brodelnden, überhitzten Hexenkessel von Montpellier schneit nun Justizminister Bodson herein. Wie der bekannte Zauberer mit „rien dans les mains, rien dans les poches, le sourire sur les lèvres“ soll er nun, so schnell es geht, aus dem Nichts gleichsam etwas schaffen und organisieren. Das heißt nicht nur eine Zusammenarbeit mit Lokalbehörden, die selbst nicht mehr aus und ein wissen: Präfektur, Stadtverwaltung, Gendarmerie, Polizei- und Militärbehörden herstellen, Räumlichkeiten für Büros, Möbel und Material für diese Büros beschaffen, die, wie Korkstöpsel bei hohem Seegang, anfänglich stets in Bewegung sich befindlichen Landsleute erfassen, sondern auch dafür sorgen, daß sie untergebracht werden und Arbeit erhalten. Es gilt Karteien einzurichten, versprengte Familienmitglieder ausfindig zu machen und wieder

zusammenzubringen, die Verpflegung zu sichern, Kranke unterzubringen. Wer in dem kleinen Zimmer des *Hôtel Métropole*, das nach vieler Mühe von der Präfektur für unsern Justizminister requiriert werden konnte, die ersten Tage nach seiner Ankunft gewesen, der allein kann wissen, wie es zugegangen. Hunderte und hunderte Probleme stellen sich Tag für Tag in nie gesehener Mannigfaltigkeit. Aber dennoch gelingt es ihm nach und nach, von den Herren Jis Thorn, Léon Hammes, Pierre und Paul Elvinger unermüdetlich und aufopferungsvoll unterstützt, einen eigenen luxemburgischen Verwaltungsapparat mehr oder weniger aufzurichten. In der Avenue Foch ist ein leerstehendes Geschäft notdürftig in Büroräume verwandelt worden. Ein Wunder, daß man einige Büromöbel, eine Schreibmaschine und sonstiges Material auftreiben konnte. Von hier aus schufteten unsere Stellen Tag und Nacht, um die notwendige Organisationsarbeit zu leisten, die Verbindung mit den hunderten von Ortschaften, wo Luxemburger sich niedergelassen haben, herzustellen, mit den andern Regierungsmitgliedern und unserem diplomatischen Vertreter in Frankreich, Herrn Antoine Funck, die nach ihrer gezwungenen Abreise von Paris, durch die Ereignisse willenlos getrieben, nur mehr ein ewig wanderndes Gremium darstellen, das ziellos herumirrt, in Führung zu bleiben, bis schließlich während Wochen die Verbindung ganz unterbrochen ist.

Neben diesem Zentralorgan der Avenue Foch wird in kurzer Zeit in dem dunklen kleinen Gäßchen, das sich Rue du Palais nennt, auf Nummer 17, ein Arbeitseinstellungsbüro eröffnet, dem Herr Ingenieur Gonner vorsteht und dem etwas später die Herren Jean Gallon und Antoine Krier als Mitarbeiter zugesellt werden.

Die Herren Tony und Emile Neumann als Vertreter des luxemburgischen Roten Kreuz leisten ihrerseits wertvolle, mühselige Arbeit und es ist nicht wenig ihr Verdienst, daß vielen Landsleuten, vor allem in der berühmten oder vielmehr berüchtigten Lodève-Geschichte, auf die wir noch eingehender zurückkommen werden, geholfen werden konnte. Unter keinen Umständen darf hier Fräulein Schneider vergessen werden, die als soziale Fürsorgerin vom ersten bis zum letzten Tage unermüdetlich hilfreich auf der Bresche stand.

Die Aufgabe, die eines jeden hier harret, ist gewaltig, doppelt gewaltig, angesichts

der beschränkten finanziellen Mittel, die in diesem Augenblick zur Verfügung stehen. Nach und nach bessert sich die Lage einigermaßen: die notwendigen Drucksachen werden angeschafft, die Verwaltungskadres, wenn wir die aufgestellte Arbeitseinteilung so nennen können, gebildet. Ueber ganz Frankreich sind die einzelnen Familien auseinander gesprengt, zerstreut, verschwunden. Hunderte von Briefen langen täglich an, die nach dem Aufenthalt von diesem und jenem fragen. Mit einem wahren Benediktinerfließ werden Listen aufgestellt, die einzelnen Aufenthaltsadressen gesammelt, verglichen. Diese Listen werden in Druck gegeben und in die einzelnen Zentren geschickt, die wiederum gebeten werden, die Namen aller dort Unterbrachten einzusenden. Viele haben keine Ausweispapiere mehr, es müssen beglaubigende Urkunden ausgestellt werden, Reklamationen laufen ein, Gesuche um Unterstützungen, solche um Arbeitsgelegenheit. Es müssen Demarchen über Demarchen bei den französischen Behörden unternommen werden. Unsere Aufzählung ist bloß ein Bruchteil einer Sisyphus-Arbeit, von der niemand, der nicht dabei gewesen, eine Ahnung haben kann.

Und als es hier ebenfalls einigermaßen klappt, bricht alles zusammen und als schließlich am 17. Juni Justizminister Bodson nach den Waffenstillstandsversuchen Frankreichs auf Schloß Le Monzie zu einem Ministerrat beordert wird und nicht mehr zurückkehrt, weil die Regierung beschlossen hat, mit der Großherzogin die spanische Grenze zu überschreiten, als auch noch dazu die repräsentativsten Kräfte und Mitarbeiter denselben Weg antreten, sind auch hier in Südfrankreich die subalternen Stellen ohne Direktiven, und was das schlimmste in der verzweifelten Lage ist, ohne Geldmittel, auf sich selbst angewiesen. Alle sind wie verwaist und niemand versteht, kann sie auch damals nicht verstehen, die wahren Gründe des urplötzlichen Regierungsentschlusses. Man glaubt an eine feige Desertion, glaubt elendiglich im Stiche gelassen, verraten zu sein. Niemals konnte damals wissen, daß die neue französische Regierung selbst unseren Regierungsmitgliedern ans Herz gelegt hatte, das französische Territorium zu verlassen. Fast alle Verbindungen sind unterbrochen. Es ist sehr schwierig, zu telefonieren oder Telegramme abzusenken. Man begreift deshalb nur allzu gut die erboste

Stimmung unserer Landsleute, die verzagt, mißmutig, unzufrieden, erzürnt ihrem Herzen Luft machen, nicht wissend, daß unsere Regierung aus der Ferne bereits alle notwendigen Maßnahmen zu treffen im Begriffe ist. Hinzu kommt auch noch, daß durch die Abreise der Regierung die französischen amtlichen Stellen nicht mehr dasselbe Entgegenkommen zeigen wie früher, als man sich auf unsere Minister berufen konnte. Das Vorrücken der Deutschen, die in diesem Augenblick bereits in der Gegend von Valence standen, trägt noch dazu bei, die innere und äußere Unruhe und Besorgnis zu steigern. Bis wohin werden sie kommen? Werden sie ganz Frankreich besetzen? Was wird aus uns werden? Das sind die stündlichen Fragen, die einen jeden beschäftigten. Es bedurfte unendlich viel Verantwortungsgefühl, vieler Energie und vielen Mutes für alle jene, die in diesem Augenblick, gleichsam auf verlorenem Posten stehend, dennoch die Flinte nicht ins Korn warfen und sich im Interesse ihrer ihnen anvertrauten Landsleute annahmen. Von Herrn Hammes an, über Herrn Gonner, Antoine Krier, Jean Gallion, bis zu den Herren Neumann haben alle ihre ganze schwere Pflicht erfüllt.

So verging der Monat Juni in schweren Sorgen und Nöten. Ein großer Teil unserer Landsleute drängte es in die Heimat zurück. Und so stellte sich von selbst das große Problem der Rückbeförderung der Tausenden in Südfrankreich nach Luxemburg.

Herr Hammes widmete diesem Problem seine ganze Aufmerksamkeit. Aber welche Schwierigkeiten stellten sich einem solchen Projekt entgegen! Ueber 1000 Kilometer von zu Hause entfernt, dem in ganz Frankreich bestehenden Verbot für Franzosen und Ausländer von der Stelle zu gehen, unterworfen, ohne große Mittel konnte nur durch Vermittlung der französischen Regierung nach Verhandlungen mit der deutschen Besatzungsmacht ein Rücktransport größeren Stiles unternommen werden.

In diesem Zusammenhang sei es uns erlaubt, einige Auszüge aus dem Briefwechsel, den das Büro in Montpellier mit Hrn. Fern. Loesch in dieser Zeit gepflogen, wiederzugeben. Diese Auszüge werfen nicht bloß ein klares Licht auf die damaligen Verhältnisse, sie erhellen desgleichen auch das ganze Problem in jener chaotischen Zeit. Wir bringen diese Auszüge, weil wir der Ansicht sind, daß sie der luxemburgischen Evakuierungsgeschichte

angehören und unsere Landsleute das Recht haben, Kenntnis ihres Inhaltes zu erhalten. Sie zeigen aber auch, wie gute Luxemburger aus treuer Pflichterfüllung heraus bemüht gewesen, ihren ganzen Einfluß und ihre ganze Energie einzusetzen, um denselben zu helfen, soweit es in ihrer Macht stand.

Ein erster Brief von Herrn Fernand Loesch, datiert vom 6. Juli 1940, hat folgenden Wortlaut:

Au Centre d'accueil des réfugiés  
luxembourgeois

à Montpellier  
17, Rue du Palais.

Je vous ai fait envoyer avant-hier un télégramme par lequel je vous ai mis au courant d'une entrevue que j'avais eue à Vichy avec Monsieur le Ministre Schuman au sujet du rapatriement des réfugiés luxembourgeois. En vous confirmant ce télégramme, je porte à votre connaissance que, resté sans nouvelles du Gouvernement et de Monsieur le Chargé d'affaires Funck, j'ai pris de ma propre initiative les devants en vue de discuter la question de rapatriement avec les Ministres français compétents. J'ai également pris contact avec Monsieur le Premier Ministre Pierlot et différents Ministres belges.

Monsieur Schuman négocie en ce moment avec les autorités allemandes le rapatriement non seulement des réfugiés français, mais également des ressortissants belges et luxembourgeois. Il me tiendra régulièrement au courant de l'état de ces négociations.

Dans les circonstances actuelles j'estime qu'il y a de la plus haute urgence d'organiser d'une façon méthodique le service de rapatriement. A cet effet il y a lieu de créer un commissariat général qui s'occupera des questions afférentes en corrélation avec les autorités françaises. En attendant la création d'un tel organisme il faudrait à mon avis procéder immédiatement à un recensement de tous les réfugiés. Ce recensement devra se faire pour les différents centres régionaux en France et devra indiquer, outre les noms des réfugiés et leur nombre, le lieu de destination au Grand-Duché ainsi que les moyens de locomotion dont ils disposent. (autos, motos, vélos etc.)

Enfin, il y aurait lieu d'indiquer si les réfugiés sont partis de leur propre gré ou s'ils ont été évacués de force.

Ce travail préliminaire pourra être effectué par les organisations actuelle-

ment existantes dans les différents centres et avec la collaboration des fonctionnaires du Gouvernement luxembourgeois des différentes communes luxembourgeoises.

Dans mon sus-dit télégramme j'ai prié Monsieur Funck de se mettre immédiatement en rapport avec moi, afin que je puisse lui faire un exposé de mes démarches et que de cette façon il se crée une coordination et un accord sur toutes les questions afférentes.

Je vous prie dès lors de bien vouloir donner immédiatement connaissance de la présente lettre à M. Funck.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de mes meilleurs sentiments.

Fernand LOESCH.

Dieser Brief kreuzte sich mit einem andern, der von Montpellier aus am 5. Juli 1940 an Herrn Loesch abgeschickt worden war und der die ganze damalige trostlose Lage der Flüchtlinge in Südfrankreich in ein grelles Licht stellt. Hier der Text des Schreibens.

Monsieur Fernand Loesch,  
Château La Poujade par Urval.  
Le Bouisson  
(Dordogne)

Monsieur et cher Ami,

Le télégramme que vous avez bien voulu nous faire envoyer par les soins du capitaine Archen, nous est parvenu.

Nous confirmons votre réponse: „Reçu télégramme. Précisez mandat. Disposez-vous fonds gouvernementaux?“

Ce message comporte une explication qui ne saurait être mieux donnée qu'en faisant l'historique sommaire des événements que vous avons vécus ici.

Le 17 juin dernier, Monsieur le Ministre Bodson a quitté Montpellier pour se rendre à un conseil du cabinet qui devait se tenir au château Le Monzie à la suite de la demande d'armistice de la France.

L'avance allemande menaçant le midi de la France, beaucoup de membres de l'administration luxembourgeoise conçurent de vives appréhensions et il était question de se replier vers Bordeaux.

A la fin du compte il fut convenu, qu'au lieu d'entreprendre un voyage vers l'inconnu, Monsieur Bodson seul irait réperer les possibilités d'évacuation et vous tiendrait au courant de ce qu'il fallait faire.

Monsieur Bodson partit en effet au jour dit, mais en caravane nombreuse. Depuis cette date nous sommes sans aucun signe de vie ni de notre mini-

stre en particulier, ni de nos ministres en général, et nous concevons de justes anxiétés à cet égard.

Je n'énumérerai pas la théorie de télégrammes expédiés d'ici: à Monsieur Dupong pour obtenir des fonds; au Gouvernement à l'adresse que nous a téléphoné un officier français; au secrétariat de la Grande-Duchesse et finalement à S. A. R. tant en Espagne qu'au Portugal.

Entretemps les réfugiés affluaient de leurs lieux de travail qu'ils avaient quittés sous la mitraille sans un centime, sans hardes et le ventre creux.

Grâce au notaire Neuman qui a fait le trésorier, grâce à la Croix-Rouge qu'on a fini par atteindre, ceux qu'on a laissés ici ont continué la besogne.

Une lettre privée envoyée de Coimbra nous a appris dimanche dernier que le Gouvernement se trouvait au Portugal.

C'est au même moment que nous avons réussi à toucher notre Chargé d'affaires qui se trouvait à Pamiers, sans argent et sans instructions et qui allait quitter ses parents en Ariège pour rejoindre le siège du Gouvernement.

Nous aurons son adresse dans les trois premiers jours, peut-être déjà demain et nous lui transmettrons le télégramme Archen ainsi qu'à vous son adresse.

Notre demande de bien vouloir préciser vos pouvoirs résulte de la situation que le Gouvernement a laissée en France.

Que valent ces pouvoirs en droit et en fait? Nous nous arrangeons évidemment. Les autres services continuent sous la direction des titulaires qui n'ont pas quitté Montpellier (embauchage, Croix-Rouge etc.), mais quid en cas de rapatriement?

Cette question est grosse de conséquence. Citerai-je les pauvres bougres de gendarmes et d'agents de police qu'on a déjà laissés ici à la merci de l'occupant éventuel? Et beaucoup d'autres qui ne savent comment faire.

C'est pour cette raison que nous nous sommes enquis après des fonds éventuels.

Vous voudrez bien d'urgence nous mettre au courant de vos vues sur la situation et nous tenir au courant dans la suite.

En attendant vos nouvelles, je vous présente, Monsieur et cher Ami, nos meilleures et cordiales salutations.

Pour le Centre de Montpellier:

HAMMES.

Ein zweiter Brief des Herrn Loesch, vom 9. Juli 1940 in derselben Angelegenheit, lautet wie folgt:

Messieurs,

J'ai bien reçu votre lettre du 8 juillet et vous en remercie vivement. Au moment où Monsieur Dupong m'a quitté il m'a donné verbalement l'ordre de m'occuper avec Monsieur Funck de la situation des réfugiés, sans pourtant préciser ou confirmer par écrit les instructions nécessaires et sans me laisser des fonds. J'ai attendu plusieurs jours un mot de Monsieur Funck, Comme ce dernier de son côté ne m'a pas donné de nouvelles jusqu'à présent et que depuis quinze jours Monsieur Dupong n'a plus donné signe de vie, je me suis rendu de ma propre initiative au siège du Gouvernement français à Vichy. J'ai pu discuter longuement toutes les questions afférentes avec Monsieur le Ministre Schuman et suis toujours en contact téléphonique avec ce dernier.

Par contre, je n'ai pu trouver Monsieur Funck ni à Vichy, ni à La Bourboule où se trouve tout le Corps Diplomatique à l'exception de notre Chargé d'affaires. Ayant appris que Monsieur Funck se trouverait dans le Midi, j'ai lancé de nombreux télégrammes afin de le trouver. Jusqu'à présent pas de réponses.

Dans ces conditions j'estime qu'en l'absence d'instructions de nos Ministres et de notre Chargé d'affaires, nous devons créer immédiatement un Commissariat général qui s'occuperait de toutes les questions de rapatriement. Si naturellement Monsieur Funck a reçu des instructions du Gouvernement luxembourgeois, notre projet pourrait se réaliser en accord avec la Légation.

Je suis d'accord à accepter n'importe quelle fonction en vue de maintenir avec le Gouvernement français et avec le Ministre belge à Vichy le contact que j'ai établi et de continuer les négociations avec ces autorités. J'ajoute que je suis également en rapport avec

nos autorités consulaires en Suisse desquelles j'attends incessamment un exposé sur la situation au Grand-Duché.

Il serait certes du plus grand intérêt que nous puissions avoir une entrevue. Cependant par suite du manque d'essence il m'est impossible de me déplacer en ce moment ayant dû utiliser tout mon stock pour me rendre à Vichy et retour dans l'intérêt de mes compatriotes. Quant au téléphone, les lignes sont actuellement surchargées. Comme vous restez néanmoins dans un centre important je vous prierais de m'appeler au téléphone dès réception de cette lettre. Mon numéro est Urval No 2 (Dordogne). Il y a toujours quelqu'un pour recevoir la communication. Enfin j'ignore si un train circule entre Montpellier et Agen; vous pourriez le cas échéant vous renseigner pour envoyer quelqu'un à Agen, d'où il aura une communication directe pour Le Bouisson, c. à. d. à 4 kilomètres de ma résidence. Eventuellement un de mes compatriotes qui restent ici pourrait également venir à Montpellier par le train. Enfin, vous me demandez l'envoi de fonds. Malheureusement je ne puis accéder à votre demande, Monsieur Dupong lors de son départ ne m'ayant remis le moindre centime. Je n'avais pas manqué d'attirer son attention sur cette question importante. Monsieur Schaus qui est avec Monsieur Dupong m'avait formellement promis de m'adresser un montant important pour que je puisse vous envoyer une certaine somme. Jusqu'à ce jour j'attends toujours cet envoi.

Je suis tout à fait d'accord pour reconnaître que la situation financière à

Montpellier est vraiment fâcheuse. Comme il ne suffit pourtant pas de critiquer nos autorités, mais qu'il faut chercher à y porter remède, je conseille de vous faire accorder une avance de la Croix Rouge luxembourgeoise en France. Cet organisme a en effet auprès de la Banque belge pour l'étranger un dépôt dépassant 500 000 francs français. D'après mes souvenirs ce compte est géré par Messieurs Funck et Charles Heuertz avec signature collective. Monsieur Heuertz reste actuellement à l'hôtel Regina à Perpignan. Vous voudrez donc vous mettre en rapport avec lui en vue de cette opération.

Je reçois à l'instant une lettre d'un de mes amis qui me déclare que M. Funck s'occuperait avec M. Léon Laval du sort des réfugiés; cette lettre vient de Pau. Par le même courrier j'apprends pourtant que M. Laval seul a passé à Brives pour se rendre prétendument à Vichy. J'ai immédiatement télégraphié à M. Laval pour savoir ce qui en est.

En résumé, si M. Funck vous laisse sans nouvelles, je suis d'accord à me charger avec quelques hommes de bonne volonté de toutes les questions concernant les réfugiés. Dans le cas contraire il faut bien entendu trouver un accord avec M. Funck.

Je vous prie d'informer tous nos compatriotes que je me tiens à leur entière disposition et que, malgré l'absence d'instructions officielles, je continue à maintenir le contact avec les autorités françaises.

Veillez agréer, Messieurs, l'assurance de mes sentiments très dévoués.

Fernand LOESCH.

## Schwüle Sommertage

Während Wochen noch dauert dieses Durcheinander an. Und doch muß das Unmöglichste getan werden, um die von allem abgeschnittenen Landsleute zu beruhigen, wiederum relativ normale Verhältnisse herzustellen, mit unserem Geschäftsträger, Herrn Antoine Funck, dessen Aufenthalt noch immer unbekannt ist, in Verbindung zu treten, die nötigen Geldmittel aufzutreiben, nicht nur um die für so viele blutnotwendigen Unterstützungen auszahlen zu können, sondern auch um die Rückkehr der Zehntausenden in die Wege zu leiten. Alles mögliche wird versucht, denn eine Lösung muß gefunden werden. Herr Hub. Clement versucht auf irgend eine Art mit

der Verwaltungskommission in Luxemburg in Verbindung zu treten, damit von Luxemburg aus ebenfalls das Notwendige zur Heimbeförderung der Landsleute, die auf die Dauer nicht mehr zu halten sind, unternommen wird.

Durch Vermittlung eines entgegenkommenden belgischen Freundes und Kollegen, Félicien Delcourt, früherer Korrespondent des „Luxemburger Wort“ in Brüssel, den wir in Montpellier zufällig treffen und der in seiner Eigenschaft eines Präsidenten des belgischen Unterstützungsfonds „Reine Elisabeth“ die Möglichkeit hat, mit der Königin-Mutter Elisabeth von Belgien in Verbindung zu treten, wendet sich Herr Hubert Clement

in einem Schreiben an Ihre Königliche Hoheit mit der Bitte, einen beigefügten Brief an Herrn Kammerpräsidenten Emile Reuter weiterzuleiten. Dieses Schreiben, in welchem die schwierige Lage der Luxemburger in Südfrankreich bis in alle Einzelheiten geschildert ist, langt auch in relativ kurzer Zeit in Luxemburg an den Adressaten an. Was jedoch auf denselben erfolgt, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Tatsache ist nur, daß gegen Mitte Juli Herr Hauptmann Aloyse Jacoby im unbesetzten Frankreich eintrifft und die Rückbeförderung mit Hilfe luxemburgischer Auto-Cars, Soldaten der luxemburgischen Freiwilligen-Kompanie ihren Anfang nimmt. Ein neuer Verbindungsweg mit Luxemburg besteht und durch Herrn Hauptmann Jacoby sind wir in der Lage, regelmäßig mit den damals noch verantwortlichen Stellen in der Heimat in Kontakt zu treten. Inzwischen ist es auch gelungen, mit unserm Geschäftsträger Herrn Antoine Funck in Pamiers Fühlung zu nehmen, der in Vichy sodann, im Hotel Gallia, das lange Zeit hindurch der Sitz des „Office Luxembourgeois“ bleiben soll, Aufenthalt nimmt.

In Luxemburg beginnen um diese Zeit bereits die Deutschen und die mit ihnen zusammenarbeitende 5. Kolonne, die un-

sinnigsten Gerüchte über die Zwangsevakuierung von Esch und über die Flüchtlingsbureaus in Mâcon und Montpellier auszustreuen. Man will dadurch den Nazis verhaßte Personen treffen und Herr Hubert Clement, der verhindern will, daß so manchen, die in die Heimat zurückkehren, Schwierigkeiten bereitet werden, erachtet es für angebracht, an die Verwaltungskommission in Luxemburg einen detaillierten Bericht „à toutes fins utiles“ durch Vermittlung von Hauptmann Jacoby abzuschicken.

Auf die Gefahr hin, bereits Erwähntes noch einmal zu streifen, geben wir hiermit diesen Bericht, der vom 21. Juli 1940 datiert ist, wieder. Er lautet wie folgt:

A Monsieur le Président  
de la Commission Administrative  
de et à

Luxembourg.

Monsieur le Président,

J'ai l'honneur de vous faire rapport

- 1) sur les préliminaires de l'évacuation forcée de la population eschoise en territoire français;
- 2) sur l'évacuation elle-même, en tant qu'elle concerne les centres d'accueil, avec lesquels j'ai été personnellement en contact ou en relations;
- 3) sur l'organisation du bureau des réfugiés luxembourgeois à Mâcon.

## Préliminaires de l'Evacuation de la Ville d'Esch

Je n'ai pas besoin de m'étendre sur l'occupation du territoire de la Ville d'Esch d'abord par les troupes allemandes, ensuite par les troupes françaises, vu que ces faits sont déjà entièrement connus. Dès huit heures du matin, le vendredi 10 mai, la Ville d'Esch était en partie occupée par des postes avancés allemands, dont la ligne passait à peu près jusqu'à la moitié nord de la route de Luxembourg et les régions avoisinantes, tandis que les troupes françaises occupaient de leur côté le reste du territoire de la ville.

La situation pour les autorités responsables était, vu les circonstances, car il y avait en ce moment danger imminent que la Ville d'Esch ne devienne d'heure en heure, sinon de minute en minute théâtre d'opérations et champs de bataille.

La matinée du 10 ayant été relativement calme, on pouvait avoir malgré tout l'espoir d'organiser la vie de la municipalité adaptée aux circonstances.

Après avoir fait placarder des affiches exhortant la population au calme et au sang froid, après avoir ordonné la fermeture de tous les débits à boissons, j'ai convoqué le conseil communal à une séance extraordinaire à laquelle assistaient outre les membres du conseil, Monsieur le Commissaire de police Reis et les principaux chefs des services municipaux. A ce moment déjà il n'y avait plus de communications téléphoniques, plus de gaz, plus d'électricité.

Néanmoins le conseil communal n'avait pas encore abandonné l'idée de pouvoir laisser sur place la population.

C'est pourquoi il s'attachait avant tout à une organisation adéquate de la vie de la cité. Après de longues délibérations il fut décidé de faire recenser les stocks de vivres dans les magasins d'alimentation, d'interdire la vente du lait et des produits lactés. Dans l'intérêt des malades, des enfants et des vieillards la confiscation de ces articles fut décidée. De même des mesures furent prises ré-



glant la vente de la farine et du pain; mesures qui devraient entrer en vigueur encore dans la journée même.

Evidamment la question de l'évacuation fut également traitée et discutée et il fut établi qu'à ce sujet aucune mesure préalable n'avait été encore prise. Enfin le conseil à l'unanimité décida de se mettre en rapport avec les autorités militaires françaises, dont les troupes occupaient en ce moment presque la totalité du territoire de la ville.

A Aumetz le général français, commandant la région, après une entrevue nous accordée, sondé sur les intentions de l'état-major français, déclarait ne pouvoir prendre aucun engagement concernant la sécurité des habitants et le sort de la ville en cas d'actes d'hostilités franco-allemandes plus prononcées. C'est pourquoi il ordonna, vu le grand nombre de vies humaines en jeu l'évacuation immédiate de toute la population, qui avait à commencer à 9 heures du soir pour les femmes et les enfants. En raison de cette évacuation nocturne, il ordonna en outre que l'entrée en territoire français serait défendu jusqu'au petit jour, c. à d. jusqu'à samedi matin, à tout habitant de sexe masculin. Cela explique pourquoi un si grand nombre de familles perdit en cours de route différents de leurs membres.

L'exode qui avait été préparé depuis un certain temps déjà se fit dans deux directions: par Rédange et par Audun-le-Tiche. Il me semble superflu, Monsieur le Président, de vous décrire les scènes des longues colonnes lamentables qu'encombraient pendant les premiers jours les routes conduisant vers l'intérieur de la France.

Aucun but précis n'était encore connu, et au fur et à mesure que bientôt les réfugiés belges, hollandais et français commençaient à se mettre en mouvement les Luxembourgeois, qui tenaient en somme la tête de ce cortège durent nécessairement continuer à se diriger vers le sud de la France, forcément poussées en avant par ceux qui affluaient par milliers et par millions derrière eux. Cela explique probablement pourquoi les Luxembourgeois étaient peu à peu hébergés dans la Côte d'Or, en Saône-et-Loire et dans le département de l'Hérault. Comme vous le savez, 25 000 trouvaient accueil dans les deux départements sus-énoncés, tandis que 8000—10 000 étaient hébergés dans l'Hérault, tandis que bien d'autres encore, par groupes plus ou moins nombreux se trouvaient éparpillés pour ainsi dire dans tous les départements de la zone actuellement non-occupée.

J'arrivai moi-même à Montpellier, où se trouvait en ce moment un premier centre ayant à sa tête Monsieur le Ministre de la Justice Victor Bodson qui nous faisait part que Monsieur le Ministre du Travail dirigeait le grand centre de Dijon, tandis que les Ministres Dupong et Bech restaient à Paris.

Sur ordre de Monsieur le Ministre Bodson, je me dirigeais de suite sur Lodève, à 50 kilomètres de Montpellier, où étaient rassemblés déjà près de 1500 réfugiés, pour la plupart de mes ressortissants, et parmi eux également environ 300 habitants de Mondorf-les-Bains, à leur tête Monsieur le Bourgmestre Ad. Klein. Peu de temps après environs 300 évacués de Dudelange, parmi eux Monsieur l'échevin Joseph Petit s'établirent dans les environs à Bousquet d'Orb.

## L'Organisation à Lodève

La mission que m'avait conférée Monsieur le Ministre Bodson devait consister à m'occuper des intérêts de nos compatriotes et d'organiser ce centre d'accueil. Vous trouverez, Monsieur le Président, ci-joint un dossier contenant les principales pièces concernant cette organisation d'un centre qui, par de nombreuses circonstances se trouvait être un des plus difficiles à organiser.

D'abord Lodève, petite ville de 4 000 habitants, dans un des départements les plus pauvres de la France avait été obligée d'héberger non seulement 2000 réfugiés luxembourgeois en même temps que

2000 réfugiés belges. Une première difficulté qui forcément devait en résulter, fut la pénurie et la cherté des vivres, le manque de logement pour des Luxembourgeois, qui vis-à-vis de la population lodévoise étaient depuis au moins 50 ans habitués à avoir un standard de vie beaucoup plus élevé que celui des indigènes.

Pour des raisons qui m'échappent et malgré de multiples démarches, tant de ma part que de celle de mes successeurs à Lodève, la mairie refusait à accorder aux Luxembourgeois et aux Belges, l'allocation de 10 francs par jour, à laquelle avait droit chaque réfugié, s'il n'était pas

nourri par les autorités locales. La mairie de Lodève choisit ce dernier mode et fournissait à une cantine, qu'il fallait créer dans ces circonstances, le ravitaillement nécessaire. Une soupe populaire, logée dans un hangar primitivement installé, faute de fonds nécessaires, ravitaillait ainsi deux fois par jour 1975 personnes.

On comprend aisément qu'avec raison nos compatriotes commençaient à devenir mécontents. Mal nourris et mal logés en grande partie, ce mécontentement provoquait maintes explosions.

D'autant plus que nos compatriotes étant au courant de toutes mes démarches auprès des Ministres à Paris pour avoir soit des fonds, soit d'autres moyens de secours, ne voyaient rien venir. A souligner que seul un comité d'entraide de Lodévois tâchait de nous aider dans la mesure de ses moyens très restreints. Cela nous permit néanmoins de créer une

goutte de lait, un ouvroir, une organisation civile (bureau de renseignements, recherche de familles) et une sorte de force armée, dirigée avec un grand dévouement par Monsieur le lieutenant en premier Aloyse Steffen. Un centre de secours disposant de faibles sommes parvenues de Montpellier, fut créé ainsi qu'un service médicale et sanitaire (Dr. Colling) qui manquait cependant de tout, les médicaments etc. nous promis de Montpellier n'étant jamais arrivés.

Aucun rapport n'existait avec nos Ministres à Paris, qui sauf une seule lettre de Monsieur Dupong, Ministre d'Etat, n'ont donné à nos multiples démarches signe de vie.

Quelques conférences eurent lieu à Montpellier et à Dijon avec nos ministres Krier et Bodson qui me chargèrent à la fin de prendre en mains l'organisation du bureau des réfugiés à Mâcon, qui entretemps avait été créé et à la tête duquel se trouvait M. Emile Etienne.

## L'Organisation de Mâcon

Le 12 juin je quittai Lodève après avoir eu une dernière entrevue avec le comité directeur luxembourgeois, qui avait désigné, d'accord avec lui et Monsieur le Ministre à Montpellier, Monsieur Joseph Petit, comme mon successeur.

Arrivée le 13 juin à Mâcon. Tout était déjà en ébullition. Les événements se précipitaient. La débâcle des armées françaises battait son plein, le flot des réfugiés traversant Mâcon augmentait dans des proportions inouïes.

Le 16 juin, Dijon est évacué et les membres du bureau de cette ville, Monsieur le conseiller Brucher, Monsieur le conseiller Adolphe Scholtus et Monsieur le conseiller Pierre Majérus arrivent, ayant mis presque deux jours pour arriver de Dijon à Mâcon. Ils annoncent l'arrivée imminente des Allemands derrière eux. Une conférence est convoquée pour 17 heures qui ne peut commencer qu'à 18 heures à cause d'un bombardement de Mâcon par l'aviation italienne.

Assistent à cette conférence: Messieurs Scholtus, Majérus, le Dr. Schwall, préposé de l'hôpital d'Esch installé au Château d'Ouilly, le Dr. Bellwald, Emile Etienne, le Commissaire de Police Reis, Paul Muller et moi-même. Que doit-on faire? Après une délibération de plus d'une heure, il est décidé que ceux qui veulent partir partiront. Moi-même j'ai

décidé de rester. Les raisons de cette décision, je les ai longuement expliquées à cette conférence, car je ne veux pas laisser 25 000 Luxembourgeois sans direction aucune dans des heures si angoissantes. J'adresse dans ce sens une lettre à Monsieur Tomasini, Préfet de Saône-et-Loire, avec lequel j'ai encore tardé dans la nuit une entrevue. Il me déclare que c'est déjà le grand branle-bas, le sauf-qui-peut général, qu'une partie des Luxembourgeois s'est déjà repliée, que la Préfecture partira également et il m'explique qu'il me sera impossible de pouvoir encore aider nos compatriotes.

C'est alors que je me décide également à partir. Je quitte Mâcon le lundi, 17 juin à 4 h.30 du matin pour me replier à Montpellier. A cause des innombrables convois on avance avec une lenteur désespérante. Nous devons coucher à Montélimar. Arrivée à Montpellier, mercredi, le 19 juin. Monsieur le Ministre Bodson est parti pour Bordeaux, de Monsieur le Ministre Krier aucune nouvelle. Le Centre de Montpellier continue à être dirigé par Monsieur Léon Hammes, aidé par Monsieur Tony et Emile Neumann, de Messieurs Gonner, Paul Elvinger etc. Aucune nouvelle de Bordeaux. On croit que le Gouvernement français va aller s'établir à Perpignan pour y créer avec notre Gouvernement un Centre administratif.

Nous partons dans cette direction jeudi, le 20 juin à 14 heures avec Messieurs Marcel Cahen, Charles Heuertz, le Dr. Victor Clees, Etienne, Majérus et un autre autocar avec une partie des membres des services administratifs de Montpellier.

Arrivée à Perpignan vers 17 heures. Le Gouvernement belge vient d'arriver. Mais en même temps nous apprenons par Messieurs Pierlot et Spaack que le Gouvernement français a décidé de rester à Bordeaux. De notre Gouvernement aucune nouvelle, ni de Monsieur Antoine Funck, notre Chargé d'Affaires. Leur dernière adresse est: Château de la Pujade, Dordogne. Aucun moyen de les atteindre, ni par téléphone, ni par télégramme.

Le 26 juin, toujours rien. L'armistice est survenu et je décide pour ma part de retourner à Mâcon, lorsque grâce aux efforts de Monsieur Charles Heuertz, aidé grandement par la préfecture de Perpignan et grâce à l'amabilité de Monsieur Lozé, chef de protocole de Monsieur le Président de la République nous recevons l'adresse de Monsieur Funck qui se trouve à Pamiers (Ariège).

Aussitôt la décision fut prise d'aller le trouver pour rétablir par lui le contact avec le Gouvernement grand-ducal. Le 28 juin nous partons, Messieurs Cahen, Scholtus, Heuertz et moi, pour Pamiers, où nous avons une entrevue avec notre chargé d'affaires qui hélas! ne sait pas plus long que nous. Lui aussi est sans nouvelles, sans instructions, sans fonds. La dernière fois qu'il était en relations avec nos ministres, à l'exception de Monsieur Krier, fut mercredi, le 19 juin, à Saint-Jean-Pied-de-Port, à la frontière espagnole peu avant qu'ils se rendaient via l'Espagne au Portugal où se trouvait déjà S.A.R. Madame la Grande-Duchesse et sa famille. Monsieur Funck ignore tout de leur adresse.

D'accord avec Monsieur le Chargé d'affaires il fut décidé qu'il mettrait tout en œuvre pour rétablir le contact avec le Gouvernement, pour entrer en contact avec notre commission gouvernementale à Luxembourg et avec Monsieur Schuman, sous-secrétaire d'Etat aux réfugiés. De nouveau je reçois la mission de me rendre à Mâcon.

Départ de Perpignan, samedi, le 21 juin à 14 heures de l'après-midi, après avoir appris que Monsieur Charles Heuertz a réussi à débloquer 500 000 francs, destinés par la Croix Rouge américaine à nos réfugiés. Je reçois de lui 10 000 francs (dix mille) pour des premiers secours aux réfugiés à Mâcon, somme que je laisse cependant à mon arrivée à Montpellier au bureau des réfugiés de cette ville qui se trouve sans aucun fonds. Des télégrammes et des lettres à Monsieur Heuertz font arriver en tout 180 000 francs (cent quatre-vingt mille) destinés aux réfugiés se trouvant dans le département de l'Hérault, dont Montpellier est le centre.

Comme Mâcon est toujours occupé par les Allemands, je ne puis y arriver que dimanche, le 14 juillet, en compagnie de Messieurs Gonner, du bureau de Montpellier et Tony Neumann, trésorier de la Croix Rouge Luxembourgeoise, qui de là se rendent à Vichy auprès de Monsieur Funck et Monsieur Heuertz, qui entretemps s'y sont établis à l'Hôtel Gallia, téléphone 23-90.

A mon arrivée à Mâcon, j'installe de nouveau l'ancien bureau des réfugiés, rue Dombey 21, avec Mademoiselle Elise Hack et Paul Muller, qui y travaillent bénévolement tous les jours, comme Monsieur le capitaine Jacoby a pu le constater.

Fait à Mâcon, le 22 juillet 1940.

**Hubert CLEMENT.**

## Die „Hölle“ von Lodève

In dem eben zitierten Bericht von Herrn Hubert Clement an die Verwaltungskommission in Luxemburg hat er kurz die Lage der luxemburgischen Flüchtlinge in Lodève gestreift. Über die dortigen Verhältnisse ist soviel geredet und verbreitet worden, Wahres und Falsches, sind sovieler Übertreibungen und Unrichtigkeiten in die Welt gesetzt worden, daß wir darauf halten, ein für allemal das damalige Leben unserer Lands-

leute in dem kleinen, von der Sonne und den Leidenschaften überhitzten Städtchen des Hérault wahrheitsgetreu in allen Einzelheiten zu schildern. Um aber nicht einmal den kleinsten Schein der Parteilichkeit aufkommen zu lassen, um nicht den leisesten Verdacht zu erregen, pro domo zu schreiben oder gewisse Personen entschuldigen zu wollen, die gar keinen Grund haben sich zu entschuldigen, lassen wir einen einwandfreien Zeugen zu

Worte kommen, der vom ersten Augenblick bis zum letzten, als wir schon nicht mehr in Lodève weilten, mit dabei gewesen ist, und die sich dort abgespielt habenden Ereignisse von A bis Z mit erlebt hat : Herrn Professor Jean Müller, Esch/Alzette, Spitalstraße 49. Wir tun

dies umso lieber, als Herr Professor Jean Müller diese Schilderung so lebensecht und so trefflich gelungen wiedergibt, wie wir es nicht im Stande gewesen.

Herr Professor Jean Müller hat das Wort :

## Die Ankunft

Lodève ist ein südfranzösisches Städtchen von sechstausend Einwohnern. Schaut man von einem der zahlreichen Berge der Umgebung hinunter, so macht es wegen seiner sonnigen Lage einen recht freundlichen Eindruck. Der massive, seit sieben Jahrhunderten unfertige und doch mächtige Turm der Kathedrale beherrscht das französische Farbenspiel der Dächer. Die Häusermasse selbst ist umrahmt vom matten Grün der Weinberge, vom bunten Farbenspiel der Gärten und vom satten Grün der Wiesen, die zu beiden Seiten der Flüsse Lergue und Soulongre die Ebene ausfüllen und die Berghänge emporklettern.

Gegen Mitte Mai 1940 rissen die umwälzenden Kriegsereignisse dieses friedliche Städtchen aus seiner beschaulichen Ruhe. Hunderte von Wagen, Privat- und Lastautos, schlängeln sich durch die engen Gassen und halten auf den Plätzen vor und hinter dem Rathaus. Tausende von abgestumpften und gehetzten Menschen steigen aus und werden, sofern sie nicht vorziehen, sich auf eigene Faust umzusehen, von geschäftigen Scouts zum improvisierten Wohnungsamt oder zur hastig errichteten Gemeinschaftsküche geführt, wo sie stundenlang Schlange stehen, um schließlich doch mit kaum gestilltem Hunger im Strohlager eines schon überfüllten, altersschwachen Fabrikgebäudes zu landen, das ihnen Monate hindurch Unterkunft gewähren soll.

Die Resignierten, jene, die nicht mehr genug Energie aufbringen, um sich stundenlang vorwärtsschieben zu lassen, ziehen es vor, sich in ihren Autos häuslich einzurichten. Manche von ihnen hausen monatelang in einem Kleinwagen, ohne jemals in liegender Stellung zu schlafen.

Die Glücklicheren sind jene, die für sich selbst sorgen. Jene, die genügend Mittel haben, um ein teures, oft kleines und verwahrlostes Privat- oder Hotelzimmer zu mieten; oder jene, die über genügend Sprachkenntnisse verfügen, um sich geläufig auszudrücken und die melodiose Ausdrucksweise der zungenfertigen

Südfranzosen zu verstehen. Letztere gehen von Tür zu Tür, setzen die schwerfälligen Klopfer in Bewegung, lassen sich durch einige bedauernde oder abweisende Mienen und Worte nicht entmutigen und finden meistens eine mitleidige Seele, die ihnen das während der achtägigen Reise öfters entbehrte Bett zur Verfügung stellt.

Das Anströmen der luxemburgischen, französischen und belgischen Flüchtlinge in Lodève dauerte vom 16. bis zum 20. Mai. Die Stadtverwaltung hatte Vorkehrungen zur Aufnahme von etwa fünfhundert Personen getroffen. Es kamen fünftausend. Rechnet man für den Anfang etwa fünfhundert Soldaten hinzu, die zur Ausbildung in der Stadt standen, so kann man errechnen, daß die Bevölkerungszahl in jenen Tagen nahezu verdoppelt wurde. Dieser Umstand sollte später Lodève eine traurige Berühmtheit verschaffen.

Vorläufig ergab sich daraus zwangsweise eine bedenkliche Ueberbelastung des ohnehin schon eingerosteten Verwaltungsapparates.

Der Südfranzose handelt im allgemeinen nach dem Strohuerschema. Er ist weich und ermüdet schnell. Es fehlt ihm an Ausdauer und Zähigkeit. (Der Turm der Kathedrale ist noch heute, nach siebenhundert Jahren, nicht vollendet). So geriet denn nach einigen tapferen Tagen die Verwaltungsapparatur aus dem Konzept. Einzelne Beamte wurden nervös, andere apathisch. Der Nervöse wurde grob und abstoßend im Verkehr mit dem Publikum. Der Apathische dagegen fand immer gefühlvolle, freundliche, charmannte Worte und machte schöne Versprechen, rührte aber keinen Finger. Und ausnahmsweise zeigten beide Typen in ihrem Verhalten eine zähe, wenig südlich anmutende Ausdauer. Sie hielten daran fest bis zu den ersten Tagen des August, in denen die meisten Flüchtlinge die Stadt verließen.

In jenen Maitagen war überhaupt das Leben der ganzen Stadt aus den Fugen

geraten. Ein solches Menschen- und Wagenaufgebot hatte Lodève noch nie erlebt. Die Gassen kamen tagsüber nicht zur Ruhe.

Die unzähligen mageren und verwahrlosten Hunde, die auf Straßen und Plätzen daheim waren, sahen sich in ihren besonnenen und bedächtigen Gewohnheiten schmerzlich gestört.

Die Bedienung in den Cafés und Geschäften war dem ungeheuren Andrang nicht gewachsen. Zusatzpersonal wurde eingestellt und manchem der Unsrigen glückte es so, vom ersten Tage ab eine lohnende Beschäftigung zu finden.

Die einzige Brauerei in Lodève war bald leer getrunken. Nach einigen Wochen war nur mehr ungenügend ge-

lagertes Bier zu haben, das im Magen frischfröhlich weiter gärte.

In der Gegend des Stadthauses, bei der Gemeindeverwaltung, am Polizeikommissariat, bei der Gendarmerie und an der improvisierten Volksküche war das Gedränge zeitweise beängstigend. Die unmenschlichen Strapazen der Reise, das ungewohnte Strohlager in einem spät zur Ruhe kommenden und früh wieder unruhigen Schlafsaal, das stundenlange Anstehen um Essen, das ungewohnte Klima, der Mangel an nützlicher Beschäftigung, das alles wirkte zusammen, zerrte an den Nervensträngen der Menschen, und es kam zu bedauerlichen Reibereien zwischen Belgiern und Luxemburgern.

## Die Verwaltung

Die französischen Behörden sahen denn auch bald ein, daß ihre Verwaltungen allein den neuen Aufgaben nicht gewachsen waren. Sie förderten deshalb die Ansätze zur Selbsthilfe, die in Flüchtlingskreisen auftauchten.

Nach einigen Tagen begann sich eine luxemburgische Verwaltung abzuzeichnen. Herr Bürgermeister Hubert Clement aus Esch a. d. Alzette war Leiter der zivilen Abteilung. Herr Oberleutnant Steffen stand dem militärischen Zweige vor.

Dieser beschäftigte sich vornehmlich mit der Bevölkerungsstatistik und dem Aufsuchen von verlorenen Familienangehörigen und Gegenständen.

Es waren dies langwierige und undankbare Arbeiten. Sie wurden geregelt durch Verfügungen der departementalen Behörde in Montpellier. Diese Verfügungen folgten sich am laufenden Band. Die Folgende ergänzte die Vorhergehende oder hob sie auf. Fünf- oder sechsmal mußten unsere Landsleute zur Angabe ihrer Identität und zur Paßkontrolle antreten. Die Arbeiten wurden noch erschwert durch die ständige Flüchtlingsbewegung, die, obschon sie strengstens verboten war, doch nie ganz aussetzte. da die Leute, die ihre Angehörigen verloren hatten und von Bekannten vage Andeutungen über deren Aufenthalt erhielten, einfach losfahren und in der Folge auch nie belästigt wurden.

Das Hauptergebnis in der Bevölkerungszählung hat wohl in der Trennung von Luxemburgern und Ausländern bestanden. Einzelnen Ausländern von deutscher oder italienischer Abstam-

ung sollte das später plötzlich klar werden, da sie größtenteils in Konzentrationslager verbracht wurden.

Den Sucharbeiten nach vermißten Angehörigen war ebenfalls wenig Erfolg beschieden. Es war dies teilweise die Schuld des Publikums selbst, das sich nicht darauf beschränkte, nach nahen Verwandten zu forschen, die sich bestimmt in Frankreich aufhielten, sondern das die Anmeldeformulare wahllos beanspruchte für mehr oder minder gute Freunde, Bekannte und Nachbarn, die möglicherweise seelenruhig zu Hause saßen. Als endlich die Listen des zentralen Suchamtes in Montpellier erschienen, war es schon reichlich spät. Die Katastrophe, die über Frankreich hereinbrach, stand bevor, und der Rücktransport vieler Flüchtlinge ließ nicht mehr lange auf sich warten.

Viele unserer Landsleute haben ihre Angehörigen unabhängig von der offiziellen Suchorganisation doch gefunden. Bei uns kennt ja glücklicherweise einer den andern, sodaß bei jeder neuen Ankunft auch Nachrichten über Freunde und Angehörige einliefen. Dieser inoffizielle Nachrichtendienst leistete so gute Arbeit, daß, als die Zeitungen in späteren Tagen seitenvolle Anzeigen zum Aufsuchen von Flüchtlingen brachten, kaum eine darunter war, durch die ein Luxemburger gesucht wurde.

Die zivile Abteilung der luxemburgischen Verwaltung in Lodève stand, wie schon gesagt, unter der Leitung von Herrn Bürgermeister Hubert Clement. Sie begriff anfänglich einen Arbeitsnachweis, einen Finanzdienst, eine Er-

nährungszentrale, eine Sanitätsabteilung, einen Kultusdienst und ein Auskunftsammt, das auch zu andern Dienstleistungen herangezogen wurde.

Alle diese Dienstzweige arbeiteten während ihres ganzen Bestehens unter unmöglichen materiellen Verhältnissen.

Da war vor allem die Saalfrage. Für den Ernährungsdienst war sie leidlich gelöst, denn unserer Volksküche waren die Räumlichkeiten einer Brennerei und eines Kinos zur Verfügung gestellt worden. Die andern Dienstzweige jedoch mußten mit einem einzigen größeren Saale, der „salle italienne“ im Stadthaus fürlieb nehmen. Die wenigen Prospekte, die es wagen, für den Tourismus in Lodève zu werben, geben an, die „salle italienne“ könne auf Wunsch besichtigt werden. Zu besichtigen gibt es nun aber dort herzlich wenig. Denn die „salle italienne“ ist ein geräumiger, kahler, finsterer, scheunenähnlicher Saal, der in normalen Zeiten als einzige Ausstattung eine bühnenähnliche Erhöhung und zwei in großen irdenen Töpfen stehende Orangenbäume aufweist. Diese Bäume nun trugen erstaunlicherweise Früchte. Anfänglich dürften es zusammen einige Dutzend gewesen sein. Ihre Zahl nahm jedoch ständig ab. In unbewachten Augenblicken machte sich wohl öfters einer der Unsern, durch das verlockende Aussehen der Früchte verleitet, an dieselben heran. Die im Büro taten dazu nur schadenfroh und überlegen grinsen; denn sie wußten, daß die farbenfreudigen aber strohigen und trockenen Früchte einzig und allein das Auge erfreuen konnten.

In diesem Saal also, der dazu noch von den französischen Behörden bisweilen benutzt wurde, waren unsere Dienstzweige untergebracht. Als Tische dienten mit Brettern überlegte Holzböcke. Dazu gab es als Sitze einige wackelige Stühle und Kisten. Und um diese Ansätze einer primitiven Einrichtung, sowie um die paar armseligen Tintenfüßer und Federn wurde tagtäglich in den frühen Morgenstunden aufs tapferste gekämpft. Wer zu spät kam, verrichtete seine Arbeit stehend oder durfte spazieren gehen. Kamen alle zu spät, so war das Schreibmaterial, gelegentlich auch ein „Tisch“ oder ein „Stuhl“ verschwunden und mußte durch List oder forsches Auftreten wieder herbeigeschafft werden.

Es gehörte ebenfalls ein gutes Stück Energie dazu, den Saal einigermaßen sauber zu halten. Hatte man endlich die nötigen Gegenstände bis auf die Schau-

fel, die stets durch ein Brett oder eine Pappscheibe ersetzt werden mußte, beisammen. so handelte es sich darum, unter den achtzehnhundert Luxemburgern zwei oder drei herauszufinden, die gewillt waren, um Gotteslohn die beschwerliche Arbeit zu leisten. Dies gelang durchschnittlich einmal in der Woche. Leute, die einmal die Arbeit verrichtet hatten, zeigten sich an kritischen Tagen und zu früher Stunde nie mehr in der Gegend des Stadthauses.

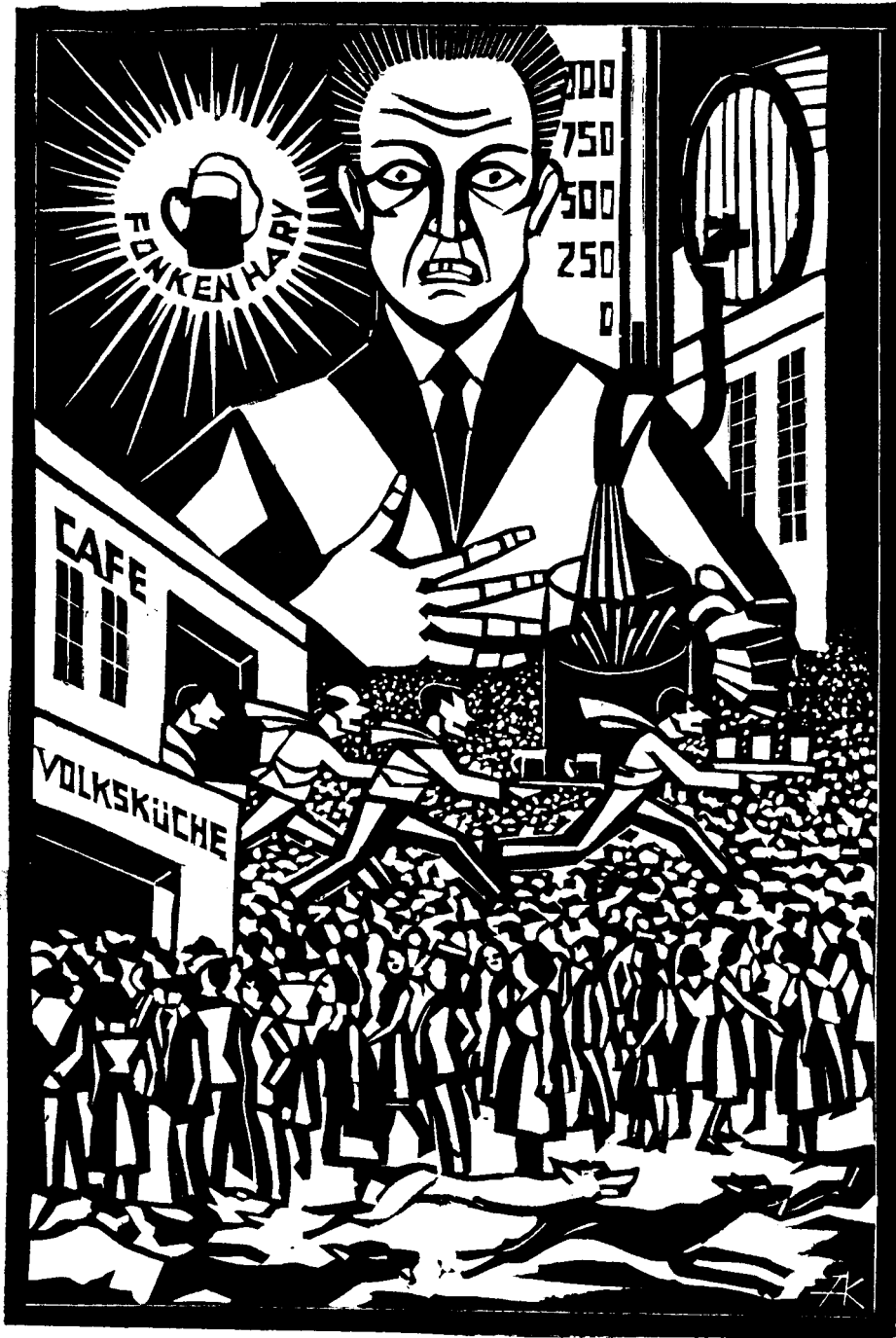
Die ungenügende Räumlichkeit sowie die lückenhafte und primitive Ausstattung hemmten die Arbeitsfreudigkeit aller, die noch guten Willens waren. Mehr aber noch behinderte sie der Wirbel an Verordnungen und Gegenverordnungen, die die französischen Behörden wahllos auf sie losließen. Sah man etwa die Arbeiten des Arbeitsnachweises als abgeschlossen an, so kam eine neue Verfügung, die für einen oder zwei Punkte genauere Angaben verlangte. Hatte der Arbeitssuchende eine gelbe Karte ausgefüllt, so mußte er zwei Tage später noch eine weiße ausfüllen. Der Luxemburger scheint von zu Hause aus gutmütig und geduldig zu sein; denn es gab im allgemeinen wenig Klagen über diese unsicheren und schikanösen Zustände.

Der Arbeitsnachweis stand unter der bewährten Leitung von Herrn Franz Langers, der denselben Dienst schon jahrelang in Esch-Alzette versehen hatte.

Die Arbeit bestand anfänglich darin, die Arbeitssuchenden nach Berufen zu klassieren. Später kam der eigentliche Einstellungsdienst dazu.

Am 29. Mai kamen die ersten Stellungsbefehle für Spezialarbeiter, Zweiundvierzig auf einmal. Die Arbeiter mußten nach St. Etienne, Lyon oder Guérigny. Es folgten weitere Kontingente am 31. Mai und in den ersten Tagen des Juni. Bei den Requirierungen gab es hie und da unliebsame, und für die Betroffenen kostspielige Verwechslungen. So war ein Autoführer (chauffeur mécanicien) für eine Lokomotivenfabrik angeworben worden, Reise- und Aufenthaltskosten gingen zu Lasten der Betroffenen.

An die siebzig Spezialarbeiter hatten Lodève verlassen. Da sie ihre Angehörigen zurückgelassen hatten, schlugen sie sich alle nach dem großen Zusammenbruch schlecht und recht wieder nach Süden. Viele von ihnen hatten ihre Löhnung nicht erhalten. Am 5. Juli forderten wir bei der Arbeitsinspektion in



Montpellier Löhne in Höhe von ungefähr dreißigtausend Franken für siebenundzwanzig Arbeiter. Einzelne wurden nachträglich zufrieden gestellt.

Eine Gruppe von ungefähr dreißig Arbeitern verließ am 12. Juni unsere Kolonie, um im Departement selbst bei Holzfällerarbeiten beschäftigt zu werden. Auch sie kehrten bald wieder zurück. Einige schon vor dem Waffenstillstand, da die Arbeit in den Berghängen, an den knorrigen und stahlharten Kastanienstämmen zu schwer war. Alle diese Arbeiter waren regelrecht entlöhnt worden.

Endlich hatten etwa dreißig Personen in Lodève und Umgebung eine Stellung gefunden.

Ein Dutzend Schreiner, Maurer und Handlanger arbeiteten längere Zeit hindurch für Rechnung einer „Commission d'entraide aux réfugiés“, von der später noch die Rede sein wird. Die Holzarbeiter verfertigten vorwiegend Betten, d. h., etwas primitive, ungehobelte, aber bequeme Holzgestelle, die anfänglich zum Selbstkostenpreis und später gratis an Flüchtlinge abgegeben wurden. Der Stundenlohn bei achtstündigem Arbeitstag betrug 5,40 Franken. Da nun aber diese Arbeiter sich gegenüber der Allgemeinheit in Vorzugsstellung befanden, und dazu mit ihren Familien in der Volksküche unentgeltlich speisen durften, mußten sie die Hälfte ihres Lohnes an die Kasse unserer Zivilverwaltung abtreten. Das gab zwar momentweise böse Gesichter, half aber der gemeinsamen Kasse, in der anfänglich dauernd Ebbe war, in entscheidender Weise.

Einzelne, Männer und Frauen, arbeiteten in Lodève oder Umgebung in Kaffee- und Warenhäusern, in der Kleinindustrie oder in landwirtschaftlichen Betrieben. Alle diese Leute hatten entweder gar keine Arbeitsermächtigung oder nur eine provisorische. Sie blieben meistens in ihren Stellungen bis zum Tage der Abreise.

Erwähnenswert ist auch, daß alle Personen, die auswärts arbeiteten und nicht im Besitze eines Stellungsbefehls waren, gegen das Verbot verstießen, ihren Wohnsitz zu verlassen. Man hat jedoch die Leute nie im geringsten belästigt. Wegen der unendlichen Dauer der Prozedur, sich eine Reiseermächtigung zu beschaffen, konnte diese praktisch nicht befolgt werden. Hinzu kam, daß die Verordnungen sich überstürzten, so daß der gewöhnliche französische Polizeibeamte je nach Veranlagung, Temperament, Alter oder politischer Einstellung nicht mehr fol-

gen konnte oder nicht wollte und sich um die Ausführung wenig kümmerte. In andern Worten: In Lodève durfte man so ziemlich tun oder lassen, was einem gerade einfiel.

Der vielseitigen und uneigennütigen Arbeit des Herrn Langers war alles in allem ein schöner Erfolg beschieden. Die Versager im Großen, die einzig und allein auf das Zeitgeschehen zurückzuführen sind, wurden durch die Teilresultate im Kleinen, die manche Familie vor dem schwärzesten Elend bewahrten, günstig aufgewogen.

Der Leiter der Finanzabteilung war Herr Gemeindeeinnahmer Bernhard Simon aus Esch-Alzette. Ihm wird wohl anfänglich gegraut haben vor der gähnenden Leere der Kasse. Die ersten Einnahmen gehen zurück auf den 29. Mai. Es handelt sich um einige Tausend Franken, die wohl von der luxemburgischen Regierung gestiftet wurden; Herr Hubert Clement hat sie eingezahlt.

In jenen Tagen überwogen die Schulden bedenklich die Aktiva. Es lagen Kleiderrechnungen vor für die Bett-schreiner und das Küchenpersonal. Unbezahlte Benzinrechnungen und Forderungen von Privaten für bei der Evakuierung getätigte Ausgaben liefen ein. — Herr Simon hatte keinen leichten Stand.

Nach dieser anfänglichen Leere aber war unsere Gemeinschaftskasse in Lodève stets leistungsfähig bis zum Schluß.

Neben der Betreuung der Gemeinschaftsgelder oblag Herrn Simon das Wechselgeschäft. Der Einzelne konnte sein Geld nicht selbst umtauschen, da luxemburger Kassenscheine bloß von der Filiale der „Banque de France“ in Montpellier eingelöst wurden. Herr Simon war das Zwischenglied. Ich habe immer mit ehrlicher Hochachtung bewundert, wie er fleißig, gewissenhaft und selbstlos versuchte, jedermann zu befriedigen, obschon es ihm in den ungewohnten und unwürdigen Verhältnissen der „salle italienne“ und im schweren Kampf mit den sich ablösenden Gerüchten und Verordnungen über Kurse und Devisenerklärungen, über Papier- und Hartgeld, sowie im noch schwereren Ringen mit einem Raubtier, das Vertreter der „Banque de France“ hieß, nicht immer restlos gelang.

Als erster Leiter der Ernährungszenrale und der Gemeinschaftsküche amtierte Herr Zahnarzt Joseph Nilles aus Esch-Alzette. Er wurde von Anfang an von Herrn Gerichts-



schreiber René Populaire aus Esch tatkräftig unterstützt.

In den Tagen, da der Zustrom der Flüchtlinge in Lodève einsetzte, hatte die Gemeindeverwaltung eine einzige Gemeinschaftsküche flüchtig eingerichtet. Diese hatte sich bald als völlig unzulänglich erwiesen. Zudem war es beim Anstehen zwischen Angehörigen verschiedener Nationalitäten zu kleinen Zwischenfällen gekommen, sodaß beschlossen wurde, für Luxemburger und Belgier getrennte Einrichtungen zu schaffen.

Auf luxemburgischer Seite war Herr Nilles mit der Leitung betraut worden. Herr Bousquet, ein Franzose, der während der ganzen Zeit ihres Bestehens unserer Küche wertvolle Dienste geleistet hat, unterstützte ihn.

In Ermangelung eines Fernsprechers, der in einer kleinen südfranzösischen Stadt schon in Friedenszeiten ein zeitraubender Luxus ist, bei Kriegzeiten dagegen von dem gewöhnlichen Sterblichen überhaupt nicht benutzt werden kann, bedurfte es zur Materialanschaffung größter Ausdauer. Herr Nilles und seine Mitarbeiter hatten in wenigen Tagen einen großen Erfolg aufzuweisen. Im Handumdrehen war der große Hof gereinigt, der die Räumlichkeiten der Brennerei von jenen des Kinos — das allerdings einem Speicher ähnelte (Cinéma, samedis et dimanches, bemerkt das Werbeblatt für Touristen) trennte. In der Brennerei standen fünf große Viehkessel und das übrige, zum Küchenbetrieb notwendige Gerät bereit. Im Kino waren aus Limonadekisten und rohen, ungefügen Brettern „Tische und Bänke“ errichtet.

Auch das notwendige Personal war ausgesucht worden. An die vierzig Personen mußten tagtäglich, von morgens früh bis abends spät für das Herbeischaffen, Zubereiten und Kochen der Speisen, für das Bedienen, für das Sauberhalten der Räumlichkeiten und der Einrichtung sorgen. Bedenkt man, daß alle diese Personen, besonders die Köche, ohne Bezahlung in unhygienischen und unbequemen Verhältnissen Tag für Tag schwer arbeiteten und beständig der Kritik, der Nörgelei und den Verdächtigungen von Müßiggängern ausgesetzt waren, so versteht man, daß viel Feingefühl und Ueberredungskunst dazu gehörte, den Personalbestand ohne Lücken durch Wochen hindurch zu erhalten.

Nach einigen anfänglichen Tastversuchen, was Rationen und Essenszeiten

anbelangte, funktionierte der Betrieb zufriedenstellend. Die ungefähr fünfzuehnhundert Personen, die pro Mahlzeit „gefüttert“ wurden, waren anfänglich in vierunddreißig Gruppen eingeteilt, die sich in zyklischer Reihenfolge täglich in den besseren und den weniger gesuchten Essenszeiten ablösten. Später wurden einige Gruppen für Kinder und Greise gebildet, die stets zu Beginn der Mahlzeiten bedient wurden.

Der Mahlzeitsbetrieb dauerte wenigstens drei Stunden. Das Mittagessen begann um 11 Uhr, das Abendessen um 1/28 Uhr. Morgenkaffee wurde nicht ausgegeben. Die Dürftigsten erhielten jedoch morgens Brot.

Die Speisefolge war eintönig. Es gab andauernd Suppe, Brot und Wein. Die Suppe war eine Art Eintopfgericht. Reis, Teigwaren, Linsen, Bohnen oder „Pois Chiches“, öfters mit etwas Fleisch gekocht, bildeten reihum deren Hauptbestandteile. Brot erhielt man nach Belieben. Dagegen gelang es nur den Durstigsten, bisweilen mehr als ein Glas Rotwein zu erhalten, zu erbetteln oder zu stiebitzen.

In den ersten Wochen funktionierte der Betrieb zufriedenstellend. Wären nicht die oft langen Wartezeiten und die türkischen Holzfeuer gewesen, die auf Schnellkochen eingestellt waren und einen Kessel überraschend zum Glühen brachten, sodaß das Essen anbrannte, man hätte kaum wesentliche Klagen gehört.

Gegen Anfang Juni verließ Herr Nilles Lodève, da es ihm unmöglich war, dort eine Wohnung zu finden. Herr René Populaire nahm seinen Platz am Küchenge triebe ein. Er sollte bald gegen die größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Doch davon später.

Herr Dr. Colling aus Esch war der energische Chef des Sanitätsdienstes. Neben der Betreuung der Kranken unserer Kolonie in Lodève und Umgebung oblag ihm die Aufsicht über die hygienischen Zustände in den Schlafräumen. Sein Betätigungsfeld scheint auf den ersten Blick etwas beschränkt; aber die Umstände und die Leute sorgten dafür, daß es ihm an Sorgen nicht mangelte.

Da war zuerst das Kleinstadtpital. Ein älterer, längst überholter Bau, der nicht einmal übelriechende Gemeinschaftssäle in genügender Anzahl besaß, sodaß im Dachgeschoß weitere improvisiert werden mußten. Fügt man hinzu, daß auch das Pflegepersonal trotz besten Willens und Könnens dem großen Andrang nicht

gewachsen war, so kann man sich ein Bild über die Zustände machen.

Daneben spielte das Menschliche eine Rolle. Es gab da Leute, die ihr Leben lang für vom Arzt geleistete Dienste hatten zahlen müssen. Jetzt, da Konsultierungen mit einem Schläge nichts mehr kosteten, nahmen sie ihre Revanche. Tagsüber kam der Türklopfer an der Arztwohnung selten zur Ruhe. Herr Colling befürchtete lange Zeit eine Kündigung seiner schäbigen Wohnung. Auf der Straße liefen dauernd Leute hinter ihm her. Von auswärts rief man ihn dringend an um Kleinigkeiten. Einmal hatte er zu einem Kinde weit hinausfahren müssen, das nichts plagte als einige Flohstiche.

Dr. Colling sann auf Mittel zum Selbstschutz. Er suchte und fand auch endlich in den Dependenzien der Kathedrale ein Konsultationszimmer und Sprechstunden gab es nur mehr dort, zwischen 11 und 1/21 Uhr. Die Maßnahmen, sich gegen läppische Anrufe von außen zu schützen, brauchten dagegen nie angewandt zu werden, da den Leuten schließlich das Telefonieren oder Telegrafieren zu teuer und zu umständlich wurde.

Viel zu schaffen machte ferner in den ersten Zeiten ein epidemieartiger Hautausschlag, der die Kinder befiel. Er war wohl auf den plötzlichen Klimawechsel und auf die unzureichende, milch- und vitaminarme Nahrung zurückzuführen. Nach einer bestimmten Anpassungszeit aber hörte er glücklicherweise wieder auf.

Viel zu schaffen gab auch die Gemeindeverwaltung von Lodève. Sie war es, die die Gratisrezepte, welche Herr Colling an Unbemittelte ausstellte, bezahlen mußte. Der Südfranzose treibt die Sparsamkeit im allgemeinen bis zur Anspruchslosigkeit. Die Gemeindeverwaltung trieb sie bis zum Geiz. Mehr als eine Binde durfte beispielsweise nicht verschrieben werden, selbst bei stark eiterndem Geschwür. Ueberschritt Herr Colling einmal die Anweisungen, so kam gleich ein Warnbrief. Herr Colling hat trotzdem Mittel gefunden, allen Kranken zu helfen. Schließlich stellte die Gemeindeverwaltung nur mehr Gratiskonsultierungsscheine aus für gänzlich Unbemittelte. Es war an unserm Fürsorgeamt — von dem weiter unten die Rede sein wird — das Fehlen jeglicher Hilfsmittel festzustellen. In solchen Fällen hat es nie jemand gefunden, der nicht unbemittelt war.

Herr Pfarrer Hein aus Rümelingen war Seelsorger unserer Kolonie. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit viel Würde, Geschick und Feingefühl. Nichts an Herrn Pfarrer Hein war eng. Weder seine Gestalt noch seine Anschauungen. Wenn ich nicht irre, war sogar seine Börse jedem Hilfesuchenden weit geöffnet.

Herr Pfarrer Hein hat sich in Lodève viel Sympathien erworben.

Der Auskunftsdienst endlich stand unter meiner persönlichen Leitung.

Die Aufgabe war schwer und undankbar; denn gute Nachrichten gab es fast nie. Als Antwort für die hunderterlei Kleinigkeiten, die die Leute als Wünsche vorbrachten, mußte es leider oft ein klares Nein geben.

In den primitiven und engen Verhältnissen der „salle italienne“, in der Zeit der Improvisierungen und Unsicherheiten, in der wir lebten, wurden die einfachsten Dinge plötzlich schwer. In Ermangelung eines Telefons wurden die Leute, die oft stundenweit zu Fuß hergekommen waren, in der glühenden Hitze zwecklos hin- und hergeschickt. Ich selbst mußte dauernd in Bewegung sein. Die wenigsten Ratholer fühlten sich nämlich verpflichtet, das Resultat ihrer nachherigen Bemühungen in der Auskunftsstelle zu melden. Im unaufhörlichen Wechsel der Dinge wäre diese Mitarbeit von größtem Wert gewesen.

Dazu war es schwer, sich in der Vielfalt der französischen Behörden auszukennen. In Lodève gab es wenigstens fünf offizielle Dienststellen, mit denen der Durchschnittsflüchtling in Kontakt „geraten“ konnte: Die Ortskommandantur, die Gemeindeverwaltung, das Polizeikommissariat, die Gendarmerie und der „Receveur Municipal“. Es gab Fälle von Neuverfügungen, wo die Herren sich selbst nicht über ihre Zuständigkeit im Klaren waren. Auch wenn sie nicht helfen konnten oder wollten, schickten sie sich gegenseitig die Kunden zu. Die Gesuchsteller mußten mit ihrem Anliegen einen Kreislauf antreten; und nach dem ersten vollen Kreise hatten sie meistens genug. Die Verwegensten und Zungenfertigen hätten gern ein zweites Mal begonnen; aber die Herren verstanden ja kein luxemburgisch, und in den französischen Ausdrücken, die auf solche Gelegenheiten zugeschnitten sind, waren sie irgendeinem der Unsrigen über.

So kam ich denn auch bald soweit, daß ich nicht mehr den Einzelnen auf den Rundgang schickte, sondern ihn in

dringenden Fällen gleich begleitete, oder in gewöhnlichen Fällen später allein vorsprach. Ich habe da manche Abfuhr erlebt, aber auch manchen Hieb angebracht. Es erfüllte mich mit großer Genugtuung zu sehen, wie die Herren allmählich höflicher wurden. Ich glaube behaupten zu können, daß diese Methode und die dabei angewandte Hartnäckigkeit manchem meiner Landsleute einige Dienste geleistet hat.

Im Laufe der Wochen kam das Publikum dazu, in dem Auskunftsamt das Mädchen für alles zu suchen. Täglich wurden dort Briefe und Bittschriften über alle möglichen Themen abgefaßt und oft sogar rein geschrieben. Es gab sogar Leute, die dafür „Danke“ sagten.

Aber auch unsere Zivilverwaltung erblickte in diesem Dienstzweig einen Ableger für alle unvorhergesehenen Arbeiten.

An erster Stelle galt es Listen für die Inhaber von Sparkassenbüchern aufzustellen. Diese Listen, die schließlich zweihundertdreißig Namen aufwiesen, dienten dazu, dem luxemburgischen Finanzministerium, das sich damals in Paris aufhielt, in aller Eindeutigkeit die Frage zu stellen, ob eine Auszahlung an die Inhaber von Sparkassenbüchern möglich sei. Es schien anfänglich, als ob dieser Arbeit Erfolg winke. Am 7. Juni erhielten wir nämlich von Seiten des Ministeriums eine Antwort, die den Eingang der Listen bestätigte und dann in Wortlaut besagte: „Ich stelle jedoch fest, daß Ihre Dienststellen es unterlassen, den Betrag der Sparbücher anzugeben. Da dieses Element für das Studium der Frage und besonders für das Festsetzen des auszahlenden Prozentsatzes unerlässlich ist, bitte ich Sie, geeignete Anweisungen zur vervollständigung der Listen zu geben.“

Es hat demnach den Anschein, als ob die zu gewissen Auszahlungen nötigen Kredite bereitgestanden hätten. Die Abreise der Regierung machte jedoch die schöne Hoffnung zunichte.

An zweiter Stelle notierten wir die Renten- und Pensionsempfänger. Diese Arbeit war ebenfalls zwecklos. Das Ministerium für Arbeit und soziale Fürsorge nahm anfänglich eine abwartende Stellung ein und erklärte schließlich, der Mangel an Mitteln mache eine Auszahlung unmöglich. Die Renten- und Pensionsempfänger wurden bei den Hilfeleistungen der Wohlfahrtsämter und des Roten Kreuzes bevorzugt.

An dritter Stelle führten wir Buch über die in Luxemburg bei Privatbetrieben noch ausstehenden Löhne. Die aufgestellten Listen wurden an den luxemburgischen Geschäftsträger in Paris eingesandt, mit der Bitte, die Arbeitgeber ausfindig zu machen. In einem Fall bloß hatten wir Erfolg. Herr Hadirdirektor Roger schickte eine erste Geldsendung für vier Arbeiter. Eine andere Sendung war schon angekündigt, kam aber infolge der Ereignisse nie an. Unsere Listen enthielten wenigstens hundertzwanzig Namen, und nur vier Arbeiter erhielten, was sie verdient hatten. Viele andere sprachen noch öfters vor und zogen mit immer hoffnungsloseren Augen ab.

Eine Arbeit, die viel Fleiß und Geduld erforderte, bestand darin, eine Kollektivanfrage auf Ausstellung von französischen Führerscheinen an die Präfektur in Montpellier zu richten. Wie sich herausstellte, besaß jeder zehnte Luxemburger in Lodève einen Kraftwagenführerschein. Die Liste führte 180 Namen. Daneben mußte sie die Merkmale des Vehikels und des Scheines erwähnen. Auch diese Arbeit, die dem Einzelnen das Schreiben ersparen sollte, brachte wenig Freude. Jene nämlich, die eigenmächtig vorgegangen waren, wurden von der Präfektur zuerst bedient — einer macht weniger Arbeit als hundertzwei — und schlußendlich war infolge der Kriegsereignisse der neue Führerschein für alle „überflüssig“ geworden.

Das waren so die Hauptaufgaben, an denen fünf oder sechs Leute sich tagsüber unter unwürdigen Arbeitsbedingungen, ohne Entschädigung und sozusagen völlig zwecklos die Finger krumm schrieben. Wäre nicht die Kleinarbeit gewesen, die bisweilen Erfolge brachte, so hätte man verzweifeln können.

In der letzten Maiwoche endlich wurde ich durch Herrn Clement im Auskunftsbüro mit einer Arbeit befaßt, aus deren kleinen Anfängen eine große Fürsorge-Organisation entstehen sollte. Ein Ballen mit alten Kleidungsstücken und einigen Paar Sandalen war dem lux. Flüchtlingsbüro von mildherzigen Leuten zur Verfügung gestellt worden. Ich sollte unter unseren Landsleuten die Dürftigsten aussuchen und die Verteilung in die Wege leiten.

Bei der zu diesem Zweck angestellten Untersuchung, die ich, um das Simulantentum tunlichst auszuschalten, möglichst unauffällig und indirekt mit Hilfe von Vertrauenspersonen durchführte, ging es mir zum ersten Mal mit er-

schreckender Klarheit auf, wieviel nacktes Elend es eigentlich in unseren Reihen gab. Grauenhaft, wieviel Kinder, Greise und Kranke einzig auf das unbekömmliche Gemeinschaftsessen angewiesen waren. Grauenhaft, wieviel Leute da waren, die bei der Flucht nur das gerettet hatten, was sie gerade auf dem Leibe trugen. Unvorstellbar, wie sie langsam in ihren Kleidern, die sie wochenlang nicht ablegen konnten, verschmutzten und verkamen. — Solchen Zuständen mußte sofort und mit allen Mitteln entgegengewirkt werden.

In einigen sehr dringlichen Fällen wurde unverzüglich mit geringfügigen Geldmitteln — zu jenen Zeiten hatten wir ja selbst nicht viel — ausgeholfen. Und da die vorhandenen Kleidungsstücke in den wenigsten Fällen paßten, beschlossen wir kurzerhand, eine Handarbeitsstätte für Frauen einzurichten. Dieses Verfahren bot gegenüber dem direkten Kleiderankauf den Vorteil der Billigkeit. Wir versprachen uns ferner davon eine bessere Qualität der Ware, und die Damen selbst hatten nichts dagegen, da sie ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Stricken, obliegen konnten. An Arbeitskräften mangelte es nicht. Sogar Französinen boten ihre Dienste an. Da die Saalfrage nicht gelöst werden konnte, wurden die arbeitenden Frauen einfach in der schon vollgestopften „salle italienne“ untergebracht. Als dies sich auf die Dauer nicht durchführen ließ, wurde zu Hause oder auf den Bänken des Parkes gearbeitet.

Anfangs strickten die Frauen. Dreißig Kinderhöschen und zehn Paar Socken waren in einigen Tagen fertiggestellt.

Nachher wurden Näharbeiten vorgenommen. Da es jedoch unmöglich war, zu angängigen Bedingungen eine brauchbare Nähmaschine aufzutreiben, wurde der Stoff zu den Kleidungsstücken bloß zugeschnitten, und die Mütter mußten diese selbst fertigstellen. Es wurde so das Material zu dreißig Schürzen und vierzig Kinderhemden verteilt.

Absolut genommen machen für einen Anfang diese Zahlen wohl gute Figur, doch war all das Geleistete nur ein Pflästerchen auf eine klaffende Wunde. Aeltere Leute, denen es an Wäsche fehlte, vertrösteten wir beispielsweise meistens bis auf spätere Tage.

Es traf sich nun ausgezeichnet, daß in jener letzten Maiwoche einigen energischen Herren von Lodève das Elend der Flüchtlinge aufgefallen und zu Herzen gegangen war. Sie öffneten weit ihre wohlgespickten Börsen, traten an ihre

bemittelten Freunde heran und gründeten die „Commission d'entraide aux réfugiés“, die uns ausgezeichnete Dienste geleistet hat.

Als Gründer zeichnete Herr Meunier, ein weitblickender u. geschäftstüchtiger Herr, der es vom Friseur zum schwerreichen Tuchfabrikanten gebracht hatte. Unabhängig von seiner Tätigkeit in der „Commission d'entraide“ hatte Herr Meunier es zuwege gebracht, auf eigene Kosten in seinen Lagerräumen vermittels Holzverschlagen, Wolle- und Lumpenballen einen blitzblanken Muster- schlafsaal für 70 Personen einzurichten.

Die treibende Kraft der „Commission“ aber war Herr Ingenieur Emile Bonal. Sein barsches, etwas zerfahrenes Auftreten und seine Mephistoallüren hatten nur zum Zweck, seine äußerst sensible Natur und ein goldenes, aufrichtiges Herz nach außen hin zu verstecken.

Die „Commission d'entraide“ kam zu Anfang in belgisches Fahrwasser. Belgisches Personal besorgte die Verteilungen. Die Klassifizierung der Flüchtlinge nach ihrer Nationalität (d. h. für viele Leute leider zu oft Qualität) war überhaupt eine ziemlich allgemeine, sozusagen offizielle Erscheinung. Wir Luxemburger waren zu Anfang nur Leute dritter Güte und wurden vernachlässigt zu Gunsten der Franzosen und der Belgier. Es ist dies sogar einigermaßen verständlich, da dem Durchschnittsfranzosen in jenen schweren Tagen, da seine Söhne und jene der Belgier im Feuer standen, das herumschleudernde Nichtstun von kräftigen, jungen Leuten auf die Nerven fallen mußte.

Die „Commission d'entraide“ wäre wohl längere Zeit eine eindeutige Sache geblieben, wenn wir nicht die Idee gehabt hätten, die leitenden Persönlichkeiten auf unsere Anstrengungen aufmerksam zu machen. Wir legten also einen Bericht vor, der das Bestehende und Erreichte erklärte und zusammenfaßte und das Programm für die Zukunft darlegte.

Dieser Bericht hat Wunder gewirkt. Mit einem Schlage waren auch wir an der Krippe. Unsere Leute wurden von nun an zu den Verteilungen zugelassen. Sie wiesen sich aus mit Gutscheinen, die von Herrn Bonal gegengezeichnet waren. Auf die Art und Weise wurden ältere Leute mit Wäsche und Kinder mit Schuhzeug versehen. Fiel es etwa dem Personal ein, den Unsrigen die minderwertigen Stücke zuzuschieben, so fuhr



Herr Bonal dazwischen, daß die Funken stoben.

Dies entlastete unsere eigene Fürsorgeorganisation. Daneben wurde sie auch in anderer Hinsicht tatkräftig unterstützt. Die Commission d'Entr'aide stellte uns zum Anfertigen von Hemden und Sommerhosen für Knaben zweihundert Schlafsäcke, d. h. an die 800 Meter Stoff zur Verfügung. Die Arbeit selbst wurde zwar nicht ausgeführt, da wir kein rechtes Vertrauen in die Qualität des Stoffes setzten; aber auch in ihrem ursprünglichen Zustand fanden die Schlafsäcke dankbare Abnehmer. Wir erhielten ferner zwanzig Paar neue Lederschuhe, sowie einige Dutzend Tafeln Schokolade für die Kleinen. Und in einer Apotheke wurde uns ein Kredit von 500 Franken für Arzneimittel eröffnet.

Und was vielleicht das wichtigste Ergebnis dieser ersten Fühlungnahme mit der „Commission d'Entr'aide“ war: Wir fanden in den leitenden Persönlichkeiten aufrichtige und treue Freunde, die in jeder schwierigen Lage rücksichtslos auf unserer Seite standen und uns unschätzbare Dienste geleistet haben.

Mittlerweile hatte sich auch Hr. Notar Tony Neuman von der Zentrale des luxemburgischen Roten Kreuzes in Montpellier geregt. Die ersten bescheidenen Sendungen an Decken, Pantoffeln und Säuglingsnahrungsmitteln ließen in keiner Weise erkennen, eine wie unschätzbare wichtige Rolle Herr Neuman später in unserem Flüchtlingsleben spielen sollte. Sie waren dennoch wertvoll an sich, dann aber auch, weil sie es der Fürsorgeorganisation ermöglichten, sich einzulassen.

Um zu den Verteilungen zugelassen zu werden, mußten die Bedürftigen zuerst ihre Wünsche vorbringen. Auf Grund der Wunschlisten stellte eine Pflegerin oder eine Vertrauensperson Untersuchungen an, deren Resultate sie schriftlich an die Organisation einreichte. An Hand dieser Berichte wurden Gutscheine ausgegeben, die bei den Verteilungen als Ausweise dienten und auf denen der Empfang der darauf erwähnten Gegenstände bestätigt wurde. Schließlich wurden die Ausgaben in ein alphabetisches Verzeichnis eingetragen, das bei neuen Anträgen stets nachgeschlagen wurde.

Die Verteilungen verliefen stets in Ruhe und Ordnung, da von Anfang an ein Ordnungsdienst das Gedränge unterband. Die Lokalfrage bot jedoch Schwierigkeiten. Nach mehrmaligem Umziehen landeten wir endlich in den Räumlich-

keiten einer Privatschule, mußten jedoch später den uns angewiesenen kleinen Raum mit einer belgischen Militärschreibschule teilen. Das fiel uns jedoch nicht weiter lästig, denn der Ordnungsdienst wurde überflüssig wegen der vorhandenen, respektheischenden Uniformen.

Wenn so die ersten Ansätze der Fürsorge für die Zukunft recht ansprechende Aussichten aufkommen ließen, so ist dies zum größten Teil der Initiative und der unermüdlichen und sachkundigen Leitung von Frau Hubert Clement zu danken. Doch bei diesen Anfängen sollte es nicht bleiben. Die Fürsorgeorganisation entwickelte sich allmählich zu einem der Hauptzweige der luxemburgischen Verwaltung in Lodève.

Es war ferner in unserem Verwaltungsapparat eine Verpflegungsstelle für Säuglinge eingerichtet worden. In der ersten Woche unseres Aufenthaltes hatte das französische Rote Kreuz Milchausgaben organisiert. Nach dieser Uebergangszeit funktionierte unsere eigene Pflegestelle unter der sachkundigen Leitung von Frau dr. Uveling aus Esch a. d. Alz.

Es ist bezeichnend für die Mentalität der französischen Gemeindebehörden, daß wir selbst für die Einrichtung des Milchausschankes aufkommen mußten. Die Installierung der Gasleitung ging auf unsere Kosten, genau so, wie früher die Anschaffung der Kleider für das Küchenpersonal und andere „Kleinigkeiten“ auf uns abgewälzt worden waren.

Die unentgeltlichen Milchausgaben fanden viermal am Tage statt. Obgleich in Lodève Kuhmilch kaum aufzutreiben war und andere Nährmittel von Tag zu Tag seltener wurden, war während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes für die Kleinsten aufs beste gesorgt. Es ist bezeichnend für die Leistungsfähigkeit von Herrn Tony Neuman, daß unser Kassenbuch bis gegen die Augustmitte keine einzige Ausgabe für Milch und Milchprodukte erwähnt. Kondensmilch, Phosphatine, Haferflocken und ähnliche Produkte waren stets in ausreichender Menge vorhanden, und für unvorhergesehene Notzeiten stand Trockenmilch zentnerweise in der Reserve.

Neben den aufgezählten Dienststellen gab es in unserer Verwaltung noch eine Abteilung für Materialverteilung.

Zu den Obliegenheiten der Gemeindeverwaltung von Lodève gehörte es nämlich, den Flüchtlingen neben dem Essen auch die Wohnung und die dazu gehö-

renden Haushaltungsgegenstände zur Verfügung zu stellen. Sie betraute mit den Verteilungen die respektiven Flüchtlingsverwaltungen und lieferte ihnen von Zeit zu Zeit, d. h. wenn gar zu viele Reklamationen einliefen, Stroh- und Schlafsäcke, Eimer, Töpfe, Besen und ähnliches mehr. In unserm Lager wurde also eine Dienststelle für Materialverteilung gegründet.

Diese nun wechselte nach jeder Verteilung den Verwalter. Da wegen der geringen Menge der zu verteilenden Gegenstände, der kurzen Zeit, in der sie verteilt werden mußten, und der ungeeigneten Räumlichkeit — es handelt sich um eine kleine Garage, die leicht im Sturm zu nehmen war — an eine Organisation nicht zu denken war, ging es bei solchen Verteilungen her wie im Krieg. War der Verwalter ein vorsichtiger Mann, so begnügte er sich dabei mit der Rolle eines unbeteiligten Zuschauers, stellte nachher fest, daß er auch bei dem nächsten Ansturm überflüssig wäre und ging seiner Wege. War er aber jung und mutig, so stürzte er sich in den Strudel und wurde von diesem mitfortgetragen.

Eine Aenderung dieser unerfreulichen Dinge wäre wohl vom letzten Magazinverwalter, Herrn Werkstättenvorsteher Johann Klein aus Esch zu erwarten gewesen. Er brachte Ordnung in die Hinterlassenschaften seiner Vorgänger, ließ den bei einem der Stürme beschädigten Tisch in der Garage flicken und sorgte für einen strammen und handfesten Ordnungsdienst. Leider gab es nachher nichts Nennenswertes mehr zum Verteilen.

Es bestand weiter noch ein Wohnungsdienst, der ebenfalls kaum einen festen Titular aufbrachte. Die Wohnungsbeschaffung war eine der unerfreulichsten Angelegenheiten in der vollgepfropften Stadt. Die Kommission der Stadtverwaltung, die sich damit abgeben sollte, wies ebenfalls von Tag zu Tag eine Neubesetzung auf. Es mag ihr bisweilen gelungen sein, neben den Franzosen und Belgiern, die bevorzugt wurden, einen besonders gut empfohlenen Luxemburger unterzubringen. Ein Jemand mit gewöhnlichen Empfehlungen brachte es nur bis zu schon besetzten Anschriften oder bis zu Versprechen, während derjenige, der vollkommen auf eigene Faust kam, angeschnauzt wurde. Nachdem diese Zustände vierzehn Tage angedauert hatten, kam endlich in die Kommission ein klarer Kopf, der ver-

fügte, daß die Kommission bloß Plätze in den Gemeinschaftssälen vermitteln könne, und daß jene, die Anspruch auf eine Privatwohnung zu erheben die Absicht hätten, sich selbst umsehen sollten. Diese Verfügung verhalf zwar niemanden zu einer Unterkunft, schuf aber eine klare Lage. Sie beruhigte viele, die, auf ein Versprechen bauend, in der unruhigen Hoffnung gelebt hatten, eine Wohnung zu finden, und befriedigte andere, die von nun an in der Gewißheit lebten, auch andern Leuten, mit oder ohne Beziehungen, ginge es nicht besser als ihnen selbst.

Von jenem Zeitpunkt ab hatte sich unser Wohnungsdienst ausschließlich um die Interessen der Schlafsaalinsassen zu kümmern. Herr Dipl.-Ing. Lucien Warnimont aus Esch vertrat diese Interessen mit Eifer und Schaffensfreude bis zum Schluß. In ihm hatten diese Leute einen dienstbeflissenen und energischen Fürsprecher gefunden.

In der ersten Juniwoche war der Andrang der Unsern bei den französischen Behörden besonders groß geworden. Ihre Dienststellen mußten sich dabei oft mit Leuten auseinandersetzen, die das Französische arg mißhandelten. Es waren beispielsweise bei uns einige Sterbefälle vorgekommen. Der französische Zivilstandsbeamte sah sich dadurch öfters fassungslosen Menschen gegenüber, mit denen er sich kaum verständigen konnte.

Die Gemeindeverwaltung trat deshalb an uns heran mit dem Antrag, unsere eigenen Dienststellen sollten die Bitt- oder Antragsteller empfangen und die interessanten Fälle kollektiv weiterleiten. Dies bedingte die Einrichtung eines autonomen Zivilstandes, dessen rühriger und taktvoller Leiter Herr Ingenieur Josef Schwachtgen aus Esch wurde.

Ende Mai hatte ein tragischer Schicksalsschlag beim Baden ein blutjunges Menschenleben getroffen. Dieser Unfall lenkte die Aufmerksamkeit der Eltern auf die Gefahren, die ihren Kindern drohten, falls sie ohne Aufsicht waren. Einzelne schickten ihre Sprößlinge in französische Schulen. Für Mittelschüler bot das keine Schwierigkeiten, da sie die Sprache genügend beherrschten. Für Primärschüler aber erwies sich die Lösung als unbrauchbar. Es kam also der Gedanke auf, einen Primärschulbetrieb einzurichten.

Herr Lehrer Reyter aus Esch war der eifrige Vorkämpfer und Orga-

nisator dieses Planes. Im Verein mit Herrn Pfarrer Hein löste er die Saalfrage und holte die Zustimmung der französischen Unterrichtsbehörden. Da es an Lern- und Lehrmitteln fehlte, wäre daraus wohl schließlich eine mo-

derne Peripathetikerbewegung geworden. So weit sollte es jedoch nicht kommen; denn als die Lehrstunden beginnen sollten, wurde für ganz Frankreich der Schluß des Schuljahres und damit das Gemeinschaftsunterrichtsverbot verfügt.

## Das Flüchtlingskomitee

Damit ist die Aufzählung der Dienststellen unserer Verwaltung beendet. In knappen drei Wochen war mit den primitivsten Mitteln und gleichsam aus dem leeren Raum heraus von Herrn Clement ein mit lauter Freiwilligen arbeitender Apparat geschaffen worden, der Anspruch auf Lückenlosigkeit erheben durfte und der dank der Schaffensfreudigkeit und der Kompetenz der Besatzung viele und gute Arbeit leistete.

Die Leiter der verschiedenen Dienststellen bildeten zusammen das Flüchtlingskomitee. Sitzungen fanden statt, wenn wichtige Fragen zu lösen waren. Hr. Clement führte anfangs den Vorsitz. Sein Stellvertreter war Herr Deputierter Ad. Klein, Bürgermeister von Mondorf, der später Chef der Zentrale wurde.

In dem Komitee saßen Vertreter verschiedener Parteien und Anschauungen. Doch fiel es nie jemand ein, das irgendwie zu betonen. Das gemeinsame Schicksal des Exils hatte alle kleinlichen Unterschieden verwischt. Alle Sitzungen verliefen in Sachlichkeit und Eintracht und waren geleitet von dem einzigen ge-

meinsamen Interesse der Luxemburger Kolonie.

Es sei noch erwähnt, daß unsere Verwaltung einzig und allein mit den französischen Behörden in Fühlung stand. Beziehungen mit der belgischen Flüchtlingszentrale bestanden nicht. Das Exil hatte es vermocht, Landsleute von verschiedenen Anschauungen zu vereinigen. Es war ihm jedoch nicht gelungen, die Gegensätze zwischen den Angehörigen verschiedener Nationalitäten zu überbrücken. Uns traf dafür keine Schuld. In den ersten Tagen hatten wir versucht, mit den Belgiern in der Arztfrage zu einer gemeinsamen Lösung zu gelangen. Sie hatten unsern Vorschlägen aufmerksam gelauscht und hatten darauf eigene Anträge an den französischen Hygienedienst gerichtet. („Ils en font une question de gros sous“, hat einmal ein Franzose, der auf verantwortungsvollem Posten stand, mir darüber gesagt.) Auch auf andern Gebieten war unsere Mitarbeit höflich und kalt abgelehnt worden. So verließen wir uns denn auf die Zukunft und auf uns selbst.

## Die Stimmung in den ersten Wochen

Zusammenfassend kann man sagen, daß bis zur zweiten Juniwoche die allgemeine Lage in Lodève leidlich war. Die Essensfrage war einigermaßen gelöst. Das Einerlei in der Speisefolge war noch nicht zum Ueberdruß geworden. Die Säuglingspflege funktionierte tadellos. Die Armenfürsorge begann Resultate zu zeitigen. Die Angelegenheit der Sparkassenbücher berechtigte für die Zukunft zu der Hoffnung, daß wir uns in geringerem Maße einzuschränken hätten. An die hundert Arbeiter, zum Teil Familienväter, hatten eine lohnende Beschäftigung gefunden, und die Familienangehörigen lebten in der Gewißheit, in

absehbarer Zeit über etwas Geld verfügen zu können. Ferner gaben sie sich der allerdings kaum begründeten Hoffnung hin, dem Vater bald an seinen Arbeitsplatz folgen und so dem Elend der Gemeinschaftssäle entrinnen zu können.

Die Stimmung unter der Bevölkerung war zufriedenstellend. Die Klagen über die ungenügenden Wohnungsverhältnisse, die ja doch nutzlos verhallten, waren verstummt. Resigniertheit und Anpassungsvermögen hatten das Ihrige getan und ein gelegentlicher Hoffnungsschimmer, der sich vom Grau des Alltags abhob, gab auf Tage neuen Mut.



# Das Interregnum

In jenen Tagen verließ uns Herr Clement, von der Regierung nach dem Département Saône-et-Loire beordert. Da die Organisation in Lodève sich eingelaufen hatte, war er der Meinung, seine Anwesenheit in Mâcon, wo anscheinend eine starke Hand benötigt wurde, sei dringlicher als die in Lodève. Herr Clement fuhr also am 11. Juni nach Mâcon.

Mit ihm verlor das Komitee seine treibende Kraft, den Regisseur, der alle Fäden gesponnen hatte und sie energisch und sachkundig handhabte. Hr. Clement hatte vor seiner Abreise Herrn Ingenieur und Stadtschöffen Joseph Petit aus Düdelingen zu seinem Nachfolger bestimmt.

Herr Petit lebte mit seiner Familie in „Bousquet d'Orb“, 20 Kilometer von Lodève entfernt. „Bousquet d'Orb“ ist eine kleine, freundliche, im Vergleich zu Lodève saubere Stadt, die bei weitem nicht so überlaufen war und die dazu als Touristenortschaft eine relativ größere Aufnahme-fähigkeit besaß. Im Vergleich zu Lodève das reinste Paradies.

Herr Petit kam nach Lodève, setzte sich mit mir, da ich von allen Mitgliedern des Komitees wohl am besten über die Geschäftsführung Bescheid wußte, zusammen, ließ sich die Lage schildern, hörte Ratschläge an und mischte sich darauf unter das Publikum.

Es war erstaunlich festzustellen, wie bei seinem Erscheinen all die zurückgedrängten Wünsche, deren Nichterfüllung wohl irgendwie mit der Person des Hrn. Clement in Beziehung gebracht wurde, auf einmal wieder auflebten. Dazu entdeckten die Düdelinger plötzlich, daß sie bisher zu Gunsten der Escher vernachlässigt worden waren.

Herr Petit wurde von allen Seiten bestürmt und belagert. Auf seinen Gängen zum Stadthaus konnte er kaum eine Durchschnittsgeschwindigkeit von einigen hundert Metern in der Stunde heraus-schlagen und es wird ihm schon in jenen ersten Tagen der Gedanke gekommen sein, lieber auf das ehren- und sorgen-volle Amt zu verzichten und sich im Paradies von „Bousquet d'Orb“ in Ruhe und Frieden seiner Familie und seiner Gesundheit zu widmen.

Trotzdem versuchte es Herr Petit noch mehrere Male, in mehrtägigen Abständen. Er wurde dabei stets von einzelnen Bittstellern buchstäblich erdrückt, kam so nicht an den Gesamtfragenkomplex heran und sehnte sich nach halbstündigem

Aufenthalt in Lodève schon wieder nach seinem friedfertigen Bousquet d'Orb. So kämpfte er sich denn auch eines Tages den radikalen Entschluß ab, zu verzichten.

Das Komitee betraute einstimmig Hrn. Adolf Klein mit der Gesamtleitung des Flüchtlingszentrums. Mir, der ich unter Herrn Petit Schriffführer geworden war, oblagen auch fernerhin die Schreibarbeiten.

Während der achttägigen Amtszeit des Hrn. Petit, die eigentlich ein Interregnum war, hatte sich die Lage in Frankreich und in Lodève bedenklich zugespitzt.

Der Zustrom von neuen Flüchtlingen aus dem Norden und von der italienischen Grenze setzte wieder ein. Einheimische erwarteten Verwandte aus Paris, Nice oder Lyon. Viele der Unsern, die bis dahin ein Dach über dem Kopfe gehabt hatten, wurden auf die Straße gesetzt. Andere, die die teureren Hotelrechnungen nicht mehr bezahlen konnten, folgten nach.

Die Arbeiter, die irgendwo im Norden oder im Zentrum Frankreichs Beschäftigung gefunden hatten, kehrten allmählich zurück, ohne entlohnt worden zu sein. Viele glückhafte Zukunftsbilder von gedrückten und mittellosen Familien wurden damit jäh zertrümmert.

Die eintönige, ungenügende und vitaminarme Kost der Gemeinschaftsküche, die seit einem Monat den Leuten vorgesetzt werden mußte, begann zahlreiche Opfer zu fordern. Bei Kindern, Greisen und schwächlichen Personen waren schwere Verdauungsstörungen an der Tagesordnung. Herr Dr. Colling befürchtete die verheerenden Folgen einer Avitaminose und rief täglich dringender nach Abhilfe. So wurde endlich erreicht, daß wenigstens abends hie und da frischer Salat aufgetischt werden konnte.

Zu diesen Widerwärtigkeiten kam noch eine Reihe von regnerischen Tagen, die infolge der in Lodève stets auftretenden scharfen Winde äußerst kühl waren. Man verlangte nach Decken, ohne daß die Leitung vielen berechtigten Wünschen hätte stattgeben können. Infolgedessen mehrten sich die Erkrankungen noch.

Am schlimmsten aber war es, daß mit all den kleinen Schicksalsschlägen, die auf die Menschen niedersausten, und mit der sich verschlechternden Kriegslage zugleich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zusanden wurde. Die Leute verloren allen moralischen



Halt, als sie feststellen mußten, daß ihre Elendslage vielleicht noch monatelang andauern würde, daß sie immer weiter die schlüpfrigen Suppen der Volksküche essen mußten, daß die Kleider am Leibe immer mehr verfallen würden, daß das Ungeziefer ihnen immer mehr zusetzen würde, daß sie in absehbarer Zeit keine Arbeit finden würden, und daß sie, nachdem Fahr-

räder, Schmuckstücke, Uhren u. Decken verschleudert waren, immer weiter ohne Geld leben mußten.

Überall verlangte man nach Geld. Und dazu kam von auswärts die Kunde, anderswo würden Flüchtlingsunterstützungen im Betrag von zehn Franken pro Tag und Person ausgezahlt.

So standen die Dinge beim Amtsantritt des Herrn Klein.

## Keulenschläge

Da Herr Klein von Anfang an dem Komitee angehört hatte, also nicht so sehr auf Neuheit Anspruch erhob, wie Herr Petit, wurden glücklicherweise mit seinem Amtsantritt keine neuen und übermäßigen Hoffnungen verknüpft. Denn vorerst war gar nichts zu erreichen. Im Gegenteil, es erfolgte noch immer Keulenschlag auf Keulenschlag auf unsere Hoffnungsblüten.

Die Abreise der Regierung machte mit einem Schläge viele Hoffnungen zunichte. Daß die Aussicht auf Auszahlung eines Teiles der Sparkassenguthaben endgültig begraben werden mußte, ja, daß wir überhaupt keine finanzielle Unterstützung mehr zu erwarten hatten, war nicht einmal das schlimmste. Schlimmer war der Umstand, daß wir für die Vertretung unserer Interessen gegenüber den französischen Behörden von nun an auf die Autorität der Regierung verzichten mußten. Es ist erstaunlich, wie der sonst so wenig auf Form eingestellte, demokratische Südfrenzose vor Titeln innerlich strammsteht. „Monsieur le Maire-Député“ oder

gar „Monsieur le Ministre“ können ihn um den kleinen Finger wickeln. — So waren wir denn nach der Abreise der Regierung dem Amtsschimmel schutzlos ausgeliefert.

Es traf sich zum Unglück auch noch, daß infolge der sich überstürzenden Ereignisse unsere sämtlichen „Kredite“ mit einem Male festsaßen. Eine halbe Million, die vom amerikanischen Roten Kreuz zur Verfügung gestellt worden war, lag ungenützt in Bordeaux. Unser Hilferuf an Herrn Tony Neuman blieb also für einmal ungehört. Wenn es nicht bald gelang, das Geld flüssig zu machen, so konnte er selbst die Milchlieferungen nicht aufrecht erhalten, von weiteren Leistungen ganz zu schweigen.

In jenen Tagen begann Frau Dr. Uveling mit den Kindernährmitteln besonders sparsam umzugehen.

Das Fürsorgeamt seinerseits rang förmlich mit den Bittstellern um die Streckung der geringen Vorräte an Decken und Pantoffeln, aus lauter Angst, im Notfalle gar nichts mehr zu besitzen.

Drei Wochen lang dauerte der lächerlich geringe Bestand von 15 Decken. Der Arbeitsbetrieb der Frauensektion mußte wegen Geldmangels aufgegeben werden; denn es konnte niemand wissen, wie lange die paar tausend Franken, die wir noch besaßen, dauern mußten.

In der Küche wurden die Lebensbedingungen immer unerträglicher. Mit der einsetzenden Hitze herrschte in den Mittagsstunden im Speicherraum, der als Speisesaal diente, eine bleierne Schwüle. Durch die offenen Fenster brachte der nie zur Ruhe kommende Wind dichte Staubwolken, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Mückenschwärme oder gar anderes Ungeziefer mitfortzuführen. Dieses fand in den von verschüttetem Wein und Speiseresten verschmutzten „Tischen“ reichlich Nahrung und Schlupfwinkel. Denn es hatte sich herausgestellt, daß es auf die Dauer unmöglich war, die ungefügen und unebenen Tischplatten sauber zu halten.

Das Essen wurde dazu immer schlechter. Gewisse Waren konnten wir nicht mehr auftreiben. Unter den Einheimischen hatten Angstkäufe eingesetzt. Der Lebensmittelnachschub erfolgte unregelmäßig, und hungriges Militär begann unablässig in die Stadt zu strömen. Für die Einheimischen war die Brotkarte eingeführt worden. Die Flüchtlinge, für deren Ernährung die Gemeinschaftsküche aufkam, mußten auch von ihr mit Brot beliefert werden. Doch war es an verschiedenen Tagen unmöglich, zur gewollten Stunde die volle Brotration aufzutreiben. Viele, die nicht die Gewohnheit hatten, beim ersten Hahnenschrei aufzustehen, mußten mit leeren Händen abziehen und mit leerem Magen den Vormittag verbringen.

So ließ sich die Lage von Tag zu Tag schlechter an, und das Publikum begann zu murren und nach Schuldigen zu suchen.

## Verdächtigungen

Der Verdacht fiel auf das Küchenpersonal. Ihm wurden alle möglichen Unterschlagungen an Geld und Waren vorgeworfen. Einige wollten gesehen haben, wie bei einbrechender Dunkelheit mit Kaffee, Fleisch und ähnlichen Schlemmerwaren beladene Gestalten die Küche verlassen hatten. Andere behaupteten, die Zehnfrankenunterstützung, die doch anderswo ausgezahlt

lediglich den Maueranschlag und die Aktion von Mann zu Mann. Diese konnte nicht jedermann erfassen und jener bestand bei uns in seiner primitivsten Form, da wir nicht einmal über eine Schreibmaschine verfügten, die eine Vielfältigung erlaubt hätte. Dazu mußten wir uns aus Höflichkeitsgründen der französischen Sprache bedienen, und vielen war es unmöglich, im französi-



würde, fließe in die Kasse der Küchenverwaltung und das Personal fülle sich die Taschen auf unverschämteste Art und Weise.

In Ermangelung einer Zeitung waren wir in der Unmöglichkeit, solcher Gerüchtemacherei wirksam entgegenzutreten. Als Aufklärungsmittel hatten wir

schen Ausdruck etwas verzwickten Gedankengängen zu folgen. Wir trugen uns einige Zeit mit dem Gedanken, in großen Versammlungen an das Publikum heranzutreten; aber abgesehen von der Saalfrage schien uns der dazu nötige Aufwand doch zu kompliziert. Zudem hatten wir vor Massenaussprachen

einige Angst. Viel Gutes konnten wir nicht mitteilen, und mit hungrigen Leuten läßt sich nicht gut diskutieren.

So blieben denn all die Worte, die das Küchenpersonal verteidigt hätten, ungesagt oder von vielen ungehört. Viele wußten überhaupt nicht, daß eine Küchenkasse nicht bestand, daß die Küche von den Geschäften nur gegen Gutscheine beliefert wurde, und daß der „Receveur Municipal“ die Geschäftsleute bezahlte. Und unter jenen, die Bescheid wußten, gab es gleich welche, die durchblicken ließen, bei diesem System sei es ein Leichtes, fabelhafte Summen zu ergaunern, wofern man sich das Einverständnis eines Geschäftsmannes und die Mithilfe von Herrn Bousquet, der die Gutscheine ausstellte, gesichert hätte.

Um solchen verkappten Anschuldigungen wirksam und offen entgegenzutreten zu können, habe ich persönlich mehrere Male Untersuchungen angestellt. Ich habe dabei immer festgestellt, daß das Küchenpersonal reell und ehrlich seine undankbare Aufgabe erfüllte. Sollte aber einmal ein Pfund Fleisch „verschwunden“ sein, oder gar ein Pfund Kaffeebohnen, die aus den ersten Tagen des Bestehens der Küche stammten und später doch nicht verwertet wurden, so darf man ruhig der Meinung sein, daß mit solchen Kleinigkeiten die schwere Arbeit, die geleistet wurde, in keiner Weise bezahlt worden ist.

Das Küchenpersonal machten die ständigen Angriffe kopscheu. Es wurde schwer, die Leute an den Kesseln zu behalten. Einige gingen ihrer Wege, und infolge Personalmangels kam es am Eingang und im Speisesaal zu unerquicklichen Reibereien. Herr Populaire hatte viel Mühe, Ersatz zu beschaffen, und Herr Steffen erwog einige Zeit den Gedanken, durch militärische Requirierung oder irgendein Zwangsverfahren die Leute an die Arbeit zu bringen.

So stark fühlte sich das Komitee nun doch nicht, und wir versuchten es mit Vergünstigungen. Bei den Verteilungen

an Dürftige wurde das Küchenpersonal bevorzugt. Dieses Verfahren hatte einige Wochen hindurch gute Resultate ergeben.

Hingegen gestaltete sich das Beschaffen von Lebensmitteln immer schwieriger. Bei der steigenden Verknappung und Transporterschwerung zogen es die Kaufleute, die bei dem Gutscheinsystem über einen Monat auf ihr Geld warten mußten, vor, an Private gegen bar zu verkaufen. Die Speisefolge wurde immer eintöniger, obschon das Personal stundenlang auf Besorgungsgängen war und täglich in allen Geschäften vorsprach.

Gegen Juliende dankte Herr Populaire ab. Seit über fünf Wochen hatte er wie ein Kuli geschuftet, ohne einen einzigen Ruhetag, um geringen Dank und viel Gestank. Herr Populaire war denn auch durch nichts zu bewegen, auch nur einen Tag länger auszuharren.

Für die Küche war diese Demission ein harter Schlag. Es fehlte ihr von nun ab die eindeutige und verantwortungsvolle Leitung. Jeder wollte befehlen, und nur wenige gehorchten. Alle handelten so ziemlich nach ihrem eigenen Gutdünken, und das Durcheinander wurde schließlich unentwirrbar, so daß Herr Gendarm Ansay aus Esch, der etwas später mit der festen Absicht gekommen war, Ordnung zu schaffen, ebenfalls durch die Verhältnisse entmündigt wurde.

Wir hatten allerlei versucht, die Umstände zu meistern. So hatten wir beispielsweise den Leuten die Möglichkeit gegeben, ihr Essen in der Küche abzuholen. Dadurch sollte das lange Anstehen vermieden werden. Die Methode brachte jedoch neue Kontrollschwierigkeiten, ohne eine fühlbare Erleichterung zu erwirken. Auch andere Mittel erwiesen sich auf die Dauer als fruchtlos, und da es uns unmöglich war, die Leute wirksam aufzuklären, verschwand langsam im Publikum das Vertrauen auf die Führung.

## Die Flüchtlingsunterstützung .

Das Allheilmittel, das mit einem Schlag aller Schwierigkeiten Herr geworden wäre, war die Auszahlung der Flüchtlingsunterstützung. Das Komitee entfaltete denn auch eine rege Tätigkeit, mit dem Zweck die Auszahlung zu erreichen.

Von Mitte Juni ab wurden unter der Leitung von Herrn Oberwachtmeister Goergen aus Rümelingen die Anträge auf Unterstützung entgegengenommen. Als sie nach fast acht tägiger Arbeit fertig vorlagen, wurde verfügt, die Anträge müßten in dreifacher — oder

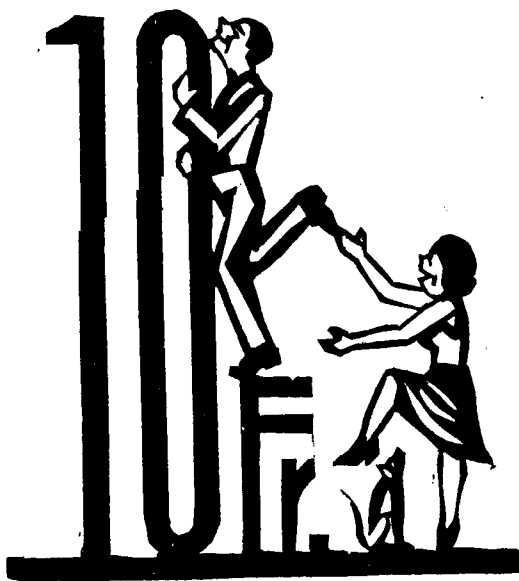
war es vierfacher — Ausführung eingereicht werden. Man fing also an, zu vervielfältigen. Als alle gewünschten Formulare fertiggestellt waren, wurden sie, wie man uns sagte, an die Präfektur in Montpellier geschickt. Dann hörten wir einige Zeit nichts mehr davon, und gegen Ende Juni ließ man durchblicken, daß die Auszahlung für die erste Juli-periode möglicherweise auf Schwierigkeiten stoßen könnte.

Welcher Art diese Schwierigkeiten waren, konnten wir niemals in Erfahrung bringen. Einer Delegation, die im Stadthaus vorstellig ward, wurde gesagt, die Präfektur könne wohl Bescheid geben. Alle Entscheidungen lägen beim Präfekten.

siebentausend Franken, wohingegen wir, wenn wir wie andere Flüchtlinge Geld erhielten, ein Anrecht auf 15 178 Franken täglich hätten.

Darauf verfiel der Herr in Entrüstung, der er in einem ungeheuer schnellen, sprudelnden Wortschwall Luft machte, auf Kosten der säumigen und hinterhältigen Gemeindeverwaltung von Lodève, die die nötigen Kredite zur Verfügung habe und nichts ausbebe. Seine Auslassungen gipfelten in dem Versprechen, einen Kontrollbeamten nach Lodève zu schicken, der nach dem Rechten sehen und uns auf dem Laufenden halten sollte. Und wir waren gnädigst entlassen.

Tags darauf wurden wir bei der Ge-



Am 28. Juni reisten also Herr Klein und ich nach Montpellier. Mit Hilfe von Herrn Neuman gelang es uns, in der Präfektur bis zu einem Divisionschef vorzudringen.

Der Herr war äußerst erstaunt, förmlich wie aus den Wolken gefallen. Die Präfektur habe doch am 10. Juni allen Gemeinden des Departements den Befehl gegeben, zu zahlen. Der Herr war so von seinem Staunen hingerissen, daß er kaum inhörte, als wir von der trostlosen Lage unserer Schutzbefohlenen sprachen. Er wurde erst wieder aufmerksam, als wir vorrechneten, der Küchenbetrieb koste jetzt täglich rund

meindeverwaltung vorstellig und erzählten einiges über den Verlauf der Unterredung. Der Sekretär sagte uns, daß die Verwaltung nie selbst irgendwelche Kredite von der Präfektur erhalte. Der „receveur municipal“, auf den sie nicht den geringsten Einfluß habe, sei damit betraut, alle die Flüchtlinge betreffenden finanziellen Operationen vorzunehmen. Falls also unsere Rechnung stimme, müßte der Herr uns über den Verbleib der Differenz aufklären können.

Da Herr Klein gerade abwesend war, ging ich allein zum „receveur municipal“. Der Herr hatte die Gewohnheit,

sich beim Sprechen in den Hüften zu wiegen und den Kopf vorzustrecken, um besser über seine Brille hinwegsehen zu können. Auch sonst hatte er die Gestalt und die Manieren eines Boxers.

Er erklärte mir schreiend, er könne bloß Geld ausgeben, wenn er dazu die Ermächtigung der Präfektur habe. Im besonderen bestände in unserem Falle diese Ermächtigung in Form von namentlichen Listen der Unterstützungsempfänger. Diese Listen seien ihm niemals unterbreitet worden, also würden ihm auch die Kredite nicht zur Verfügung gestellt.

Ich wagte zu fragen, wer denn jene Listen aufstelle. Die Antwort erfolgte in solcher Lautstärke, daß die Leute, die zufällig auf der Straße vorbeigingen, genau so gut hören konnten wie ich, daß das zu den Pflichten der Gemeindeverwaltung gehöre. Falls Geld zu wenig da sei, solle ich mich an die Verwaltung wenden, oder an die Präfektur.

Ich dankte, und da der Herr hinter einem Schalter stand, sagte ich auch noch, er sei sehr liebenswürdig und zog mich schleunigst zurück.

So standen wir denn wieder am Anfang. Aber da ja bekanntlich noch an Gräbern der Mensch die Hoffnung aufpflanzte, verzagten wir nicht und warteten auf die Ankunft des angesagten Kontrollbeamten. Er ist nie gekommen.

Dafür gab es schon am Sonntag, dem 30. Juni, andere Neuigkeiten. Man legte uns im Stadthaus ein Rundschreiben des Präfekten vor, das verfügte, daß alle Anträge auf Flüchtlingsunterstützung, einerlei ob sie angenommen worden waren oder nicht, mit sofortiger Wirkung ungültig seien und daß die Unterstützungen nicht mehr praenumerando für einen ganzen Monat auszuzahlen seien, sondern nur für eine Periode von acht Tagen. Die Anträge müßten für jede Periode erneuert werden.

Das bedeutete für uns vor allen Dingen, daß an eine Auszahlung ab 1. Juli nicht zu denken war. Das hieß aber auch, daß alle die mühsamen Vorarbeiten, die

über eine Woche in Anspruch nahmen, wieder einmal vorgenommen werden mußten. Es bestand also kaum die Aussicht, daß wir jemals zufriedengestellt werden würden.

Das Komitee war über die neuen Zustände so entrüstet, daß es die Verantwortung für eine Wiederaufnahme der Vorarbeiten zur Auszahlung der Unterstützung gänzlich ablehnte. Wir fanden nur wenig Trost in dem Umstand, daß die heillose Verfügung die letzte Zuckung des Präfekten, der vor einigen Tagen abgesetzt worden war, bedeutete.

Der einzige vom Komitee, der seine eiserne Ruhe bewahrte, war Herr Adolf Klein. Auf sein Verwenden ist es zurückzuführen, daß Herr Oberwachtmeister Goergen mit Fleiß, Ausdauer und Anspruchslosigkeit wieder an die Arbeit ging.



## Beruhigungsversuche

Während so die Vorarbeiten wieder liefen, setzten wir an anderer Stelle wieder die Hebel an. Am 1. Juli legten wir in einem Schreiben an den neuen Präfekten recht eindringlich unsere bittere Lage dar. Abschriften wurden an die

Gemeindeverwaltung, an das Unterstaatssekretariat für Flüchtlinge in Vichy und an verschiedene andere Stellen übersandt. Irgend eine direkte Antwort haben wir allerdings in keinem Falle erhalten. Achte-zehnhundert Flüchtlinge bedeuteten so wenig im Geschehen jener Tage.

Da unser Hauptziel unerreichbar war, suchten wir Vergünstigungen im kleinen herauszuschlagen. Wir beriefen uns auf die Volksstimmung und überreichten fast täglich im Stadthaus Schriftstücke mit neuen Forderungen. Diesen war meistens Erfolg beschieden. So bewilligte man uns einen Kredit von 3750 Franken zur Entlohnung des Küchenpersonals für den Monat Juni. Ein neuer Kessel wurde in der Küche aufgestellt. Lücken im Material wurden ausgefüllt. Die Gemeindeverwaltung sorgte plötzlich für einen geordneten Abtransport der Abfälle — Potemkin in eigener Person hätte es nicht besser machen können — und gab uns Benzin zur Anfuhr von Lebensmitteln. Die Einrichtung einer zweiten Küche, auf die wir mit allen Mitteln hinarbeiteten, konnten wir jedoch nicht erreichen.

Die Teilerfolge, die in diesen ersten Julitagen verbucht werden konnten, ließen tagelang neue Hoffnungen aufkommen, und als wiederum Tage später das Stimmungsbarometer neuerdings gesunken war, trat Herr Neuman auf den Plan. Die halbe Million von Bordeaux war freigegeben worden. Wir erhielten als Vorschuß einige Waren, besonders Milch und Pantoffeln, sowie 10 000 Fr.

Damit waren wir in der Lage, die schreiendste Not etwas zu lindern und Beruhigungsplätzchen zu verteilen.

Um das Küchenpersonal bei der Stange zu halten, zahlten wir täglich 5 Fr. pro Person, unabhängig von der durch die Gemeindeverwaltung später zu zahlenden Entschädigung. Wie sehr der Geldmangel empfunden wurde, beweist der Umstand, daß man sich von da ab um der geringen Summe willen zu den Küchenarbeiten förmlich drängte.

Wir kauften einige Hundert Kilogramm Obst für die Kinder unter dreizehn Jahren. Der Gedanke, die französischen Behörden um Bezahlung anzugehen, erwies sich als recht glücklich. Nicht nur, daß sie das schon Bestellte bezahlten, sondern es wurde von da ab des öftern Obst als Nachtmahl in der Kantine verabreicht.

Wir gewährten zahlreiche Geldunterstützungen und stellten einen großen Wohlfahrtsplan auf. Seife, Wolle, Stoffe, Männerhosen und Schuhwerk sollten angeschafft und verteilt werden.

Leider konnten wir dies alles nicht in wenigen Tagen verwirklichen. Das Publikum im allgemeinen merkte also zu Anfang nicht, daß neue Mittel zur Verfügung standen. Auch wenn es darum gewußt hätte, so wäre die Entwicklung der Dinge kaum aufzuhalten gewesen; denn man verlangte mit Recht die Auszahlung der Unterstützung, wie sie anderswo gewährt wurde.

## Hungermarsch und Geplänkel

Die Leute hatten gehofft, die Unterstützungsgelder würden für die zweite Juliwoche am Neunten ausgezahlt werden. Inzwischen war natürlich wieder verfügt worden, daß die Auszahlungsperiode fünfzehn Tage dauern sollte. Die neue Enttäuschung, sowie das Gespenst einer Scharlachepidemie, die mehrere Erkrankungen hervorrief und ein blutjunges Menschenleben forderte, brachten den Krug zum Ueberlaufen.

Am Nachmittag des 8. Juli versammelten sich einige Dutzend der Unsern zu einer Protestkundgebung. Um der Sache mehr Gewicht zu geben, nahmen sie das Küchenpersonal unter Druck und erreichten, daß für den Abend nicht gekocht wurde. In den Abendstunden, zur Essenszeit, schwollen denn auch die paar Dutzend Personen zu einigen hundert Personen an.

Die Beschwichtigungsversuche, die wir unternahmen, erwiesen sich als nutzlos. Die Bekanntgabe eines „S.O.S.-Tele-

gramms“ das wir am Nachmittag an das Unterstaatssekretariat für Flüchtlinge in Vichy abgesandt hatten, brachte vielleicht noch mehr Aufruhr in die Menge. Die Bitte, den verantwortlichen französischen Behörden noch eine Frist von 24 Stunden einzuräumen, blieb ungehört. Und es begann ein Marsch durch die Stadt, bei dem sich immer mehr Leute anschlossen.

Bei der Wohnung des Bürgermeisters staute sich der Zug. Eine Abordnung wurde hineingeschickt.

Wie man mir später erzählte, erwies sich der Herr als guter Taktiker. Er weigerte sich, die Leute zu empfangen und schickte sie zum Stadthaus. Dienstlich sei er nur dort zu sprechen.

Die Menschen zogen also zum Stadthaus. So mußte sich der Polizeikommissar, dessen Amt dort untergebracht war, mit ihnen auseinandersetzen. Er versprach ihnen, durch seine Agenten wenigstens eine Brotverteilung vornehmen zu lassen. Er versprach ihnen noch alles



ALLES VERGEHT  
WASSERZOPPEN  
→ NET ←



Mögliche, konnte aber nicht erreichen, daß sie abzogen. Sie warteten auf den Bürgermeister.

Dieser blieb natürlich unsichtbar. Und die Sache hätte sich sonderzweifel in die Länge gezogen, wenn nicht der Kommissar plötzlich den Gedanken gehabt hätte, eine Untersuchung über die Ereignisse in Aussicht zu stellen. Er verlangte nach fünf oder sechs Personen, die Aussagen machen sollten.

In diesem Augenblick entsannen sich die Manifestanten des Komitees. So kam es, da ich in der Nähe wohnte, daß ich zur „Vernehmung“ zum Kommissariat gebeten wurde.

Als ich zur Stelle war, hatte der Zaubrer, der anscheinend dem Wort „Untersuchung“ anhaftet, schon begonnen zu wirken. Die Leute hatten angefangen, sich zu verziehen, und bald war es uns gelungen, auch den letzten zu beruhigen und nach Hause zu schicken. Sie gaben jedoch vor, am nächsten Morgen wiederzukommen, um den Bürgermeister zu erwarten.

Der Polizeikommissar war ein junger Mann, der zum ultranervösen Beamtentypus gehörte. Er begann also seine Untersuchung. Wir warteten zu fünf oder sechs auf das Erscheinen eines Stenotypisten, der unsere Aussagen aufnehmen sollte. Um uns die Wartezeit zu verkürzen und das Terrain vorzubereiten, gab ich eine längere Schilderung unserer Lage und unserer Bemühungen. Ich verfiel beim Erzählen in einen launigen Ton. (Das Nichternstnehmen der Verwaltungsbonzen u. ihres Papierkrams war schließlich die einzige Revanche, die man für all die zwecklosen Bittgänge und Geplänkel nehmen konnte.) Der Kommissar unterbrach mich plötzlich und sagte: „Ecoutez Monsieur, ce n'est pas une rigolade ici!“ Ich bat um Entschuldigung und fügte für den Herrn persönlich bei: „Moi j'ai l'habitude de traiter tous les problèmes avec le sourire!“

Dieser Zwischenfall machte mir plötzlich klar, daß die Herren von der Verwaltung sich selbst und ihre Aemter furchtbar ernst nahmen. Daß sie vielleicht alle mitsammen von dem besten Willen beseelt waren, zu helfen. Daß alle glaubten, nach bestem Wissen und Gewissen am Wohlergehen Frankreichs und der Flüchtlinge mitzuarbeiten. Daß sie bloß nicht merkten, wie die Papiermassen sie und ihre Tätigkeit erdrückten. Daß sie infolge irgendeiner geheimnisvollen, naturbedingten Fatalität gar nicht anders konnten, als in den ersten guten

Ansätzen stecken zu bleiben. Daß sie nicht gegen ihre Strohfeurnaturen aufkommen konnten.

Der Polizeikommissar auf jeden Fall nahm seine Aufgabe äußerst ernst. Da der Stenotypist nicht mehr zu erreichen gewesen war, setzte er sich persönlich hin, verhörte und schrieb volle vier Stunden lang, bis nach Mitternacht. Er war ein intelligenter Mensch und schon jahrelang im Dienst. Und doch wußte er nicht, daß das ganze Getue nach spätestens zwei Tagen vollkommen vergessen und ausgelöscht sein würde, ohne daß auch nur das Geringste daraus erfolgt wäre...

Am andern Morgen gegen acht Uhr war der Hof vor dem Stadthaus schon wieder von den Manifestanten besetzt. Der Bürgermeister hatte die Gewohnheit, um halb zwölf im Stadthaus zu erscheinen. Der Unsern wegen gab er seine Gewohnheiten nicht auf. Da die Leute zu früh angetreten waren, wurde ihnen die Zeit lang, und so traf es sich, daß zur richtigen Stunde sozusagen niemand mehr anwesend war. So kam es, daß der Bürgermeister mit der Abordnung nach Belieben umgehen konnte.

Ich hatte ihn im Laufe des Morgens schriftlich von den Ereignissen in Kenntnis gesetzt. Bei der Zusammenkunft legte ich nochmals ein Schriftstück vor, das wiederum die Lage schilderte, und erklärte, falls die Unterstützungsangelegenheit nicht bis zum Abend des 9. Juli geregelt sei, das Luxemburger Flüchtlingskomitee jede Verantwortung für den Lauf der Dinge ablehne.

Es stellte sich jedoch heraus, daß den Bürgermeister, der seinerzeit den Anstoß zu unserer Organisation gegeben hatte, das Schwinden unserer Autorität keineswegs berührte... Und dann entpuppte sich der Herr wiederum als geriebener Taktiker. Er fing an zu reden und duldete auch nicht die geringste Unterbrechung, nicht einmal von den Seinen. Er behauptete, die Unterstützung würde aus französischen Staatsmitteln bestritten. Er erklärte, daß Frankreich uns nicht einen Deut schulde und daß keinerlei Rechtsanspruch unsererseits auf die Unterstützung geltend gemacht werden könne. Er behauptete, daß wir viel schlechter dran wären, wenn die Unterstützungen ausgezahlt würden, da Frankreich vor einer katastrophalen Hungerperiode stehe, und der Kaufwert von zehn Franken damit dem Nullpunkt zustrebe. Er versuchte, die Schuld an der Lage unserem Komitee zuzuschreiben, das ihn nicht auf dem

Laufenden gehalten habe. Alle ausgesprochenen Wünsche seien erfüllt worden. Doch hätte das Komitee nicht die richtigen vorgebracht. Er befahl seinen Mitarbeitern, alle die Lebensmittelbelieferung betreffenden Wünsche zu erfüllen. Meinen Antrag, er solle in öffentlicher Versammlung unsere Leute über die Unterstützungsangelegenheit aufklären, lehnte er ab.

So machten denn einige Mitglieder der Abordnung, die gar nicht verstanden hatten, wo der Schwerpunkt der Frage lag, auf der Stelle Gebrauch von dem Anerbieten für Warenlieferung. Sie verlangten Kaffee, Fleisch, Fett und anderes mehr. Die Gutscheine wurden ebenso prompt ausgestellt und wir zogen — auf der ganzen Linie geschlagen — ab.

Zwar strahlten die glücklichen Besitzer der Gutscheine, doch mußten sie schon wenige Stunden später erkennen, daß sie hereingelegt worden waren. Gutscheine sind Papier, auch wenn sie auf mehrere Zentner Kaffee und einige Tonnen Fleisch lauten. Essen kann man davon erst, wenn die Scheine eingelöst sind. In ganz Lodève war jedoch kein Geschäft, das sie hätte einlösen können, auch wenn es gewollt hätte. . . . Doch der Mensch ist halt so — niemand gesteht gerne einen Heroinfall ein. Die Besitzer der Scheine machten also gute Miene zum bösen Spiel, wirkten beruhigend auf die Menge und nahmen während einigen Tagen regen Anteil an der Führung der Küche, ohne daß es schlechter oder besser gegangen wäre wie vorher.

Unsere Sache aber hatte auf der ganzen Linie eine Niederlage erlitten. Gegen das Argument, daß Frankreich uns nichts schulde, war nicht aufzukommen. Da eine offizielle Vertretung Luxemburgs seit der Abreise der Regierung nicht mehr bestand, war es uns unbekannt, **daß in der Frage der Flüchtlingsunterstützung Abmachungen zwischen den interessierten Regierungen bestanden, daß der luxemburgische Staat für die Auslagen aufkommen würde und daß schließlich Frankreich uns doch etwas schuldete.**

So gaben wir uns denn verzweifelt geschlagen. So apathisch waren wir, daß ein präfektorales Schreiben, das die Verwerflichkeit der Ausschreitungen (!) von Lodève festnagelte und für die Zukunft Straßenansammlungen verbot, in unsern Reihen nicht einmal kommentiert wurde.

Einige Tage später wurde bekannt, die Unterstützung würde ab Julimitte aus-

gezahlt. Die meisten glaubten nicht daran und einige Unentwegte planten ernsthaft an einem Hungermarsch nach Montpellier. Aber diesmal sollte das Versprechen eingelöst werden. Am 17. Juli zahlte der „receveur municipal“ zum ersten Mal die Unterstützungen aus. Gleichzeitig wurden Brot- und Zuckerkarten ausgegeben. Die Gemeinschaftsküche stellte ihren Betrieb ein, nachdem es uns auch noch gelungen war, eine Summe von 4500 Fr. zur Bezahlung des Personals für die erste Julihälfte bei der Gemeindeverwaltung herauszuschinden.

Damit stand jeder auf eignen Füßen, und damit wurde auch in Lodève das Leben erträglicher.

Damit fand auch die leidige Unterstützungsaffäre ihren Abschluß. Diese Geschichte war wirklich recht unerquicklich. Schließlich lebten wir doch in einem fremden Lande, das uns in schweren Tagen äußerst gastfreundlich aufgenommen hatte. Welches andere Land, das selbst um sein Leben rang, wäre wohl so zuvorkommend gewesen? Es war kein erhebendes Gefühl, sich fortwährend mit Vertretern der Behörden dieses Landes herumbalgen zu müssen. Doch machten es unsere Notlage und unser Gerechtigkeitsgefühl zur unbedingten Notwendigkeit. Es ist Tatsache, daß vom 10. Juni ab im Departement des Hérault allgemein die Unterstützungsgelder ausgezahlt wurden. Es ist ferner Tatsache, daß wir im Vergleich zu andern fünf Wochen lang täglich um wenigstens 8000 Fr. zu kurz kamen. Rechnet man zu den Unsrigen die Belgier, die genau so behandelt wurden wie wir, so kommt man auf eine Minderleistung von insgesamt wenigstens 600 000 Fr.

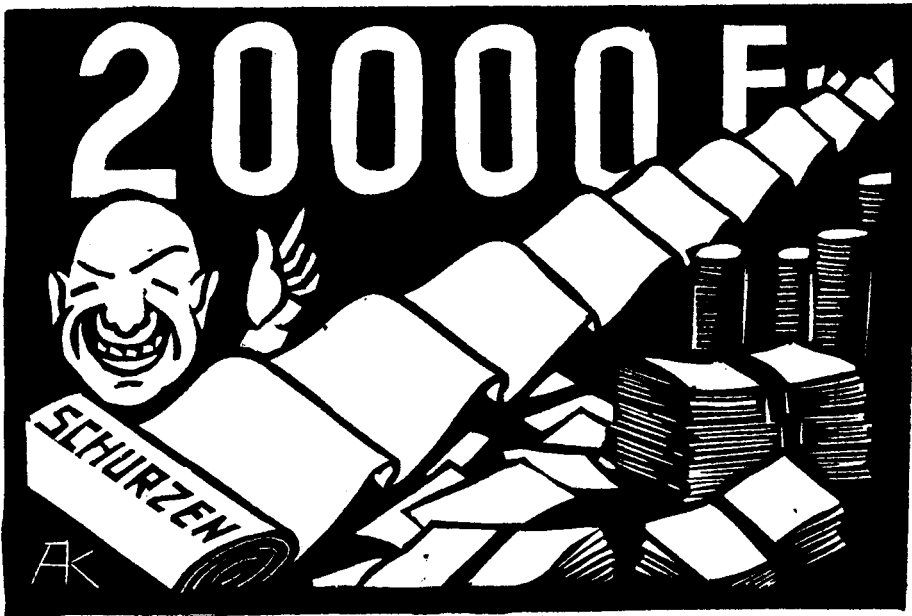
Wo das Geld blieb und wer die Verantwortung trug, konnten wir nicht feststellen. Herr Neuman hatte seinerseits am 10. Juli in Lodève selbst versucht Näheres zu erfahren und die Verantwortlichkeiten festzustellen. Bei den Gesprächen, die alles anders denn harmlos geführt waren, hatte der Stadtsekretär darauf verzichtet, noch irgendeinen seiner näheren oder entfernteren Vorgesetzten in Schutz zu nehmen, und der Boxer hatte das Berufsgeheimnis vorgeschoben, um sich vor allzu schweren Schlägen zu schützen. Aber letzten Endes war doch nichts herausgekommen. So muß man denn annehmen, daß jene 600 000 Fr. jenen zugute kommen, die letzten Endes für die Flüchtlingsunterstützungen aufkommen müssen.

## Nach dem Sturm

Die Reise des Herrn Neuman vom 10. Juli war dennoch für unsere Kolonie nicht ergebnislos verlaufen. Herr Neuman brachte einen Kilometer Schürzenstoff und Geld. Anfänglich sprach er von 10 000 Fr. Als er aber von unserem großzügigen Unterstützungsprogramm hörte, legte er anstandshalber 20 000 Fr. auf den Tisch. Das bedeutete für unsere Fürsorgeorganisation größere Ellenbogenfreiheit. Die Zeiten, wo man drei Wochen lang mit dreißig Paar Pantoffeln und zehn Decken auskommen mußte, waren endgültig vorbei.

Mißerfolge brachte und zu dauernden Reibereien mit den Behörden führte. Ich wollte im besondern einer weiteren Zusammenarbeit mit der Gemeindeverwaltung aus dem Wege gehen, da wir für die bisherige Mitarbeit nur Undank geerntet hatten.

So erhielt ich denn Urlaub, schlenderte durch die Gassen und half höchstens gelegentlich bei rein internen Angelegenheiten, wie etwa der Umorganisation der Gemeinschaftsküche. Diese wurde ab 17. Juli in eine Art Kooperative umgewandelt für jene, die in ihrer Wohnung



Um diese Zeit erbat ich vom Komitee einen vierzehntägigen Urlaub. Ich war abgekämpft. Seit dem 10. Mai hatte ich nach einer unmenschlich anstrengenden Reise, die größtenteils aus eigenen Kräften geleistet wurde, und nach einigen Tagen Krankenlager im Spital ohne Ruhepause unaufhörlich geschuftet. Sogar an Sonntagen war ich selten vollständig frei. Die Arbeit hatte mir zunächst als Flucht aus dem Müßiggang gegolten und als Heilmittel gegen niederdrückende Gedanken oder Heimweh. Mit der Zeit aber war sie mir über geworden, besonders da sie in entscheidenden Dingen fast nur

keine Kochgelegenheit hatten. Die etwa 120 Genossen lieferten den Betrag ihrer Unterstützungsgelder an die Küchenkasse ab. Sie wählten eine Kommission, die mit der Führung der Geschäfte betraut war. Diese besorgte die Einkäufe, bestimmte und kontrollierte das Personal und setzte dessen Entschädigungen fest.

Die reibungslose Geschäftsführung wurde anfänglich kompliziert dadurch, daß alle, die nicht die luxemburgische oder belgische Staatsangehörigkeit besaßen, nicht zu den Geldunterstützungen zugelassen waren. Sie mußten in die Kooperative aufgenommen werden. Die Ge-

meinde stellte für sie Einkaufsgutscheine aus, in Höhe von 10 Fr. pro Tag und pro Person, so daß diese Leute ihren Beitrag in Waren lieferten.

Nachdem die Organisation sich einigermaßen eingelaufen hatte, funktionierte sie, obschon die Beschaffung verschiedener Lebensmittel schwierig oder unmöglich war, zur größten Zufriedenheit aller Genossen. Sie bewies damit, daß das schlechte Funktionieren ihrer Vorgängerin wenn nicht einzig, so doch größtenteils auf die allzu große Zahl ihrer Pensionäre zurückzuführen war.

Im übrigen hatte ich beim Herumschlendern die Gelegenheit zu beobachten, wie andere arbeiteten. Frau Van Hulle, Professorin aus Esch a. d. Alz., verteilte Wolle in unheimlichen Mengen. Meine Frau kümmerte sich um Schürzen- und Hemdenstoffe. Nahezu 1200 Meter kamen unter die Leute. Hr. Schwachtgen machte

in Pantoffeln. Wenigstens 600 Paar gingen durch seine und seiner Mitarbeiter Hände. Herr Warnimont war der Seifenlieferant der Kolonie. Es war ihm gelungen, vor der definitiven Verknappung noch 500 Pfund aufzutreiben. Herr Joh. Klein hatte einen Schuhreparaturdienst eingerichtet. Mehrere Flickschuster fanden dabei lohnende Beschäftigung, und wenigstens vierzig Familien waren bedient worden, bis zu dem Augenblick, wo es unmöglich wurde, Leder oder Gummi aufzutreiben. Herr Langers hatte eine Schneiderwerkstätte eingerichtet. Ein Zuschneider und mehrere Arbeiter verfertigten Männerhosen nach Maß. Hr. Bonal hatte den Stoff in Form von Strohsäcken zur Verfügung gestellt. Hundertsechs Hosen von ganz annehmbarer Qualität verließen die Schneiderei. Sie haben 900 Fr. gekostet und hatten etwa den siebenfachen Wert.

## Land und Leute

Und schließlich tat ich während meiner vierzehntägigen Ferien, was so viele meiner Landsleute die ganze Zeit ihres Aufenthaltes über taten. Ich verlegte mich aufs Wandern und Pilzsammeln, aufs Fischen und Schwimmen. Ich benutzte die Gelegenheit, um mich in Lodève und Umgebung umzusehen und Land und Leute kennen zu lernen.

Die Umgebung ist wunderschön. Der geologische Aufbau, die Vielfalt der Flora und Fauna überraschten den Wanderer auf Schritt und Tritt. Olivenbäume und Weinreben sind die hauptsächlichsten Kulturpflanzen, Ueberall geben die Grillen sommersüber ihre schrillen Konzerte.

Die Leute sind von eigenartigem Schlag. Sie leben in lokaler Abgeschlossenheit. Ihre kurzen Vergnügungsreisen, die höchstens ein paarmal im Leben unternommen werden, führen sie bis zum Meer, zum „Cirque de Navacelles“, oder, wenn es hoch kommt, bis zu den „Gorges du Tarn“. Aus dieser Abgeschlossenheit ergibt sich eine starke Traditionsgebundenheit. In Lodève kochen trotz Gas und Elektrizität die meisten Haushalte noch immer am offenen Herdfeuer. Den echt ländlichen Sparsinn treiben sie bis zum Äußersten. Traditionsgebundenheit, Sparsinn und ein naturbedingtes Sympathisieren mit dem Gesetz der minderen Anstrengung erzeugen gemeinsam bei den Bewohnern eine gutmütige Anspruchslosigkeit. Der Lebensstandard ist

für Kleidung und Wohnung besonders tief.

Unsere Luxemburger Bevölkerung, die vorwiegend aus Arbeitern und Kleinbürgern bestand, fiel auf durch ihre gute Kleidung. Dagegen trug der Bürgermeister von Lodève bei der Trauerfeier des 14. Juli eine gestreifte Hose und eine beliebige, schon weit abgetragene, violettgetönte Jacke.

Die Wohnungsverhältnisse sind für unsere Begriffe mittelalterlich. Es gibt in Lodève enge, finstere — der Einheimische sagt „schattige“ — und übelriechende Gassen. In der „Grande Rue“ kann sich zur Not ein mittelmäßiges Transportauto durchzwängen.

Nach Außen erscheinen die Häuser, vielleicht wegen der farbenfrohen südlichen Beleuchtung, ziemlich ansprechend. Recht eigentümlich wirken die soliden Türklopfer, die noch schwereren Schlösser mit Zubehör und die komplizierten Hebelsysteme der Türöffner.

Im Innern jedoch sind die meisten Wohnungen verwahrlost. Es mangelt oft an Sauberkeit und fast immer an Komfort. Sogar in besseren Häusern gibt es die Wasserleitung nur im Erdgeschoß. Im zweiten Stockwerk fehlt öfters die elektrische Lichtanlage. Ich habe nur ein einziges Mal ein Badezimmer gesehen.

Lodève ist eben ein äußerst armes Landstädtchen, das Handel, Landwirtschaft und Textilindustrie nur im Klei-



nen betreibt und versinnt und verträumt auf den Tod wartet.

Ein Einsichtiger aus Einheimischen Kreisen hat mir einmal in einem voll-

kommen ernsten Gespräch gesagt, die größte Wohltat, die der Stadt widerfahren könne, sei, daß man sie rücksichtslos dem Erdboden gleich mache.

Die Bevölkerung ist für unsere Begriffe recht temperamentvoll, mitteilsam und offenherzig. Dazu steckt in vielen ein ausgesprochener Hang zum Spintisieren, Dichten und Musizieren. Ich habe mehrere Male gehört, wie Einheimische mit wahrem Stolz von dem Lokaldichter Prosper Gély sprachen, aus dem Gedächtnis längere Auszüge aus seinen Werken zitierten und dann von Eigenen zum Besten gaben, ohne sich dabei auch nur im geringsten beengt und scheu zu fühlen.

Im allgemeinen ist auch die Bevölkerung sehr weichherzig. Das Mitgefühl für den Flüchtling überwog oft den Sparsamkeitssinn, trotzdem die Bevölkerung mit spanischen Auswanderern nicht immer die besten Erfahrungen gemacht hatte. Viele von uns haben monatelang bei Privaten unentgeltlich gewohnt, die der Fremdlinge wegen recht fühlbare Einschränkungen auf sich genommen hatten.

Fast jeder der Einwohner besitzt in einem der Berghänge in der näheren Umgebung der Stadt seine „campagne“. In seinen vielen Mußestunden zieht er dort seinen Wein, seine Oliven und seine Tomaten. Fast jede dieser kleinen Besitzungen begreift ein kleines Landhaus, an dem und an dessen Einrichtungsgegenständen der Besitzer fortwährend herumbastelt. Wandschmuck aus Reklamebildern, aus Holzkisten gezimmerte Lehnstühle findet man dort nicht selten. An heißen Sommerabenden wird in diesen Villen gespeist und die Geselligkeit gepflegt. Einige der Unsern hatten in solchen Landhäusern eine ideale Wohnung gefunden.

Die Fehler der Einzelnen fanden sich in den Verwaltungen in verstärktem Maße wieder, ohne daß die guten Eigenschaften sie aufgewogen hätten. Das Sympathisieren mit dem Gesetz der mindesten Anstrengung war hier oft in Faulheit ausgeartet. Dazu bestand ein erschreckender Mangel an Selbständigkeit und Unternehmergeist. Lodève besitzt ein Schwimmbassin, das während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes trocken lag. Es besitzt eine über dem Durchschnitt hervorragende öffentliche Badeanstalt. Anfänglich war sie mehrere Male in der Woche geöffnet; später jedoch wurde sie sozusagen stillgelegt, um Kohlen zu sparen.

Als Entschuldigungsgrund für die mangelnde Arbeitsfreudigkeit des Beamten mag vielleicht der Papierberg angeführt werden, der ihn fortwährend in seiner Bewegungsfreiheit hemmte. Auch das Nebeneinanderbestehen mehrerer Autoritäten mit nicht scharf abgegrenzten und dehnbarem Zuständigkeitsbereich war vom Bösen.

Von dem weichherzigen Mitgefühl der Bevölkerung war an der Spitze der Verwaltungen gar wenig zu spüren. Bezeichnend für die Einstellung der Bürgermei-

sterei — oder für ihre Kopfflosigkeit — ist der Umstand, daß vom 20. Juli ab den Flüchtlingen das Betreten der Geschäfte nur zwischen 10 und 16 Uhr gestattet war. Damit sollten die Einheimischen in die Lage versetzt werden, sich in den frühen Morgenstunden direkt nach Anlieferung der sich verknappenden Waren einzudecken, während die Flüchtlinge eben mit den Brosamen fürlieb nehmen mußten. Zu einem Entrüstungsturm hierüber kam es nicht, da Geschäftsleute und Flüchtlinge sich kaum um die Verordnung kümmerten.

## Der erste Kontakt mit der Heimat

In meine Ferienzeit fiel ebenfalls die erste Ankunft eines Autos aus der Heimat. Es gab einige — größtenteils beruhigende — Neuigkeiten und viel Zigaretten. Trotzdem gab es Skeptiker, die glaubten, es handle sich um eine Köpenikiade. Die meisten Leute aber belagerten die Angekommenen. Das Gedränge war zeitweilig beängstigend. Und dann ging es ans Briefschreiben. Alle Kaffeehausterrassen waren mit schreibenden Leuten besetzt.

Von jenem Tage ab begann das Komitee aktiver mit dem Polizeikommissar oder mit den Militärbehörden um die Freigabe der blockierten Kraftfahrzeuge zu unterhandeln. Es hatte sich schon vorher mit der Frage des Heimtransportes der Kranken und Invaliden beschäftigt. Auch für die Freilassung der Internierten war es mehrere Male eingetreten.

Die Autobesitzer begaben sich auf die Benzinsuche. Ein wildes Brennstoffhamstern setzte ein. Diejenigen, die keinen Wagen besaßen, begannen sich nach Plätzen für die Heimreise umzusehen. Einzelne fuhren auf ihren Fahrrädern oder im Eisenbahnwagen einfach drauflos.

Am 21. Juli — ich hatte mittlerweile meine Arbeiten wieder aufgenommen — traf zum ersten Mal Herr Hauptmann Jacoby, der die Heimfahrt in die Wege leitete, in Lodève ein. Herr Jacoby beauftragte mit den Heimbeförderungsarbeiten für Lodève und Umgebung Herrn Oberleutnant Steffen. Das Komitee war damit in diesem Zusammenhang jeder Verantwortung enthoben.

Von nun ab kamen Autos zur Heimbeförderung in schnellem Tempo. Einigen Glücklichen gelang die Abreise, während andere durch ausgegebene Gegenverordnungen der Präfektur zurückgehalten

wurden. Zudem gab es Schwierigkeiten bei der Treibstoffbeschaffung. Täglich wurden neue Anordnungen über die Benzinlieferung ausgegeben. Wer nicht auf der Stelle den Gutschein, den er sich mit viel Mühe verschafft hatte, einlösen konnte, lief Gefahr, ihn am nächsten Morgen als ungültig zu den Akten legen zu müssen. Es begann ein reger Handel mit leeren Benzinbehältern und Auto-gepäckträgern. Schreiner und Blechschmiede machten gute Geschäfte.

Die Heimreise begann jedermann zu beschäftigen. Alles andere wurde Nebensache. Eine Lebensmittelsendung, die uns die besorgte Escher Gemeindeverwaltung zugestellt hatte, rief nicht das Interesse hervor, das sie verdient hätte. Die 15 Prachtschinken und die heimatisch duftenden Würste genügten für eine erste Verteilung. Zehn Ballen Weißmehl fanden vorläufig keine Abnehmer. Auch später konnten sie nicht restlos verteilt werden, da es an Milch, Fett und Eiern zur Zubereitung fehlte. Ich habe schließlich nach mehreren Verteilungen 400 Kilo verkaufen müssen.

In jenen letzten Julitagen zehrte das Heimweh an den Menschen. Die Zurückbleibenden wurden bei jeder neuen Abfahrt ungeduldiger.

Als schließlich zwei große Tankwagen mit Benzin aus der Heimat antrafen, sang die begeisterte Menge auf dem Stadthausplatz „Ous Hémecht“. Viele weinten.

Da die Benzinfrage nun gelöst war, konnte nichts mehr die Leute zurückhalten. Man fuhr nach Haus, ohne einen Blick hinter sich zu werfen. Am 3. August wurde die zweite Auszahlung der Unterstützungen vorgenommen. Hunderte — auch arme Leute, die das Geld

auf der Heimreise dringend benötigt hätten — verzichteten auf die Auszahlung, nur um nicht noch einige Stunden war-

ten zu müssen. Am Abend jenes Tages waren nur mehr etwa 400 Luxemburger in Lodève.

## Heimweh und Wartezeit

In seiner letzten Sitzung, am 31. Juli, hatte mich das Komitee beauftragt, die Interessen unserer Landsleute in Lodève bis zum Schluß wahrzunehmen. So blieb ich denn und sah zu, wie die Weggeführten einer nach dem andern abfahren. Meine Frau hatte die Heimreise angetreten, und schließlich fuhren auch, als letzte Ueberlebende vom Komitee, Herr Pfarrer Hein und Dr. Colling.

Vom 6. August ab waren wir noch zu ungefähr zweihundert. Es handelte sich sozusagen ausschließlich um arme Leute, solche mit viel Kindern, solche, die ein eigenes Auto nicht besaßen und auch die Mittel nicht hatten, ihre Heimreise zu bezahlen.

In der Stadt wurde es still. Der große Park, den lange Wagenreihen monatelang geräuschvoll belebt hatten, lag unheimlich verlassen. Und die Zurückgebliebenen litten furchtbar an Heimweh. Bei jeder Abfahrt wurde ihnen schwerer ums Herz. Auch mich hatte es einige Male gepackt, denn in den ersten Augusttagen hatte ich wenig Beschäftigung.

Gleich nach dem 3. August war es noch zum Aushalten gewesen. Es galt, die Küchengenossenschaft zu liquidieren. Die Geschäftsführung hatte schließlich mit einem Reingewinn von 1300 Fr. abgeschlossen. Es erwies sich sodann als unmöglich, die Summe unter die Genossen zu verteilen, da die meisten schon die Rückreise angetreten hatten. Daneben galt es, die Restbestände des Küchenmagazins abzustößen. Es handelte sich in der Hauptsache um Linsen und Reis. Da die Zurückgebliebenen davon übergenug in den letzten Monaten erhalten hatten, mußte ich schließlich einen Käufer suchen. Nach erbittertem Feilschen mit einem quecksilbrigen Stehauf erhielt ich dafür 2000 Fr. Es war mir ebenfalls gelungen, einige Einrichtungsgegenstände, die uns gehörten, an den Mann zu bringen.

Darnach aber kamen einige leere Tage. Es gab höchstens einige Familien unterzubringen, die befürchtet hatten, in einem verlorenen Nest der Umgebung den Tag der Heimreise zu verpassen.

Am Neunten jedoch gab es wieder Arbeit, und von da ab sollte sie glücklicherweise nicht mehr abgehen.

Die Vorarbeiten für die nächste Auszahlung der Unterstützungen mußten besorgt werden. Dazu galt es, Lebensmittelkarten für Fette, Seife, Zucker, Teigwaren und Ähnliches zu beschaffen und zu verteilen. Eine umfangreiche Korrespondenz, die Heimkehr betreffend, war zu erledigen. Es gab überall Leute, denen das Heimweh im Nacken saß.

Am Sechzehnten wurden die Unterstützungsgelder zum letzten Mal ausgezahlt. Dabei galt es, verschiedene Einzelfälle, die nicht in Ordnung waren, ins reine zu bringen. Ich muß sagen, daß der „régisseur“, Herr Louis Conte, der für den „receveur municipal“ die Auszahlungen besorgte, wie gewöhnlich sehr zuvorkommend war.

Die Behörden machten überhaupt in jenen Tagen große Anstrengungen, zuvorkommend und freundlich zu sein. Vom Platzkommandanten abgesehen wetteiferten plötzlich alle, uns zu Diensten zu sein. Das Telefon im Stadthaus stand mir plötzlich zur Verfügung und dem Herrn Bürgermeister beliebte sogar auf der Straße stehen zu bleiben, um eine Unterhaltung mit mir zu beginnen. Wenn ich bloß wüßte, ob dies alles zur Freude war, daß wir abzogen, oder aus Sorge, doch noch in letzter Minute einen guten Eindruck zu schinden.

Durch eine Verkettung glücklicher Umstände war es mir gelungen, mich in den Besitz von 120 neuen Woldecken zu setzen. Vierhundert Stück waren von Neuman bei einer Fabrik in Lodève in Auftrag gegeben worden. Es wurden jedoch nur 200 geliefert. Aber wir in Lodève hatten trotzdem unsern Anteil erhalten. Die damit verbundene Verteilungsarbeit, die Fürsorgetätigkeit, sowie die Beschaffung und Ausgabe von Milch für Säuglinge ergänzte mein tägliches Arbeitspensum und jenes von einigen bewährten und treuen Mitarbeitern.

Ueber die Heimreise war nichts Sicheres bekannt. Ob noch Autobusse ankämen, ob wir mit der Eisenbahn fahren würden und wann, konnte niemand sagen. Am Siebzehnten endlich erhielten wir den Bescheid, es seien Besprechungen im Gange, die die Heimfahrt per Bahn regeln sollten.





Am selben Tage begannen wir die Heimbeförderungsarbeiten. Genaue Listen der Anwesenden wurden aufgestellt. Rückbeförderungsanträge wurden in dreifacher Ausführung pro Person ausgestellt.

Von dem Tage an packte das Heimweh die Leute womöglich noch stärker. Stundenlang belagerten sie die „salle italienne“ in Erwartung von Neuigkeiten. Eine mitleidige Seele unter den Gemeindegestellten besorgte schließlich mehrere große Bänke, die wenigstens Sitzgelegenheit boten und die tagsüber immer besetzt waren. Meistens gab es auch einen freiwilligen oder unbewußten Spaßvogel, der für Unterhaltung sorgte.

So vergaßen die Leute auf Stunden das Elend der Gemeinschaftssäle und die Sehnsucht nach der Heimat. Aber bei dem geringsten Anlaß flackerte die verhaltene Glut wieder auf. Einmal war von Montpellier aus angerufen worden, und der Gemeindebeamte gab den flüchtigen Bescheid, nachmittags um drei Uhr komme von Montpellier ein Auto für die Luxemburger. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde und in den Schlafsälen begannen die Leute zu packen. Dabei gab es ernste Zwistigkeiten. Nachher stellte sich heraus, daß es sich um den Wagen des Herrn Alex Servais handelte, der von Herrn Neuman mit der Leitung der Zentrale des Roten Kreuzes betraut worden war. Er brachte uns Milch und Pan-toffeln.

Dieser Zwischenfall bewirkte, daß ich mich sogleich dringlich an die Heimbeförderungszentrale in Montpellier wandte mit dem Ansinnen, beileibe kein einzelnes Autobus nach Lodève zu entsenden. Diejenigen, die nicht mit fort

gekonnt hätten, hätten aller Wahrscheinlichkeit nach den Wagen in Brand gesteckt. Es ist kaum vorstellbar, wieviele Leute in einer kindischen Furcht lebten, sie könnten nie mehr nach Hause.

Am Neunzehnten kam die Meldung, die Abreise sei für den Einundzwanzigsten vorgesehen. Ich gab in etwa zehn Nachbargemeinden Bescheid und bestellte unsere Landsleute für den Zwanzigsten nach Lodève. Am Nachmittag des nächsten Tages jedoch kam ein Widerruf. Erneutes Telefonieren erwies sich als zwecklos. Viele waren schon unterwegs, andere ließen sich trotzdem nicht abhalten zu kommen, und wieder andere waren des festen Glaubens, man wolle sie zum Besten halten. Alle stießen zu uns.

Der Bürgermeister der in der Nähe gelegenen Ortschaft Soubès, der viel Gutes an unseren Landsleuten getan hat, hatte die einundvierzig ihm verbliebenen Schützlinge mit seinem eigenen Gespann zur Stadt gebracht. Auf meine Bitte erklärte er sich gerne bereit, die Leute wieder mitfortzunehmen und später wieder einmal hereinzubringen. Es zeigte sich jedoch, daß die Leute damit gar nicht einverstanden waren. Es bedurfte einer längeren, eindringlichen Schilderung der trostlosen Zustände in den Schlafsälen und vieler Beteuerungen und Zusicherungen, ehe sie sich bereit erklärten, tagelang lieber in einem fünf Kilometer entfernten Bett als an Ort und Stelle auf altem, nicht mehr ganz einwandfreiem Stroh zu schlafen. Andere, die aus etwas größerer Entfernung gekommen waren, und für die ich ähnliche Abmachungen getroffen hatte, waren durch gar nichts zu bewegen, wieder abzureisen. Alle plagte die Angst, den Anschluß zu verpassen.

## Abschied

Dieser falsche Start hatte es mit sich gebracht, daß der Bestand unserer Kolonie wieder die Grenze von 300 Menschen überschritten hatte. Als weitere Begleiterscheinung machte sich unter den Leuten eine gesteigerte Unzufriedenheit bemerkbar. Diese war teilweise durch Geldmangel bedingt. Im Vertrauen auf die baldige Abreise hatten viele ihr letztes Geld in Einkäufen ausgegeben. Ich wurde tagelang belagert, mußte aber festbleiben und die Leute auf ihre Reisevorräte verweisen, da die Leistungsfähig-

keit der Kasse dem Ansturm nicht standgehalten hätte.

Am Dreiundzwanzigsten kam die heißersehnte Ablenkung. Ein Anruf aus Montpellier teilte mir mit, daß zwei Eisenbahnwagen des amerikanischen Roten Kreuzes mit einer Lebensmittelsendung für die Flüchtlinge des Bezirks Lodève unterwegs seien. Ich setzte mich also gleich in Verbindung mit dem Gaswerksdirektor von Lodève, der die Verteilung leiten sollte, und erreichte, daß uns für den nächsten Tag ein Vorschuß an Weiß-

mehl und Schmalz, die besonders reichlich vorhanden waren, zur Verfügung gestellt wurde. Ich drängte ferner auf eine schnelle Verteilung des Uebrigen, da unsere Abreise bevorstand. Zwei Tage später, am Montag, den 26., erhielten wir denn auch unsern Anteil. Es handelte sich um 4 Ballen Mehl, 150 Kilo Maismehl, 500 Stück Toiletteseife, 100 Kisten Kondensmilch, 175 Kilo Schmalz, 50 Kilo Zucker, 50 Kilo Bohnen, rund 100 Kilo getrocknete Zwetschen und Rosinen. Ferner gab es Suppenwürfel in größeren Mengen, Kakao, Schokolade und Marmelade. Alles in allem und zu Tagespreisen mag es sich um Waren im Werte von 12 000 Fr. gehandelt haben.

Diese Lebensmittel wurden verteilt am Nachmittag des 26., am letzten Tag unseres Aufenthaltes in Lodève. Im Laufe des Sonntags war nämlich die Nachricht gekommen, die Abreise sei — diesmal endgültig und sicher — für Dienstag, den 27. frühmorgens vorgesehen. So gab es denn zwei Schlager auf einmal. In der „salle italienne“ herrschte Hochbetrieb und freudige Stimmung wie noch nie.

Diese wurde womöglich noch erhöht durch eine Geldverteilung. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Gemeinschaftskasse einen Aderlaß von einigen tausend Franken noch aushalten konnte.

All diese Arbeiten galt es am letzten Tage unseres Aufenthaltes auszuführen. Daneben mußte die letzte Hand an die Abschiedsbriefe gelegt werden. Dreizehn Dankbriefe an weltliche und geistliche Behörden, sowie an Wohltäter wurden reingeschrieben. Es war uns zeitüber viel daran gelegen, den Platz mit Anstand zu räumen. Unsere Wohltäter hatten wir zur Zeit, da noch Arzt und Pfarrer in Lodève ihres Amtes walteten, zu einem Imbiß eingeladen. Später hatte ich die Angestellten der Gemeindeverwaltung zu einem Dämmerschoppen gebeten. Alle andern Spitzen von Lodève erhielten am letzten Tage Dankbriefe. Die meisten waren ehrlich gemeint. Einigen Personen wird es jedoch zu warm geworden sein, als sie von der charmanten und herzlichen Art und Weise lasen, die ihnen im Verkehr mit dem Publikum eigen sei.

## Bilanz

An jenem Montag abend zu später Stunde konnte ich auf einen arbeitsreichen Tag zurückblicken. Trotzdem wollte der Schlaf in den paar Stunden, die dafür zur Verfügung standen, nicht kommen. Reiseieber ist doch etwas Eigenes.

So zog ich denn in jener Nacht die Bilanz unseres Aufenthaltes in Lodève.

Zuerst besann ich mich auf die letzten Wochen. Wäre nicht die Heimwehpsychose gewesen, es wäre uns gut gegangen. Materielle Schwierigkeiten hatte es selten gegeben, und nie waren sie von langer Dauer gewesen. Es erfüllte mich mit Freude und Stolz, ein klein wenig zu diesen Zuständen beigetragen zu haben.

Diese rosige Stimmung der Genugtuung brachte es auch wohl mit sich, daß ich mit großer Nachsicht auf die vergangenen Monate zurückblickte.

Ich dachte nicht so sehr an das Versagen der französischen Behörden als an die Hilfsbereitschaft einzelner Franzosen und an den rührenden Großmut im kleinen, von dem wohl alle Flüchtlinge zu erzählen wissen. Daneben erschien mir die Nervosität mancher Bürobeamten verständlich und damit verzeihlich. Auf

der einen Seite hatte in diesen schweren Zeiten die Arbeit gedrängt und auf der andern hatte das Publikum an ihnen gezerrt. Und wegen der Sprachenfrage hatte man mit den Leuten seine Zeit vertödeln müssen, ohne wirksam helfen zu können.

Ich dachte nicht nur an den Hunger und das Elend, die geherrscht hatten, sondern viel mehr an das, was dagegen unternommen worden war. Ich operierte mit Zahlen und es wurde mir warm bei der Feststellung, daß unsere Fürsorgeorganisation für rund 120 000 Fr. an Geld u. Gegenständen hatte verteilen können.

Ich dachte nicht so sehr an die grausamen Lücken, die der Tod in unsere Reihen geschlagen, sondern es erfüllte mich mit Freude, als ich errechnete, daß die Sterblichkeit in unserer Kolonie eigentlich ganz normal geblieben war.

Ich dachte ferner nicht so sehr an die jungen Nichtstuer in unseren Reihen, die tagelang in den Cafés herumgesessen hatten, oder an die paar Müßiggängerinnen, die vor jeder Uniform erbebt waren. Ich gedachte vielmehr derer, besonders der vielen Ungenannten, die an den Küchenkesseln oder in

den „Schreibstuben“ selbstlos im Dienste aller gearbeitet hatten.

Das Gebaren der Kritiker, Nörgler und Schreier, die den Männern, welche arbeiteten, manch entmutigende Stunde voller Zweifel beschert hatten, fand ich schließlich entschuldbar. Schlußendlich hatten sie sich ja zum Sprachrohr des Elends gemacht, und damit war ihre Verhaltensweise gerechtfertigt. Nur mit dem Widersacher rechtete ich eine Weile, der die Meinung vertrat, alles wäre ganz anders und besser geworden, wenn nicht ein Komitee sich um die Angelegenheit der Flüchtlinge gekümmert hätte. Man hätte den Dingen freien Lauf lassen müssen; denn, wäre nicht zu Beginn eine Gemeinschaftsküche errichtet worden, so wären die Unterstützungsgelder eher ausgezahlt worden. — So meinte er, wußte jedoch keine Antwort, als ich ihn fragte, was denn wohl zwischen dem 17. Mai und dem 10. Juni, Tag, an dem anderswo zum ersten Mal die „allocations“ ausbezahlt wurden, aus den hunderterten von gänzlich Unbemittelten geworden wäre....

Dann dachte ich an das unsägliche, stumme Leid, das durch die Straßen der Stadt gegangen war. Wieviel stille

Frauen mit kleinen Kindern hatten monatelang im Ungewissen, fern von ihrem Manne, unter unsäglichen Umständen, entsagend und tapfer durchgehalten. Es ist etwas schaurig Großes an solchem Leid. Solange die Menschen solche Mütter haben, müssen sie gut sein.

Es kam mir schließlich in den Sinn, daß Franzosen mir öfters gesagt hatten, die Unsern führten sich außerordentlich gut. Damals mochte ich im Stillen gedacht haben, man wolle mir etwas Verbindliches sagen oder man sei nicht genau auf dem Laufenden. Und doch, bei rechtem Ueberdenken mußte ich zustimmen. Es muß anerkannt werden, daß unsere Arbeiterbevölkerung im grauen Elend, fern der Heimat, sich vornehm und tadellos aufführte. In der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes hatte, von einem hoffnungslosen Fall abgesehen, die Polizei sich nie um uns zu kümmern brauchen. Sogar die Demonstration vom 8. Juli war in Ordnung und ohne den geringsten Zwischenfall verlaufen. Auch gegen die ungeschriebenen Gesetze der vertrauenden Gastfreundschaft hatten die Unsrigen kaum verstoßen. Es schien mir sicher, daß wir in Lodève einen günstigen Eindruck hinterlassen würden.

## Die Abfahrt

In den frühen Morgenstunden des 27. August begann der Abmarsch zum Bahnhof. Schwerbeladene Kinderwagen, Fahrräder und unförmig bepäckte Gestalten bewegten sich durch die dunkeln Straßen. Stundenlang vor der Abfahrt des Zuges belagerte die Menge den Bahnhof.

Als wir schon in den Kasten des Bimmelbähnchens saßen, kam atemlos ein kleines Männchen gelaufen. Es war ein Gemeindeangestellter. Er sagte, er wolle mir noch vor der Abfahrt die Hand drücken. Seinen Namen weiß ich nicht.

Und dann fuhren wir hinein in den dämmernden Tag...

## Die letzte Sitzung des Komitees

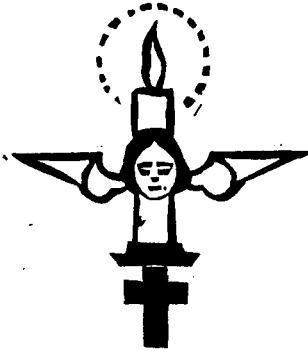
Die letzte Sitzung des Komitees der Zentrale luxemburgischer Flüchtlinge fand statt in Luxemburg am Sonntag, den 8. September.

Mir wurde nach Einsicht der Bücher

Entlastung für meine Geschäftsführung erteilt. Es wurde beschlossen, die verbleibenden Gelder an die Volksküche der Stadt Esch, an die Caritaszentrale in Luxemburg, und an das Luxemburger Rote Kreuz zu verteilen.

# Die Gestapo

Ende November, — damals als die Bekannten von Lodève, wenn sie sich auf der Straße trafen, anfangen zu sagen: „Wir erömen zu Lodève!“ — wurde ich von der Escher Gestapo an zwei aufeinanderfolgenden Tagen über meine Tätigkeit in Lodève verhört. Jedes Verhör dauerte vier bis fünf Stunden. Ein rot-



blonder Jüngling mit ungeheuerlichen Händen, Füßen und Ohren, die ihm überall im Wege waren, wollte wissen, wo die Geldmittel hergekommen seien. Ob nicht doch am Ende feindliche Propaganda bzw. (der Jüngling sagte „Bewecks“) feindliche Spionage dahinter gestanden habe, und ob jene, die zu den Verteilungen der Fürsorgeorganisation zugelassen worden seien, nicht hätten die „Marseillaise“ singen müssen? Ich mußte angeben, wieviel deutsche und italienische Staatsangehörige ich habe internieren lassen und ob

ich meinen Namen mit „ü“ oder „ue“ schreibe. Ich mußte sagen, ob ich für den Eintritt Luxemburger Freiwilliger in die französische Armee geworben habe und ob ich neben Frankreich auch in Deutschland studiert habe. Ob ich mich auch als Freiwilliger gemeldet hatte und warum es mir nicht eingefallen sei, nach der Machtergreifung auch mal eine Reise nach Deutschland zu unternehmen? Ob die Sache in Lodève ein gutes Geschäft für mich gewesen sei und wieso ich überhaupt dazu käme, nach sovieljähriger Ehe keine Kinder zu haben?

Ehe wir schieden, mußte ich dem linkischen Blondem für seinen Bericht die Schreibweise von „Katharina“ und „Komitee“ vorbuchstabieren.

Diebisch gefreut aber habe ich mich, als er mir beim Weggehen in den Mantel helfen wollte und er nach einigem Hin und Her an Protesten und Gegenprotesten sagte: „Ach nein, Herr Doktor, ich möchte Ihnen doch helfen. Wir sind ja keine Barbaren!“ — So hat jeder seine Minderwertigkeitskomplexe, auch das herrlichste Herrenvolk.

(Beendet zu Weihnachten 1940.)

---

Anschließend veröffentlichen wir die Aufstellung der Einnahmen- und Ausgabenaufstellung vom 20. Mai bis 14. Juni 1940, dem Tage der Abreise des Herrn Clement nach Mâcon, und der Übernahme der „Verwaltung“ durch Herrn Stadtschöffe Petit aus Düdelingen.

**Copie du journal des recettes et des dépenses effectuées  
du 20 mai 1940 au 11 juin 1940 par le receveur communal  
d'Esch-sur-Alzette (Colonie des réfugiés luxembourgeois à  
Lodève-Hérault.)**

		Dépenses	Recettes	
	1	Facture Mr. Jules Bonnet, Lodève	77,30	
	2	" " " "	18,75	
	3	Facture A. Agussol, Lodève, épingles	9,75	
	4	Facture V. A. Bessière, Lodève, savon	23,60	
	5	Facture G. Loubet, Lodève, acide chlor.	8,—	
	6	Avance versée à Mr. P. Muller pr. achats pr. comm.	400,—	
	7	p. facture G. Loubet, pharm., désinfectants	36,—	
	8	p. facture Manufact. gl. Munitions, désinfectants	16,80	
	9	p. facture pr. articles peinture pris par Weyler	5,65	
	10	diff. de change s. frs. lux. 42 670,—		426,70
	11	" " " " 90 400,—		904,—
28 mai 1940	12	" " " " 76 270,—		762,70
"	18	comm. spéciale " "		350,—
30 mai 1940	14	p. facture René Populaire (pr. cuisine popul.)	37,—	
31 mai	15	p. facture Mr. Jules Bonnet, bureau	80,60	
"	16	p. facture Mme Medinger (cuisine)	115,75	
1 juin 1940	7	p. facture N. Maury, désinfectants	21,—	
	8	p. facture Garage Manent, Lodève	95,50	
3 juin 1940	9	p. facture Bessière, désinfectants	36,—	
	20	p. facture Maison Jullian, papier etc.	13,—	
	1	p. facture Maison Jullian	18,90	
	2	p. facture Pons Sabin, bonbonnes	80,—	
	3	p. facture Mme Caisso, grand'rue, blouses	191,50	
	4	p. facture Maison Segondy-Sevérac, laines	2202,50	
	5	" " " " " "	89,95	
	6	payé facture Maison Jullian	225,—	
	7	produit de la quête de Mr. Hobes		40,—
	8	payé facture Mme. Jos. Michel	90,—	
	9	Vers. de Mr. Hub. Clement, député-maire, (Croix Rouge)		5000,—
	30	payé facture Maison E. Hermet	1388,—	
	1	différence de change s. frs. lux. 43 300		433,—
	2	pourboire au concierge du No. 25, Av. de la République (bureau)	50,—	
			<b>5330,55</b>	<b>7916,40</b>

Vu et arrêté en recettes à frs. 7916,40 et en dépenses à frs. 5330,55.

Lodève, le 11 juin 1940.

signé: H. CLEMENT.

# Mâcon, Rue Dombey 21.

Zehntausende Luxemburger Flüchtlinge kennen Mâcon, die kleine, kokette Präfekturstadt an der Saône. Zehntausende Luxemburger Flüchtlinge haben das Flüchtlingszentrum der Rue Dombey in Erinnerung: ein dunkles, primitiv, ja armselig eingerichtetes leeres Geschäftslokal, in dem vor Monaten damals eine Art Bazarbetrieb, dessen Eigentümer in Konkurs geraten, bestanden hatte. Drei rohgezimmerte Tische, ein paar Stühle, eine mit Ach und Krach aufgetriebene Schreibmaschine. Ein uralter wackliger Tisch, und einige leere Holzregale, das war die innere Ausstattung dieser Zentrale, die sich „Bureau des Refugiés Luxembourgeois à Mâcon“ betitelte. Niemals drang ein Sonnenstrahl durch in das dunkle, muffige Gelaß.

Und doch! Wieviele tausende u. nochmals Tausende sind hier ein und ausgegangen, wieviele Tausende und nochmals Tausende fanden hier, in Ermangelung finanzieller Hilfe, die es anfangs nicht geben konnte, moralischen Halt und Unterstützung, tröstende Auskunft, Ermutigung und Aufmunterung in Tagen schweren Herzenleids und seelischer Depression! Wieviele Tausende und nochmals Tausende erhielten durch die kleine Zentrale Kunde und Nachricht von versprengten Lieben, Briefe und Mitteilungen aus allen Gegenden Frankreichs und aus der ihnen noch versperrten Heimat! Wieviele Hunderte, ja tausende von Paketen, wieviele Tonnen von verirrtem, schon längst verloren geglaubtem Gepäck, die dank fleißigen, unermüdlichen Nachforschens in allen Bahnhöfen und Eisenbahngepäckräumen von ganz Südfrankreich aufgestöbert werden konnten, wurden hier auf- und abgeladen, und den Flüchtlingen nachgeschickt. Oft war es die letzte und einzige Habe von Leuten, die bereits alles verloren hatten!

Anfangs hatte es gar sehr den Anschein, als ob auch dem neuen Unternehmen in dem bankrott gegangenen Laden keine lange Dauer beschieden sein sollte. Denn als am 13. Juni Bürgermeister Hubert Clement auf Geheiß der luxemburgischen Regierung von Herrn Emile Etienne, dem leider verstorbenen Direktor des luxemburgischen Industriellenverbandes, der unter unendlich großen Schwierigkeiten das Flüchtlingszentrum in Mâcon organisiert hatte,

dasselbe übernahm, sollte es nur mehr Tage dauern, bis Frankreichs endgültiger Zusammenbruch besiegelt war.

Am 17. Juni bereits standen die vordringenden deutschen Truppen, nachdem sie Dijon passiert, an der Grenze des Departements, einige vierzig Kilometer vor der Stadt. Drei Tage nach der Ankunft mußte der Laden schon wieder geschlossen, alle kompromittierenden Papiere und Dokumente verbrannt werden und gegen 4 Uhr morgens an diesem Tage riß uns der Mälstrom der Ereignisse unaufhaltsam wieder dahin, von wo wir mit so hoffnungsvollen Absichten gekommen: nach Montpellier.



Es folgten die Tage von Frankreichs größter Trauer und Schmach: das Waffenstillstandsangebot Pétains am 17. Juni, der Abschluß des Waffenstillstandes selbst mit der endgültigen Waffenstreckung und dem darauffolgenden Diktat der Siegerbedingungen und endlich die Festlegung und die Veröffentlichung jener ganz Frankreich erdrosselnden und abschnürenden Demarkationslinie.

Ein neuer Hoffnungsschimmer leuchtete auf. Mâcon verblieb im unbesetzten Gebiete und mit der Hauptstadt von Saône-et-Loire der größte Teil der Ge-

meinden und Ortschaften des Departements, in denen so viele Luxemburger untergebracht waren. Fast auf den Tag genau, am 14. Juli 1940, trifft Hubert Clement wieder in Mâcon ein. Das Flüchtlingszentrum öffnet wieder seine kleine Tür und mit neuem Mute wird sofort die Verbindung mit allen Landsleuten in der Saône-et-Loire wieder aufgenommen. Mit neuer Energie geht es wieder an die Arbeit, und Tag um Tag kommen aus allen Richtungen unsere Flüchtlinge nach Mâcon, um Auskunft zu erhalten, Direktiven entgegen zu nehmen und die Vorbereitungen für die Heimkehr zu besprechen und in die Wege zu leiten.

Denn jetzt gibt es für die übergroße Mehrzahl kein Halten mehr. Der Drang nach Hause, der Trieb in die Heimat läßt keinen mehr zur Ruhe kommen, alle wollen als erste fort, niemand will warten, niemand will sich gedulden. Nicht viele verstehen und begreifen, daß hier eine Organisation geschaffen werden muß. Die Demarkationslinie ist hermetisch geschlossen, der Verkehr über dieselbe ist vollkommen gesperrt. Die französischen Behörden, Präfektur, Gendarmerie, Polizei und Gemeindeverwaltungen haben noch keine Anordnungen. Immer wieder derselbe Bescheid: Abwarten. Auf der Stelle bleiben. Von Luxemburg liegt keine Nachricht vor. Alle sind wie abgeschnitten von der Welt jenseits des roten Streifens, der auf den bereits veröffentlichten Karten den Verlauf der Abgrenzungslinie darstellt. Gerüchte jedoch sickern durch: Briefe, die aus der besetzten Zone eingeschmuggelt werden, sprechen von Scharen von Luxemburgern, die von dort aus in Spezialzügen heimbeordert werden oder werden sollen. Das steigert die Ungeduld noch mehr, drückt die Stimmung noch weiter herab. Das Heimweh nagt und frißt und zehrt an allen. Aber noch immer kommt kein „Sesam-öffne-dich“. Aus dem Süden dringen die ersten Wagemutigen, meist vom Schicksal Begünstigte, die ein Auto ihr eigen nennen, in Mâcon an, und können natürlich nicht weiter. Wie in den ersten Juniwochen die Pyrenäen und die spanische Grenze ihr gebietarisches Halt gesprochen, so ist es jetzt die Demarkationslinie, an der sich die Massen wieder zu Tausenden und zu Zehntausenden stauen. Die Hotels sind überfüllt. Es muß an Unterkunfts-möglichkeiten gedacht werden. Von morgens bis abends muß mit der Prä-

fektur und der Gemeindeverwaltung verhandelt werden, die inmitten des unbeschreiblichen Durcheinanders in jedem Augenblick dem luxemburgischen Flüchtlingszentrum zur Verfügung stehen. Die Gemeindeverwaltung richtet in der Gemeinde eigene gemeinsame Schlafsäle für die Luxemburger im Stadthause ein. Andere Landsleute werden im Hôtel-Dieu und im Spital von Mâcon untergebracht. Beständig sind neue Listen anzulegen, die Ankommenden, die oft nicht alle notwendigen Papiere haben, in ihre Quartiere zu begleiten, mit dem Polizeikommissariat und der Gendarmerie zu verhandeln, Benzin für mit leeren Tanks angekommene Wagen zu beschaffen.

So vergeht die erste Woche unserer neuen Aufgabenperiode. Wenn wir nicht irren, ist es der 21. Juli 1940. Wir sitzen im Bureau, als schier aus dem Häuschen geratene Landsleute, die sich vor Freude nicht mehr zu fassen wissen, laut schreiend und gestikulierend die Nachricht bringen, daß auf dem Quai Lamartine, draußen am Ufer der Saône, luxemburgische hauptstädtische Autobus-Wagen mit Soldaten der Freiwilligen-Kompagnie halten, um die Heimbeförderung zu beginnen. Der Bann ist gebrochen, die unüberwindlichen Schranken sind gefallen. Die Verbindung mit der Heimat ist hergestellt. Der so lang ersehnte Augenblick ist gekommen. Noch nie haben wir Menschen so überglücklich, so vor Glück weinen gesehen als damals die luxemburgischen Flüchtlinge in Mâcon.

Die Rückbeförderungsaktion wird von Hauptmann Aloyse Jacoby geleitet, der uns die ersten Nachrichten von zu Hause übermittelt, uns ein Bild von der dortigen Lage gibt und uns mitteilt, wie die Verwaltungskommission in Luxemburg mit der Wehrmacht und dem Luxemburger Roten Kreuz die Heimbeförderung unserer Landsleute zu organisieren gedenkt. Laut den bei sich führenden Vollmachten muß selbstverständlich, was die Heimbeförderung angeht, die ausschließliche Leitung derselben auf Hauptmann Jacoby übergehen, der erklärt, daß die Deutschen selbstverständlich unsern Geschäftsträger in Vichy, Herrn Antoine Funck, als Oberkommissar für die Flüchtlinge in Frankreich, als welcher er von unserer legalen Regierung Vollmachten erhalten hatte, nicht anerkennen. Herr Jacoby





erklärt, er werde sich übrigens nach Vichy begeben, um die neue Lage mit Herrn Funck zu besprechen.

Infolge dieser Intervention muß begreiflicherweise unser Flüchtlingszentrum seine Rückbeförderungsaktion als solche einstellen, schon aus dem Grunde, weil wir den französischen Behörden nicht das Schauspiel zweier sich entgegengesetzter Luxemburger Verwaltungen geben können und dürfen. Das einzige, worauf es ankommt, ist die rasche und reibungslose Abwicklung der Heimkehr der Zehntausende.

Und während Hunderte und Hunderte um die luxemburgischen Autocars sich drängen und unsere Soldaten mit allen möglichen und unmöglichen Fragen bestürmen: wie es in Esch aussieht, ob dies und jenes Haus noch steht, ob der oder jener noch lebt, ob Verhaftungen vorgenommen wurden, ob es noch Lebensmittel gibt, begleiten wir Herrn Hauptmann Jacoby zur Präfektur, wo er, vom Präfekten empfangen, diesem seine Aufwartung macht, ihm seine Vollmachten vorlegt und mit ihm alle Fragen der Rückbeförderung bespricht.

Aber noch geht es nicht so schnell. Es müssen Anweisungen von der Vichy-Regierung eintreffen, die französischen Behörden von Mâcon müssen sich mit den deutschen Stellen an der Demarkationslinie in Verbindung setzen. Noch am selben Tage fährt Hauptmann Jacoby nach Montpellier weiter, um auch mit den dort zurückgebliebenen verantwortlichen luxemburgischen Stellen alles Notwendige zu veranlassen.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich im ganzen Mâconnais die Kunde von dem Ereignis. Tag für Tag bestürmen unsere Landsleute, die aus den entlegensten Dörfern und Flecken nach Mâcon kommen per Rad, zu Fuß oder mit wieder eingelegten Zügen das Bureau. Ein bis in alle Einzelheiten ausgearbeitetes Programm wird aufgestellt. Jede Ortschaft ist erfaßt. Ein verantwortlicher Delegierter wird für jede Flüchtlingskolonie ernannt, dem, wenn es soweit sein wird, einige Tage vorher die Abfahrtszeit von Mâcon aus mitgeteilt werden soll und der dann im Verein mit seinen Landsleuten und den Bürgermeisterien dafür zu sorgen hat, daß die einzelnen Gruppen rechtzeitig in Mâcon eintreffen können. Wo dies wegen der Entfernung oder den Verbindungsmöglichkeiten nicht geht, wird das Bureau von Mâcon im Verein mit Herrn Hauptmann Jacoby

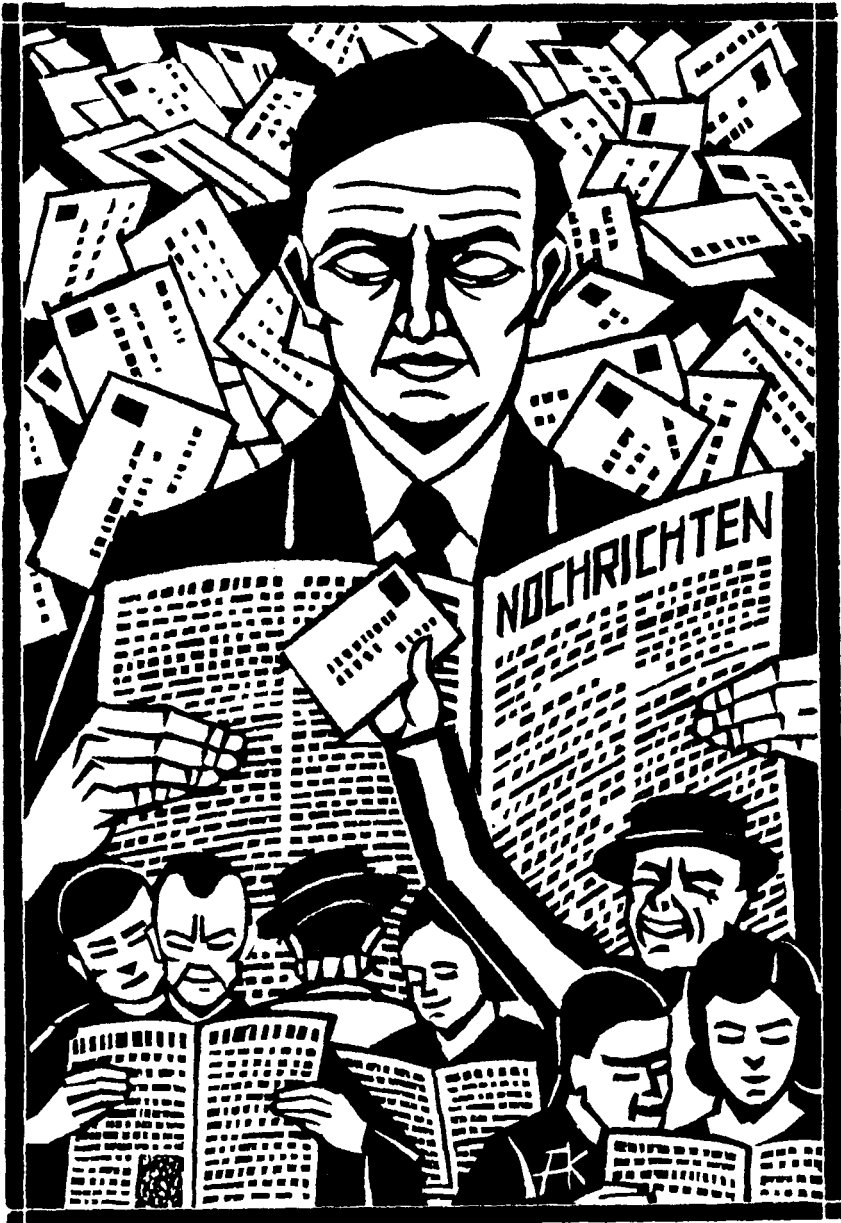
oder seinen Stellvertretern veranlassen, daß die Autocars bis in die Ortschaft selbst Personen und Gepäck aufnehmen kommen.

Freudiger Enthusiasmus, fieberhafte Ungeduld hat sich aller bemächtigt und alle harren in begreiflicher Aufregung der Stunde, die da kommen soll.

Eine Woche später schon langen die ersten Wagen aus Luxemburg an, über Dijon kommend, wo das luxemburgische Rote Kreuz eine permanente Zweigstation im dortigen Hotel Terminus eingerichtet hat. Zuerst kommen die Flüchtlinge von Mâcon an die Reihe, um in den Quartieren Platz zu schaffen für die folgenden Gruppen, die vom flachen Lande in die Sammelstellen kommen, um auf ihren Abtransport zu warten.

Aber in den lauten Jubel der Abfahrenden mischt sich schon der erste Wermutstropfen tiefen Leides und Schmerzes anderer, die nicht mitdürfen. Kategorisch wird jedem Luxemburger Israeliten bereits die Heimkehr verweigert. Ein fürchterlicher Ukas, der um so grausamer wirkt, da das Begleitpersonal immer und immer wieder erzählt, daß die Deutschen sich in Luxemburg anständig benehmen und auch die Juden vollständig in Ruhe gelassen werden.

Durch Herrn Jacoby, dessen Weitblick damals schon nicht trog, ahnten wir jedoch bereits, was kommen sollte und nicht ausbleiben konnte. Und so manche, die in überschäumendem Jubel, vor Glück strahlend, singend und scherzend damals von uns fortfuhren, sind schon nach kurzer Zeit schrecklich schnell die Augen aufgegangen. Wie bald hieß es bei ihnen: Wären wir doch in Frankreich geblieben! Aber konnten und durften wir sie auf das vorausgesehene schwere Schicksal, das ihnen bevorstand, aufmerksam machen? Hätte man uns übrigens geglaubt? Zudem lag keinem von uns die Cassandra-Rolle. Und sagen wir es gleich heraus: beneideten auch wir sie damals nicht, wir, die ja auch wußten, daß es für uns auf lange, lange Zeit wenigstens keine Rückkehr geben konnte? Wie oft nagte an uns der Wurm des Heimwehs, der um so schrecklicher fraß, als wir uns in diesen Augenblicken trotz allem noch nicht endgültig mit unserem Schicksal abgefunden hatten. Es waren harte, überharte, bittere, überbittere Stunden, die uns bei jeder Wegfahrt überfielen, wenn liebe Bekannte und treue Freunde händewinkend, Taschentücher schwenkend gen Norden fuhren, und die Zahl der um uns verbleibenden



immer kleiner wurde. An solche Augenblicke denkt man sein Leben lang. Und doch, was war es gegen das, was Tausende von Luxemburgern später in der Heimat mitmachen sollten?

Während Wochen und Monaten dauerte der Pendelverkehr Luxemburg — Mâcon und umgekehrt an. Tausende von Briefen wurden durch ihn in die Heimat befördert, Hunderte und aber Hunderte langten auf diese Weise in Frankreich an und wurden dank der Flüchtlingsstelle der Rue Dombey an alle die vielen weitergeleitet, die über ganz Südfrankreich verstreut auf die Rückkehr warteten oder nicht mehr heimkehren durften oder wollten. Geld, Kleidungsstücke, Schmucksteine, große und kleine Koffer, Kisten und Kästen, Körbe und Pakete wurden auf diese Weise an der Nase der Deutschen vorbei an die Interessenten in der Verbannung herbeigefördert. Daneben auch für die Regierung wichtige Dokumente und Papiere, die durch Vermittlung von Herrn Funck bald den Weg über die Meere in die richtigen Hände gefunden. Von Hrn. Hauptmann Jacoby an bis zum bescheidensten Soldaten der Freiwilligen-Kompagnie und später bis zum einfachsten Gendarmen, die unser Militär ersetzten, standen alle mit größter Aufopferung zur guten Sache, die oft für die in Frankreich Zurückgebliebenen von lebenswichtigem, unschätzbarem Interesse und Werte war. Wir wollen an dieser Stelle auch den Autobusunternehmern Becker aus Itzig und Ruppert aus Hobscheid den herzlichsten Dank aller Landsleute aussprechen, die damals immer so sehnsüchtig auf ihr Eintreffen in der unbesetzten Zone warteten. Durch sie wurde Mâcon immer auf dem Laufenden gehalten, was im Großherzogtum vorging, trafen regelmäßig die in Luxemburg erscheinenden Zeitungen, wenn man diese Wische noch so nennen konnte, ein. Und Tag für Tag gingen in übergroßer Anzahl Briefe und Berichte über alles, was vorging, in die einzelnen Flüchtlingszentren, nach Vichy an unsern Geschäftsträger, nach London, nach Amerika und Kanada. Bis in die französischen Kolonien, nach Marokko und Algerien, sogar bis nach Indochina und Polynesen, wo Luxemburger Missionäre und Missions-schwester um Meldungen aus der Heimat baten, wurden Nachrichten befördert.

Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Trafen doch von überall Tag für Tag Briefe und Schreiben ein mit der Bitte,

sie nach Luxemburg weiterzuleiten. Alle mußten durchgelesen werden, weil uns von den verantwortlichen Stellen aus Luxemburg ans Herz gelegt worden war, doch nur nichts Kompromittierendes durchzulassen. Es hätte die Beförderer und die Adressaten in Luxemburg gegebenenfalls teuer zu stehen kommen können. Ganze Briefe mußten resümiert oder anders redigiert werden.

Anderseits ging in andern Gegenden des Mâconnais die Heimbeförderung mit Sonderzügen vor sich. Die in Frage kommenden Personen mußten benachrichtigt werden, es trafen Kranke und Greise ein. Sie mußten mit Ambulanzen und Personenautos befördert werden. Dieselben mußten in Luxemburg beim Roten Kreuz angefragt werden und bis zu ihrem Eintreffen in Mâcon diese Personen untergebracht werden. Die Lebensmittellisten waren eingeführt worden, die Kontrolle der Lokalbehörden, auf die sich schon der Druck des Vichy-Regims zu legen begann, ward strenger. Es gab oft von morgens bis abends Gänge und Verhandlungen in der Präfektur, bei der Gemeinde, bei der Gendarmerie.

Unterdessen waren so langsam die Nazis in Luxemburg auf das Luxemburger Bureau in Mâcon aufmerksam geworden. Schlechte oder unvorsichtige Landsleute hatten bei der Heimkehr ausgeplaudert oder bewußt Denunziationen und böswillige Angaben gemacht. Die Ausweisung der Israeliten hatte begonnen und die Autobusse brachten bei jeder Fahrt nach Mâcon scharenweise diese Unglücklichen herüber, die in der Heimat einen großen Teil ihres Vermögens zurücklassen mußten. Bereitwillig brachten Herr Jacoby und seine Leute für sie, die damals scheinbar auf immer verbannt waren, viel kostbares und nützliches Gut herüber. Auch das sprach sich bald herum, und schon setzten in Luxemburg die ersten deutschen Gegenmaßnahmen ein. Verschiedentlich bereits waren in der Kaserne in Luxemburg die Pakete und Briefe beschlagnahmt worden. Die Nazis und Gauleiter Simon wußten, was in Mâcon gespielt wurde, und suchten selbstverständlich dieses Spiel zu hintertreiben. Anfangs ging es noch diplomatisch zu. Die Flüchtlingsstelle an der Saône wurde auf demselben Wege, durch den sie mit der Heimat in Verbindung war, in einem offiziellen Schreiben aufgefordert zu sagen, was sie eigentlich darstelle, welches ihre Ziele und Zwecke seien. Noch waren Tausende nicht ins Groß-

herzogtum zurückgekehrt. Man wollte sie nicht kopfscheu machen und gleich mit Knüppeln dreinschlagen. Auch wußten die Nazis, daß im Grunde das Bureau der Rue Dombey, an dessen Spitze ein Mann stand, auf den sie es besonders abgesehen hatten, bei der Rückbeförderung der Evakuierten, meistens Arbeiter aus dem Minettsbassin, die sie notwendig brauchten, doch indirekt auch ihnen nützliche Dienste leistete. Sie gingen deshalb vorsichtig zu Werke. Natürlich gab es keine Antwort. Aber niemand von uns war sich darüber im Unklaren, daß bald andere Hebel angesetzt würden. Und im Jahre 1941 wurde von Lyon aus, von der deutschen Kontrollstelle, wie sie in allen großen französischen Städten der sogenannten „freien Zone“ bestanden, neue Schritte unternommen, uns, wie man sagt, den Laden zu schließen.

Zuvor aber noch ließ man die Präfektur in Mâcon aufmarschieren, denn es konnte kein Zweifel daran sein, wer

hinter der Angelegenheit stand. Wir erfuhren es übrigens später von hoher Stelle aus selbst.

Wir mußten selbstverständlich Rede und Antwort stehen, schon im Interesse unserer Landsleute. Aber wir kannten auch die Einstellung der französischen Behörden. Die französische Niederlage und die dabei den Franzosen geschlagenen Wunden waren noch zu schmerzlich und zu kurz aufgerissen, um vergessen u. vernarbt zu sein. Der traditionelle Geist der französischen Gastfreundschaft und das Mitfühlen für alles, was leidet und unglücklich ist, würde sich auch in diesem Falle nicht verleugnen. Wir wußten ebenfalls um die große Stütze, die unser unermüdlicher Geschäftsträger Herr Funck an dem amerikanischen Gesandten in Vichy hatte, und das ließ uns nicht im Zweifel darüber, daß diesmal wenigstens noch der geplante Coup fehlschlagen würde.

Hier was Hubert Clement dem Präfekten auf sein Schreiben antwortete:

## Les buts du centre des réfugiés luxembourgeois à Mâcon

Le Centre des Réfugiés Luxembourgeois à Mâcon a été créé au mois de juin 1940 par ordre du Gouvernement légal Luxembourgeois pour organiser et diriger l'immense centre d'hébergement que constituait en ce moment le département Saône-et-Loire, où plus de 25 000 Luxembourgeois avaient été si généreusement accueillis par les différentes autorités départementales et communales. Une mission plus spéciale consistait dans la recherche des familles, dispersées par l'exode et le repliement forcé d'une partie de nos compatriotes et dans la préparation du rapatriement.

De juillet 1940 à janvier 1941 cette dernière tâche primait toutes les autres et pendant ces six mois le centre travaillait en contact intime avec le Commissariat Général pour le Rapatriement, qui avait été créé entretemps à Luxembourg. Par nos propres moyens, sans frais ni charge pour la France ce rapatriement en masse a été organisé et exécuté avec la collaboration permanente du Centre de Mâcon, aussi bien par autocars, par trains spéciaux que par la route. Après le rapatriement des personnes, une tâche non moins grande attendait le bureau de Mâ-

con: ce fut la réexpédition des bagages perdus et retrouvés par les soins du Centre et l'aide dévouée des différentes communes et des particuliers du département, tâche qui actuellement n'est pas encore entièrement terminée. Le rapatriement en masse ayant cessé, des rapatriements individuels ont dû être organisés et furent fait au fur et à mesure des nécessités et des possibilités, toujours en contact avec la Croix Rouge à Luxembourg, seul organe officiel avec lequel par l'intermédiaire de la Croix Rouge Internationale à Genève le Centre de Mâcon est encore en relations suivies. Le dernier rapatriement de Mâcon date de mardi 16 septembre dernier.

Une autre mission restait ensuite au Bureau: plus de 700 de nos compatriotes se trouvent actuellement dispersés dans presque tous les départements de la zone libre. Ce sont tous des Luxembourgeois qui ont été soit expulsés du Luxembourg ou n'y peuvent retourner pour des raisons politiques et autres. Le Bureau de Mâcon, dans un but purement humanitaire, cherche à rester en relations avec tous ces malheureux, pour les aider moralement et matériellement, en les consultant, en

préparant l'immigration outre-mer de ceux qui ont décidé de s'établir aux Etats-Unis d'Amérique, en les secourant par des dons en argent et en nature, en servant d'intermédiaire entre eux et l'Office Luxembourgeois à Vichy, la Croix Rouge Internationale de Genève et la Croix Rouge à Luxembourg. Chaque jour des lettres affluent demandant conseil, aide et renseignement.

Le Centre des Réfugiés de Mâcon a cru de son devoir de ne pas abandonner à leur sort nos compatriotes en exil, dont beaucoup sont d'humbles gens du peuple se trouvant dans des situations anormales, souvent très spéciales, sinon terribles. Un grand nombre d'entre eux, aussi bien personnes âgées que jeunes gens, même s'ils ont trouvé du travail et s'ils ont des moyens d'existence suffisants ne peuvent être abandonnés et laissés à leur sort, d'autant plus que chaque jour qui passe peut empirer leur situation. Un certain nombre de compatriotes se trouvent dans des camps et à la Légion Etrangère. Le Bureau s'en occupe également en correspondant avec eux, en leur envoyant des mots d'encouragement et d'espoir, des paquets, de l'argent.

Les quatre membres du Centre: Madame Clement, Mademoiselle Hack, Monsieur Muller et Monsieur Clement travaillent sans aucune rémunération et à titre entièrement bénévole. Les fonds dont ils disposent pour les secours sont mis à la disposition du Centre par des Luxembourgeois résidant en France. Sans une pareille organisation centrale l'aide morale et matérielle à nos compatriotes serait impossible.

#### HUBERT CLEMENT.

Es erfolgte französischerseits weiter nichts und wir wähten uns bereits wieder in Sicherheit. Die Präfektur blieb uns gewogen, aber trotzdem gab es verschiedentlich Schwierigkeiten ganz besonderer Art, die immer wieder durch die Massenankunft der aus Luxemburg vertriebenen Israeliten, die die Nazis nach Frankreich abschoben, hervorgerufen wurden.

Unaufhörlich während Wochen langten in beständiger Regelmäßigkeit die Autocars aus Luxemburg an und brachten bei der Ankunft jedesmal die ausgewiesenen unglücklichen Juden mit, die sich anfangs zum größten Teile in Mâcon niederließen und bald auch zu Hunderten andere Departements von Süd-Frankreich bevölkerten.

Inzwischen hatte sich das Vichy-Regim so langsam verankert. Unter dem Druck der Nazis begann nach und nach die Judengesetzgebung in Kraft zu treten. Die bisherigen Präfekten wurden durch andere ersetzt, mehr oder weniger bereits Kreaturen der neuen Lavalschen Konstellation, die, um sich lieb Kind zu machen, mit Übereifer an die Arbeit gingen. Bald konnten Israeliten nur mehr Aufenthaltsermächtigungen erhalten, wenn französische Einheimische ihnen ein sogenanntes „Certificat d'Hébergement“ ausstellten. In vielen Fällen ging das ehrlich und anstandslos vor sich, in andern mußte die Sache anders gedeichselt werden. Es gab Franzosen, die aus Mitleid oder aus Gewinnsucht pro forma diese Bescheinigungen ausstellten, unter der Bedingung jedoch, daß sie keinen Juden aufzunehmen brauchten. Diese Certificats wurden dann an die Interessenten nach Luxemburg geschickt und, mit ihnen versehen, wurden die Leute an der Demarkationslinie von den französischen Gendarmen durchgelassen. Sie waren auf französischem Gebiet, hatten aber keine Unterkunftsmöglichkeit und versuchten dann notgedrungen auf irgend eine Weise irgendwo sich niederzulassen. Oft ging es, oft ging es nicht, und das Flüchtlingsbureau in Mâcon, an das sich bei Schwierigkeiten diese Landsleute dann wandten, hatte alle Hände voll zu tun, um zu vermitteln und um die notwendigen Schritte für sie zu unternehmen. Dadurch, daß die Vichy-Regierung die neue ersetzt hatte, waren viele kostbaren Beziehungen, die wir gewonnen hatten, verloren und es war oft ganz schwierig neue in der ersten Zeit anzubahnen. Wie in Mâcon, so hieß es in ganz vielen anderen Orten: „Die Luxemburger bringen ihre Flüchtlinge nach Hause, bringen uns aber dafür Juden an die Stelle.“ Ein richtiger Antisemitismus riß in Frankreich bei der Bevölkerung nie ein, aber viele Behörden befolgten anfangs zu genau auf den Buchstaben die neuen Bestimmungen. So kam es, daß Herr Hauptmann Jacoby selbst einmal auf der Straße von den Gendarmen festgenommen und zum Verhör in die Gendarmerie verbracht wurde. Glücklicherweise kam es wie in Frankreich fast immer, nach einigen Palavern zu einer gütlichen Einigung. So kam es, daß bald auch Einwohner von Mâcon, die in zuvorkommender Weise den Luxemburgern Certificats d'Hébergement ausgestellt hatten, protokolliert, vor Gericht geladen und ver-

urteilt wurden. Wenn es sich noch immer um luxemburgische Israeliten gehandelt hätte! Aber da in Luxemburg das große Reinemachen begonnen hatte, kamen bald auch im Großherzogtum ansässige Juden anderer Staatszugehörigkeit nach Frankreich, und zwar in immer größerem Maße. Das machte noch viel schlechteres Blut und erboste die Behörden noch mehr, bis schließlich von Vichy aus die Anordnung getroffen wurde, überhaupt keine Juden mehr durchzulassen.

So geschah bald das Unerhörte, daß ein mit Juden aus Luxemburg vollgepropfter Zug diesseits der Demarkationslinie bei Sennecey-le-Grand nicht durchgelassen und den Deutschen wieder nach Dijon zurückbefördert wurde. Die Deutschen ihrerseits hatten nichts Eiligeres zu tun, als sie wieder über die Linie zu schicken, wo das grausame Spiel von neuem begann. Zwei Tage lang dauerte dieser unmenschliche Pendelverkehr, dieses Fangballspiels mit Unglücklichen, die sich keinen Rat mehr wußten.

Wir werden uns immer der Verhandlungen erinnern, die wir diesbezüglich in der Präfektur in Mâcon geführt. An einem Sonntag war es. Alle Bureaux waren geschlossen, weder der Präfekt noch der Generalsekretär anwesend. Wir schellten sie heraus, was ihre schlechte Laune nicht gerade besserte. Die Präfektur behauptete sie sei nicht zuständig, sondern die Militärbehörden an der Demarkationslinie. Diese wiederum erklärten, sie hätten strenge Anweisungen von Vichy und nur der verantwortliche Minister habe zu befinden. Mit Ach und Krach gelang es uns zu erwirken, daß der Präfekt die Anweisung gab, die Leute einstweilen, bis von der Regierung aus Anweisungen einlaufen würden, an Sennecey-le-Grand zu belassen. Das war wenigstens erreicht und es war schon viel. Andern Tags durch Vermittlung der Präfektur und dank dem menschlichen Fühlen des Generalsekretärs, kam der Befehl, die aus Luxemburg Ausgewiesenen müßten in ein Lager nach Montélimar. Da es aber dort anscheinend kein Lager gab, konnten sie in Hotels wohnen, mußten sich aber tagtäglich bei der Polizei melden. Eine Woche später gelang es Herrn Hauptmann Jacoby, nach Besprechungen mit den dortigen zuständigen Behörden, für unsere Landsleute eine relativ goldene Freiheit zu erwirken.

Diese kleinen und großen Zwischenfälle waren nicht dazu angetan die Mis-

sion des Bureaus der Rue Dombey zu erleichtern.

Unterdessen ging die Heimführung der luxemburgischen Flüchtlinge weiter und für uns, leider, langsam ihrem Ende entgegen. Vereinzelt noch kamen sie durch. Für den 27. August ward uns ein Zug mit 1250 Personen gemeldet: die letzten Beherbergten von Lodève und dem Département des Hérault. Da galt es alle Hände zu rühren und für Verpflegung zu sorgen. Bereits Tage vorher ward alles vorbereitet. Die kleine Kolonie in Mâcon griff tief in ihre Taschen und die Damen Clement, Hack, Cerf, Colette, Evlagon, Loewenstein, Bonem usw. waren keine Stunde müßig. Es mußte Milch, Wein, Brot, Käse, alles mögliche besorgt werden. Und als denn auch der viele Wagen zählende Zug im Bahnhof Mâcon einlief, war alles parat.

Wir lassen hier den Bericht an das Rote Kreuz in Luxemburg über die Reise von Montpellier nach Esch-Alzette (27. bis 29. August) von Professor Jean Müller folgen:

\*

Der Zug, der 1250 Personen beförderte, verließ Montpellier fahrplanmäßig gegen 5 Uhr nachmittags. Er führte zwei Wagen, die für Kranke bestimmt waren, sowie einen Packwagen mit Lebensmitteln mit.

Die Lebensmittelvorräte bestehend aus 750 kg Brot, 320 Liter Wein, 200 kg Pflirsich, 500 kg Trauben, 30 kg Pâté, fünf Kisten und einigen hundert Flaschen Limonade, waren reichlich zugemessen.

Eine erste Verteilung an Getränken und Milch, die in den Abendstunden vorgenommen wurde, stieß auf einige Schwierigkeiten, da die „Chefs de voiture“ nicht eindeutig bestimmt worden waren. Auf unsere Vorstellung hin, war dieser Punkt bis zum nächsten Morgen geklärt und die Verteilungen verliefen von da ab in schönster Ordnung.

Ihre Regelmäßigkeit und ihre Zweckmäßigkeit wurden jedoch durch mehrere Umstände sehr beeinträchtigt.

Es fehlte nämlich die Verbindung von Wagen zu Wagen sodaß Verteilungen nur bei längeren Aufhalten in Bahnhöfen vorgenommen werden konnten.

Nun aber war uns von Châlons ab die Fahrstrecke und der Fahrplan gänzlich unbekannt und niemand konnte uns darüber Aufschluß geben sodaß wir, wenn die Essenszeiten kamen, mit irgendeinem Bahnhofsvorsteher verhandeln mußten, um die unerläßliche Viertelstunde an Aufenthalt zu bekommen.

Endlich war die Stelle, die unser Wagen im Zuge innehatte, ungünstig gewählt.

Wegen der Länge des Zuges konnte der Lebensmittelwagen, der sich am Ende des Zuges befand, nie an den Bahnsteig heran und die Leute mußten sich durch Schienengewirr und Pfützen hindurch den Weg zum Wagen suchen.

Diese Umstände aber können den guten Gesamteindruck, den wohl jeder Mitfahrende mit nach Hause nahm, nämlich, daß, was Verpflegung anbelangt aufs beste vorgesorgt war, nicht verwischen.

Dieser gute Eindruck wurde noch bestärkt durch die tadellos organisierten und reichlich bestellten Verpflegungen, die das Luxemburger Rote Kreuz in Mâcon und das deutsche in Hagenau verabreichten. Neben den Eßwaren wurden die Ausgaben an warmen Getränken sehr hoch geschätzt. Wir persönlich wurden durch diese Verteilungen sehr entlastet, da man uns stets warme Milch für Säuglinge zur Verfügung stellte. Es stellte sich nämlich heraus, daß die zwei Spirituskocher die zum Milchwärmen vorgesehen waren, nicht zur Belieferung des ganzen Zuges genügten. Auch an den nötigen Haushaltungsgegenständen, wie Schüssel, Löffel, Messer und so weiter, litten wir Mangel. Und es war uns leider wegen der Unregelmäßigkeiten im Fahrplan unmöglich, uns diese Gegenstände zu verschaffen.

Zu erwähnen bliebe noch, daß die in Lyon bestellten 200 Flaschen ( $\frac{3}{4}$  Liter) Limonade (Preis 900 fr. Fr.) trotz der immensen Verspätung (3 bis 4 Stunden) in den frühen Morgenstunden des 28. prompt geliefert wurden und daß das luxemburgische Rote Kreuz in Dijon, das einen großen und sehr geschäftig tuenden Personalbestand am Bahnhof aufgeboden hatte, uns kaum versorgte. Warme Milch für Kinder konnten wir beispielsweise nicht erhalten. Der Umstand, daß wir nur eine Viertelstunde Aufenthalt in Dijon hatten, dürfte wohl kaum diese harten Tatsachen mildern.

\*

Die beiden Krankenwagen waren von etwa 45 Personen besetzt. Der Anfang der Reise, auf der uns ein französischer Arzt, Dr. Ramin, sowie die Pflegerinnen Mesdemoiselles d'Ax, Chalandre und Herbier begleiteten, verlief glänzend. Das Pflegepersonal war seiner Aufgabe voll und ganz gewachsen und bediente die Kranken, besonders die vier Säuglinge, die neben uns untergebracht waren, mit soviel Geschick, Takt und Beflissenheit, daß man seine Freude daran fand.

Leider wurde die gute Stimmung in Lyon getrübt durch den Tod des Kindes Renée Terzer. Dieser Todesfall erfolgte jedoch nicht unerwartet; das Kind war bei der Abreise schon kaum mehr lebensfähig.

In Mâcon wurde mit Zustimmung der Tante (die Eltern waren nicht anwesend) die Leiche den französischen Behörden zur Beerdigung übergeben.

In Mâcon verließ uns ebenfalls das französische Pflegepersonal. Nur sehr ungern sahen wir die sympathischen und hilfsbereiten Leute Abschied nehmen.

In Chalon-sur-Saône wandten wir uns allsogleich an die deutschen Behörden mit der Bitte, uns für die Weiterreise einen Arzt und Pflegerinnen zur Verfügung zu stellen. Sie sahen sich in der Unmöglichkeit, unserer Bitte stattzugeben, gaben dieselbe jedoch gleich nach Dijon weiter.

In Dijon wandten wir uns an die deutschen und die französischen Behörden, sowie an das Luxemburger Rote Kreuz. Ich muß leider bei dieser Gelegenheit noch einmal auf die geringe Hilfsbereitschaft der luxemburgischen Organisation in Dijon hinweisen. Von ihr wurde uns ohne weiteres der Bescheid, es sei unmöglich, einen Arzt zu beschaffen. Auf unsere dringenden Vorstellungen hin versprachen uns die deutschen Behörden, uns in der nächsten Station Is-sur-Thille und für die Dauer des Aufenthaltes einen Arzt zur Verfügung zu stellen.

Es war denn auch gleich ein französischer Arzt zur Stelle, der die schwersten Fälle untersuchte. Bald darauf kam ebenfalls ein deutscher Militärarzt, der Medikamente verabreichte und befahl, daß das Kind de Lorenzi aus Esch-Alz. nebst Eltern auf der nächsten Station aus dem Zuge zu entfernen und in ein Spital zu schaffen sei.

In Gray (Haute-Saône) wurde das Kind abgesetzt. Als Zehrgeld gab ich dem Vater 200 franz. Fr. Um sein Gepäck, das im Packwagen lag, habe ich mich in Esch gekümmert. De Lorenzi ist in der Zwischenzeit mit Frau und Kind hier angekommen.

Im weiteren Verlauf der Reise war unsere Arbeit sehr schwer. Aus verschiedenen Wagen wurden Erkrankungsfälle gemeldet. Und immer wieder mußten wir auf die Suche nach einem Arzt oder wenigstens nach Sanitätern.

Erwähnt muß unbedingt werden, daß unsere Pflegerin Fräulein Vicky Schneider, die sich zu Hilfeleistungen Fräulein Nora

Müller herangezogen hatte, mit unerschöpflichem Mut, zäher Ausdauer und vollendetem Opfersinn Unmenschliches leistete. Ich möchte Sie und das Rote Kreuz inständigst bitten, Frl. Schneider die dafür gebührende Anerkennung nicht vorzuenthalten.

Von Igel und von Wasserbillig aus alarmierten wir schließlich das Rote Kreuz in Luxemburg. Dort hätte wohl alles ausgezeichnet geklappt, wenn nicht die Eisenbahnverwaltung es anders gewollt hätte.

Der Zug hatte kaum drei Minuten Aufenthalt und die anwesenden Ambulanzen mußten abfahren, ohne daß alle Schwerkranken ausgeladen worden wären.

Die direkte Folge davon war, daß sich in Bettenburg, wo ich den Zug verlassen mußte, einige Szenen abspielten, die besser vermieden worden wären. In Esch hat es jedoch wieder geklappt, wie mir mein Ersatzmann, Herr René Populaire, der auf der ganzen Reise kostbare Dienste geleistet hat, versicherte.

Herr René Populaire überwachte, bis der Escher Bahnhof geleert war, den Packwagen und seine restlichen Vorräte.

Die Restbestände an EBwaren und das Material wurden am nächsten Morgen auf meine Anordnung hin von der Escher Stadtverwaltung sichergestellt.

Die EBwaren wurden dem Escher Spital übergeben. Ich werde Ihnen später genaue Angaben darüber machen.

Ein Teil des Materials, u. a. 2 Spirituskocher, 1 Karton Medikamente, 4 Decken, 3 Kasserolen, etwas Kinderwäsche sowie leere Limonadeflaschen befinden sich ebenfalls im Spital.

Ein anderer Teil liegt in einem städtischen Lager. Es handelt sich um 7 Blechkannen zu 25 Liter, 12 Ausgußkannen und 48 Fruchtkörbe.

All diese Gegenstände stehen zu Ihrer Verfügung.

Ueber das Uebrige hat Herr Pirsch, der wieder zur Heimbeförderung unserer Landsleute nach Toulouse fährt, verfügt.

Der Gesamteindruck, den die Reise schließlich dauernd in mir zurücklassen wird, ist äußerst günstig. Ueberall wurden wir mit viel Liebe und Zuverlässigkeit aufgenommen und gepflegt.

Dieser Opfergeist hat uns auch allen in den größten Anstrengungen und in den schlaflosen und müherreichen Stunden immer wieder neuen Mut und neue Energien zugeführt.

Das Luxemburger Rote Kreuz und alle jene, die sich auf der Heimreise von Mont-

pellier um uns gekümmert haben, dürfen des innigsten Dankes von 1250 Luxemburgern gewiß sein.

Esch-Alz., den 4. September 1940.

Jean Müller.

Diesem Bericht hätten wir bloß hinzuzufügen, daß es, wie bereits oben hervorgehoben, nicht das französische Rote Kreuz von Mâcon gewesen, sondern einzig und allein das dortige luxemburgische Flüchtlingszentrum und die kleine luxemburgische Kolonie, die am dortigen Bahnhof die 1250 durchfahrenden Landsleute speisten und tränkten.

Die kleine Renée Terzer, die auf der Heimfahrt verschieden, wurde von uns, nachdem die nötigen Formalitäten (Ausstellung der Todesurkunde usw.) erfüllt worden, ins Spital nach Mâcon verbracht, von wo sie am andern Tage auf einem Stadtfriedhofe beigesetzt wurde: ein kleines Grab mehr auf diesem stillen Totenacker, auf dem bereits 11 Landsleute ruhten, die fern der Heimat hier ihre letzte Schlummerstätte gefunden. Allen lieben Anverwandten hier in Luxemburg sei an dieser Stelle mitgeteilt, daß sich das Bureau von Mâcon bis zur Befreiung immer um diese Gräber gekümmert und daß jedes Jahr zu Allerseelen irgend ein Luxemburger an den mit Blumen geschmückten Todeshügeln die ferneren Teuren aus der Heimat ersetzte.

Der Herbst war ins Land gezogen, die Nebel senkten sich über den Saônefluß und von den Hängen der Vogesen und des Jura herüber begannen die Ostwinde bereits winterliche Kälte und Frost anzukünden. Immer mehr blieb der schneebedeckte Gipfel des Mont-Blanc, der an schönen Sommertagen bis zu uns herüberwinkte, hinter Wolkenbänken verborgen. Die Weinlese war vorüber, diese erste Weinlese in Burgund, die wir erlebt und an der so manche Luxemburger, um ein paar Groschen zu verdienen, mitgeholfen. Auch die meisten französischen Flüchtlinge waren zum größten Teil abgezogen, und die kleine Stadt, über der der elegische Schatten Lamartine's schwebt — Milly liegt nur 20 km entfernt — kam endlich zur Ruhe.

Eine relative bloß, allerdings. Die ersten Züge mit den ausgewiesenen Lothringern aus Diedenhofen und Metz passierten den Bahnhof, die erste Aufenthaltsstation auf freiem französischen Boden. Die Eisenbahnabteile waren mit französischen Fahnen geschmückt. Die „Marseillaise“ singend und „A bas Pétain! A bas Laval!“ rufend, langten sie an, die französischen Patrioten aus den



Ostprovinzen, die die Männer des neuen Vichy-Regimes, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Erbfeinde ausgeliefert und gegen dessen barbarische Methoden nie ein offizieller Protest erhoben wurde. Mit Tränen in den Augen, laut schluchzend entstiegen sie während der Halt den Wagen. Es waren Leid- und Freudetränen zugleich. Aber das Empfinden, wieder in Frankreich unter Franzosen zu sein, war stärker als der provis. Verlust von Hab u. Gut. Viele Bekannte von früher sahen wir hier auf einige halbe Stunden wieder, Luxemburger und Franzosen aus dem Mosel-Departement, aus Metz, aus Diedenhofen. Unser gemeinsames Leid gab uns gemeinsame Kraft und Stärke.

Immer seltener kamen die Autocars aus Luxemburg. Wir waren schon die offiziell Verbannten, wir wußten definitiv um unser Los, und man kann sich die Rührung und Ergriffenheit wie auch die unendliche Freude unserer Landsleute vorstellen, wenn wieder einmal solche Boten aus der Heimat anlangten.

Herr Hauptmann Jacoby verließ uns zum letzten Male Ende September. Er wußte nicht, ob er wiederkehren könnte. "Ich stehe mit einem Fuße im Gefängnis, mit dem anderen im Konzentrationslager", hat er uns einmal verraten. Wir baten ihn, doch bei uns zu bleiben. Wie gerne wäre er geblieben! Aber das Schicksal wollte es anders. Wir sollten ihn erst wiedersehen hier in Luxemburg vor einigen Monaten, als er aus der Hölle von Dachau zurückkehrte. Was er uns und allen Luxemburgern im fernen Frankreich gewesen, was er uns, neben der materiellen Hilfe, die er unter Gefahr seines Lebens damals dank seiner Mission brachte, an innerer Stärkung, an geistigem und moralischem Halte gewesen, das können nur die wissen, die es angeht. Niemals haben wir den herzenguten Patrioten, den stillen und jovialen Menschen zugleich während unseres Exils vergessen.

Die Rapatriements-Mission, die im Hôtel Terminus ihren Sitz hatte und von Oberleutnant Michel Mayer geleitet war, packte nun auch bald ihre Koffer und fuhr zurück. Erneut waren wir einsamer geworden. Die Räumlichkeiten in der Rue Dombey hatten wir aufgegeben. Sie hatten keinen Zweck mehr. Das Bureau wurde in die Privatwohnung von Herrn Hubert Clement, Rue des Ecoles, 9bis, verlegt und verblieb hier bis durch das Eingreifen der Gestapo und des Escher Bürgermeisters Flucht nach der Schweiz, das Weiterbestehen des Bureau von Mâ-

con ein Ding der Unmöglichkeit wurde.

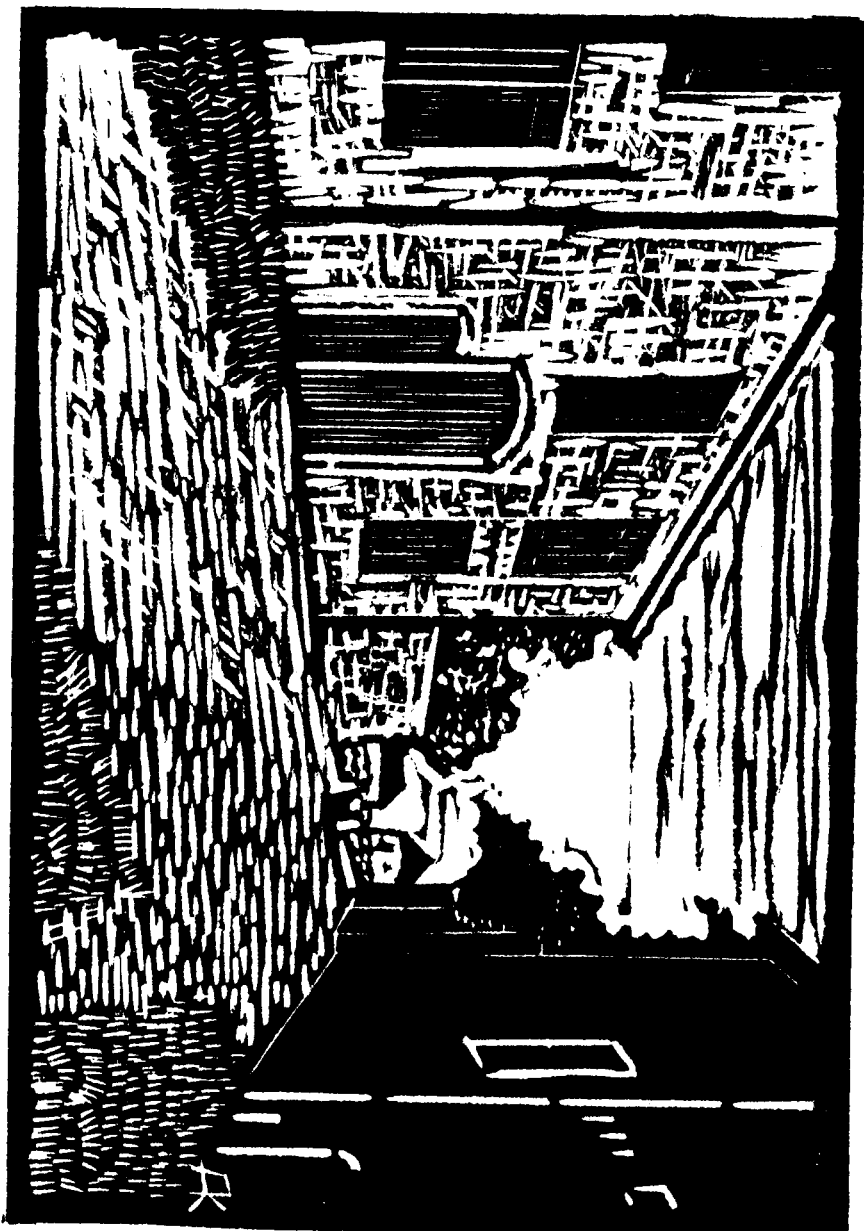
Inzwischen brachte jeder Tag noch seine Arbeit, seine kleinen Freuden, seine großen Mühen, seine stetig wachsenden Beunruhigungen. Aus ganz Frankreich langten Briefe und Gesuche der überall verstreuten Landsleute an, die um Rat und Tat baten, um Unterstützung, um Demarchen und Schritte bei den Behörden. Mit unserm Geschäftsträger, Herrn Funck in Vichy, waren wir in beständiger Verbindung. Durch ihn erhielten wir Nachricht von unserer Regierung und aus der Heimat, wie wir ihm unsererseits uns auf geheimen Wegen zugegangene Mitteilungen aus Luxemburg sandten, die er dann wieder nach London oder nach Kanada weiterleitete.

Israeliten langten keine mehr an. Sie passierten in Zügen zwar noch Mâcon, durften aber nicht aus dem Bahnhofskomplex ins Stadtgebiet. Sie fuhren nach kurzem Aufenthalt weiter nach Süden. Einmal hatten wir versucht luxemburgische Freunde auf ihr Bitten hin nach Mâcon zu schmuggeln. Es war uns zwar gelungen, aber die französische Sicherheitspolizei, mit deren Chef nicht gut Kirschen essen war, wie wir es des öftern noch erfahren sollten, hatte Wind davon bekommen und am nächsten Morgen mußten nolens volens unsere Freunde wieder ab. Lange Zeit noch danach kamen wir der „Sûreté“ nicht aus den Füßen.

Wenn auch die luxemburgischen Juden, um nicht aufzufallen, ohne Gepäck in Mâcon durchfahren, so kannten sie doch die Adresse des Bureau der Rue des Ecoles und ließen deshalb an uns dasselbe von Dijon aus nachsenden. So kam es, daß während Wochen unzählige Koffer, Kisten und Kasten zentnerweise bei uns abgeladen wurden. Wir sollten es aufbewahren, bis wir ihre Adresse in Frankreich durch sie erfuhren und es dann ihnen nachschicken.

Durch Vermittlung des Escher Franziskanerbruders Henri Rock erhielten wir die Erlaubnis dieses Gepäck in einer Annexe der Franziskaner-Niederlassung in Mâcon zu verstauen. Denn es wäre uns unmöglich gewesen bei uns, diese oft bis an die hundert Stück zählenden Bagage-Stapel unterzubringen. Hinzu kam noch Gepäck, das von heimgekehrten Evakuierten bei ihrer Abreise zurückgelassen worden oder verloren gegangen war, und nun von Luxemburg aus reklamiert wurde. Ein ständiger Briefwechsel setzte von Mâcon aus ein

Centre d'accueil Luxembourgeois - Rue des Epinodes, à Mâcon



mit den Bürgermeisterien der früheren Aufenthaltsorte unserer Landsleute, mit Bahnhofsvorstehern in allen Teilen des unbesetzten Frankreich, mit der Bitte uns dieses Gepäck zukommen zu lassen. Wir waren zur reinsten Transport- und Speditionsfirma geworden. Nur hatten wir keine Möbelwagen, keine Camionetten, keine Pferde. Ein kleiner Handwagen, den wir uns ausgeliehen, bildete unsere einzige Transportmöglichkeit. Mehrere Male pro Woche, wenn nicht täglich, zogen wir so zur Güterabfertigung im Bahnhof Mâcon mit schweren und schwersten Lasten bepackt oder schleppten gerade so schwere Lasten vom Bahnhof in unser „Entrepôt“ im Franziskanerkloster. Die Zugtiere bildeten die Gebrüder Ferd und Joseph Hayum und des Schreibers dieser Zeilen Wenigkeit. Mit viel Schweiß und viel Humor schmissen wir die Sache.

Inzwischen war die Freiwilligen-Kompagnie in Luxemburg nach Weimar versetzt worden, wenn man das Wort bei einer solchen Gelegenheit noch gebrauchen kann. Gendarmen lösten die Freiwilligen, die bisher die Autocars begleitet hatten, ab. Gendarm Tony Schneider hatte in der letzten Zeit das Kommando. Der gutmütige blonde Riese war der letzte, der uns, während zwei Monaten ungefähr, Nachrichten, Dokumente, Pakete und Briefe mitbrachte. Dann sollte es endgültig Schluß sein. Nur einmal noch kam zu Weihnachten, verstohlen und heimlich in Zivil, Soldat Marcel Schroeder über die Demarkationslinie und feierte Christag mit uns beim Kerzenlichte des kleinen für die Kolonie errichteten Weihnachtsbaumes.

Andere Probleme tauchten auf. Bis jetzt hatten sich die französischen Behörden nur wenig um die fremden Zugezogenen und Zurückgebliebenen gekümmert. Die Heimführung der Massen von Flüchtlingen hatte für sie andere Aufgaben bedingt. Damals brauchte selbstverständlich niemand eine Aufenthaltsermächtigung und keine französischen Ausweispapiere. Von nun an sollte es anders sein. Die Präfekturen nahmen die Ausländer, die in Frankreich verbleiben wollten oder verbleiben mußten, streng unter die Lupe. Präfektur und Gemeindeverwaltung schickten an alle Interessenten auszufüllende Fragebogen. Man mußte erklären, warum man nicht nach Luxemburg zurückkehre, welche Geldmittel man habe, welcher Konfession man angehöre usw. usw. Gendarmerie u. Polizei sprachen bei den einzelnen vor.

Es kam oft zu Mißverständnissen zwischen unsern Landsleuten und den Behörden, die einstweilen nur provisorische Aufenthaltsermächtigungen auf einen bis 3 Monate bewilligten. Wie ein Damoklesschwert hing die Ungewißheit über einem Jeden. In vielen Departements wurden Luxemburger oft aus unbekanntem Gründen in Massenlager verbracht, die besonders in Südfrankreich alles andere denn komfortabel waren. Hilferuf auf Hilferuf langte in der Rue des Ecoles an. Soweit es in unserer Möglichkeit lag, unternahmen wir selbst die notwendigen Schritte, um die Leute wieder frei zu bekommen, oder setzten unsern Geschäftsträger in Vichy in Kenntnis, der dann seinerseits bei den höchsten Regierungsstellen intervenierte. Zumeist hatten diese Demarchen Erfolg. Nicht immer jedoch, wenigstens nicht direkt. Und so galt es, auf andere Weise unsern Landsleuten zu helfen. Pakete mit Lebensmitteln, Geld und Kleidungsstücken gingen in die Lager ab, nach Gurs, nach Agde, nach dem Camp de Mille, nach Vernet, nach Olargues usw. Mit den Lagerkommandanten mußte beständig Briefwechsel geführt werden, um Aufschluß über eingegangene Beschwerden zu erbitten, um sie zu bewegen, Abhilfe zu schaffen.

Dann kamen die ersten Jugendlichen aus Luxemburg, oft unter Lebensgefahr, über die Demarkationslinie. Die, die das Glück hatten, sich bis nach Mâcon durchzuschlagen, waren in der ersten Zeit gerettet und geborgen, sie wurden nach Montpellier geschickt, wo unter der Leitung von Herrn Louis Knaff ein Rotes-Kreuz-Zentrum eröffnet worden war, dessen Aufgabe darin bestand, diese jungen Leute provisorisch unterzubringen, bis ihnen eine Stelle mit Verdienst verschafft worden war. Das ging alles anfangs reibungslos, aber so lange geht der Krug zum Brunnen bis er bricht. Schon gar bald hatten die Gendarmen Anordnung erhalten, da Verbot bestand für alle Ausländer, ohne besondere Erlaubnis zu reisen und von der Stelle zu gehen, einen jeden, der die nötigen Reisepapiere und Aufenthaltsermächtigungen nicht besaß, festzunehmen. Wie konnten aber diese jungen Luxemburger, die kaum den Fuß auf den Boden diesseits der Demarkationslinie gesetzt hatten, solche Papiere besitzen? Viele von ihnen wurden aufgegriffen und eingesperrt. Konnten sie sich auf das Bureau in Mâcon berufen, so wurden sie anfangs wieder freigelassen, kamen zu uns

und wir besorgten, dank Herrn Clement und seinem Einfluß bei den Behörden, dann das weitere. Später sollte es schlimmer werden. Den Festgenommenen wurde die Wahl gelassen, entweder wieder über die Demarkationslinie zurückgewiesen zu werden, oder ein fünfjähriges Engagement in der Fremdenlegion zu unterschreiben. Geschah die Festnahme in Mâcon oder in der näheren Umgebung selbst, wurden wir meistens von einzelnen Gendarmen, die den Luxemburgern gewogen waren, avisiert. Die Jungen, die auf einige Tage in einer Kaserne untergebracht waren, durften auf Stunden zu uns kommen. Bei den ersten Fällen ließen wir sie verschwinden, bis sich die Militärbehörden ins Zeug legten und wir unter Druck gesetzt wurden. Wir konnten nichts mehr unternehmen. Die jungen Patrioten wählten, soviel wir wissen, immer die Fremdenlegion. Es gab oft herzerreißende Abschiede, wenn wiederum ein Transport von 5—6 unserer Leute nach Marseille abging, von wo sie nach kurzem Aufenthalt nach Algerien eingeschifft wurden. In Marseille war Freund Michel Rasquin benachrichtigt worden, der sich dann bis zu diesem Augenblicke um sie kümmerte, sie in ihrer Kaserne besuchte und alles für sie tat, was er unter den gegebenen Umständen tun konnte. Wir unsererseits gaben verschiedenen von ihnen Empfehlungsbriefe an Major Rudy Ensch mit, der damals in Sidi-bel-Abbès Hauptmann in der Fremdenlegion war. Auf diese Weise kamen wir auf kurze Zeit in Briefwechsel mit dem alten Freunde, den wir seit 1939 nicht mehr gesehen.

Später wurde durch Herrn Funck erwirkt, daß unsere Jungen nicht mehr in die Legion einzutreten brauchten. Aber nach deutschem Muster hatte Vichy-Frankreich den Arbeitsdienst eingeführt. Die Franzosen wurden in den sogenannten Chantiers de la Jeunesse gruppiert, die Ausländer in der Formation d'Étrangers. Alle Ausländer von 18 bis 50 Jahren mußten sich bei den zuständigen Stellen melden und mußten in jedem Departement in eigens zu diesem Zwecke errichteten Lagern, die einem Militärkommandanten unterstanden, sich begeben. Alle ihre Papiere wurden ihnen abgenommen und sie erhielten nach ihrer Immatrikulierung eine besondere Identitätskarte, die sie überall als Travailleur étranger bezeichnete. Ohne Ermächtigung des Lagerkommandanten durften sie das Lager nicht verlassen. Die Verwaltung des Groupement, denen das

Lager zugehörte, verbrachte dann die einzelnen Insassen in Stellung und Arbeit, beim Bauer, als Holzfäller, als Straßenarbeiter, in einer Grube oder wo sonst nicht genügend Arbeitskräfte vorhanden waren. Die Lagerverwaltung unterzeichnete mit dem Arbeitgeber einen regelrechten Vertrag, der Arbeitsbedingungen und Lohn festsetzte. Von diesem Lohne mußte allmonatlich ein Drittel an die Lagerverwaltung abgegeben werden, was zur Folge hatte, daß der Betreffende gerade noch für Essen und Schlafen schuftete. Wenn er auf einen guten menschlichen Patron stieß, was nicht selten war, war es zum Aushalten, im andern Falle war es die reinste Hölle. Aber das gefährlichste bei der ganzen Geschichte war die Tatsache, daß die Ausländer durch ihre Immatrikulierung auf Listen figurierten, die ganz leicht in die Hände der Gestapo oder der in der freien Südzone verbliebenen deutschen Kontrollkommission fallen konnten. Verschiedentlich ist später sogar festgestellt worden, daß unwürdige Franzosen aus der Verwaltung, Anhänger der Legion oder der Milizen, diese Listen der Gestapo aushändigten.

Daß dieses Regime den Luxemburgern nicht gefiel, ist leicht zu begreifen. Für dieses Schicksal waren sie nicht nach Frankreich gekommen, und so hörte man bald allenthalben, daß überall unsere Landsleute aus den Lagern und von ihren Arbeitsstellen desertiert waren. Das Wort ist richtig, denn jeder Flüchtling wurde, da die Lager den Militärbehörden unterstanden, als Deserteur angesehen und, wiedergefaßt, als solcher behandelt und bestraft. Hatten sich unsere Patrioten auf diese Weise dünne gemacht, regnete es nur so Hilfesuche in die Rue des Ecoles. Von der andern Seite, das heißt von der Lagerverwaltung, wurden bei uns und gegen uns in solchen Fällen Untersuchungen geführt, da sofort bei den offiziellen Stellen vermutet wurde, daß wir die Hände im Spiele hätten, was allerdings nicht immer der Fall war. Zum Glück war der Lagerkommandant von Pontaneveau, das Lager von Saône-et-Loire, ein guter Franzose, ein verständiger und anständiger Mensch, der lieber beide Augen zudrückte als nur eines. In einem späteren Werke werden wir in dieser Hinsicht auf alle Einzelheiten eingehen.

Eine andere Frage beschäftigte lange Zeit, während des Rapatriements und auch nachher noch, das Bureau von Mâ-

con. Während der Evakuierung war der größte Teil der luxemburgischen Flüchtlinge in Stellung gewesen. Eine große Anzahl derselben hatte jedoch, der sich überstürzenden Ereignisse wegen, keinen Lohn oder bloß eine Anzahlung erhalten. Von Luxemburg aus wurden uns in der Folge durch Hauptmann Jacoby lange Listen übermittelt mit den Beträgen der ausstehenden Gelder. Wenn alle in Mâcon selbst beschäftigt gewesen, wäre es leicht geworden, diese Summen einzutreiben. Aber die Arbeitsplätze waren über das ganze Departement zerstreut, und so mußte mit den einzelnen Firmen in Saône-et-Loire, mit den privaten Arbeitgebern eine Korrespondenz geführt werden, wie sie nur eine große Verwaltung eigentlich hätte ausführen können. Mit dem Arbeitsinspektor Herrn Closson führte Herr Clement Verhandlungen über Verhandlungen. Mit ganzem Eifer und mit der Zuvorkommenheit des echten Franzosen tat Herr Closson alles, damit wir zum Ziele kommen sollten. Von Luxemburg erhielten wir neben der Gesamtaufstellungs-Liste von jedem Interessenten neben einer Prokura folgende Formulare, von denen eines als Beispiel zitiert sein soll:

Messieurs,

Je soussigné.....  
réfugié luxembourgeois à Mâcon  
à l'honneur de vous signaler que j'ai  
travaillé comme manoeuvre  
avec date d'embauchage du 27 mai 1940.  
Mon affectation a été la suivante: B.M.  
B. T, immatriculé 41.  
sur ordre de réquisition par la Préfecture.

J'ai reçu un acompte de francs 400.....  
et je vous prierais de bien vouloir me  
faire parvenir après contrôle de mon  
affirmation mon décompte avec le res-  
tant de ma paye, qui me revient encore,  
à l'adresse suivante: ..... à Esch-Alz.

En vous remerciant à l'avance, je  
vous prie d'agréer, Messieurs, l'expres-  
sion de mes sentiments distingués.

Die Formulare waren schön säuberlich ausgefüllt, aber, wenn wir auf Geheiß die Angaben mit den französischen Interessenten nachprüften, stimmten die Angaben noch lange nicht. Andere Forderungen waren direkt unverschämt übertrieben. Um nur einen Fall zu nennen: einer unserer Landsleute war im Spital von Mâcon untergebracht, wo er gratis beköstigt wurde und in einem eigenen Zimmer ebenfalls gratis beherbergt wurde. Er hatte sich damals erboten, jeden Tag den Gemüsegarten mit einem Schlauche zu begießen. Von Luxemburg aus schrieb er, vor sei als Gärtner angestellt gewesen und forderte eine erkleckliche Summe als vorenthaltenen Lohn.

Wie dem auch sein mag, ein nicht kleiner Teil der ausstehenden Summen konnte trotz allen Schwierigkeiten nach Luxemburg gesandt werden.

Gegen Ende Oktober war es, als zum letzten Male das Autocar des Hrn. Becker aus Itzig mit Gendarm Schneider in Mâcon eintraf, um das letzte Gepäck mit nach Hause zu nehmen. Die sonst so fröhliche Stimmung war gedrückt auf beiden Seiten. Noch hatten bei uns nicht alle sich mit ihrem Lose abgefunden. An vielen nagte das Heimweh mit furchtbarem Biß. Nun war sie gekommen, die schreckliche Stunde, wo wir die Gewißheit hatten, endgültig von der Heimat — auf wie lange? — abgeschnitten zu sein. Die letzten Briefe an die fernen Zurückgebliebenen wurden mit zitternder Hand geschrieben, die letzten Grüße bestellt.

Um 4 Uhr nachmittags fuhren die uns so lieb und teuer gewordenen Kameraden ab. Der letzte Autocar der Hoffnung rollte davon. Schwer und dumpf fiel ein unsichtbares Tor in sein unsichtbares Schloß. Wir waren allein. Und unser Herz ward zum Niemandsländ, zum Niemandsländ zwischen zwei Heimaten...  
Luxemburg, den 26, August 1945.

P. M.



1972

# NACHWORT

Nicht wir schrieben dasselbe, sondern wir geben unsere unwürdige Feder ab und lassen den Mann sprechen, der uns dort unten in Frankreich jahrelang Mentor und Leiter gewesen. An ihm, an seiner ruhigen Besonnenheit in schwersten Stunden, an seinem klugen, klaren Weitblick hatten wir den notwendigen Halt. Wir lassen ihn heute sprechen, und zwar die fast seherischen Worte, die er vor der kleinen, um ihn geduckten Luxemburger Kolonie in Mâcon am 23. Jan. 1942 gelegentlich der Feier von Großherzogins Geburtstag gesprochen.

Auf Grund solcher Worte haben wir gelebt und ausgehalten, auf Grund solcher Worte haben wir gestritten und gehofft. In diesen Worten liegt die Resistenz, die damals noch einzig mögliche Resistenz derer von Mâcon. Wie wir damals in schwerer Zeit durch ihn die zukünftige neue Heimat geschaut, so wollen wir sie auch heute, und mit denen, die damals in der Heimat selbst gelitten und gekämpft, im treuen Gedenken derer, die in Frankreich und in der Heimat für sie gestorben, sehen und erstreben.

P. M.

Le'f Landsleit!

Haut ass Gro'ßherzogins-Geburtsdag, haut ass eise nationale Feierdag.

Mir kommen jo grad aus dem Te Deum, dé mir durch Mathöllef vun eisem Freund, dem Fr. Henri, an dank dem Entge'ntkommen vun sengem Provinzialoberen an dem Klo'schter vun hei, so'sche'n a feierlech halen konnten. Mir haten domat eng Chance de' wuel soss keng Kolonie vu letzeburger Refugie'erten huet. Heimat siéf allen vu ganzem Herzen fir hirt Entge'ntkommen gedankt.

Gro'ßherzogins-Geburtsdag, — mä d'Klacken vun eise Kirchen hun net gelaut; keng Fakel huet gelicht an der deischerer Stad; ké Clairon huet zur Parad geruff. Könne mer vun engem Festdag schwetzen, wann d'Land an de'fster Trauer ass? Könne mer vun engem Nationaldag riéden, wa Friémer Méschter sin dohém?

Keng Klack huet gelaut, mä eis Hierzer kléngen all; keng Fakel huet gebrannt, mä d'Freihétssonn stét schon um Himmel; ké Clairon huet an den Dag geschallt, mä an der ganzer Welt donneren d'Kano'nen, de' eis d'Freihét bréngen.

Erönnere mir eis un dat, wat desen Dag wor virun zwé Jor. We'vill hun der

dou gelächelt iwer dé klengen Zapestréch, iwer d'Militärrevue, iwer alles dat drem an drun, wat hinnen armse'lech geschéngt huet a prätentios? We'vill vun eis, verdurwen an hirem Géscht, durch e falsche Stolz vun enger onwirklecher Géschtegkèt, kleng an hirer armse'legen Angscht virun der Lächerlechkèt, engem Buedem entwurzelt, dén sie nömmen me' kannt hun no dem Preis vun Méter-Carré. — We'vill hun sech gefrot op sie dén Dag och sollten an d'Kirch goen? We'vill hu gemengt, desen Dag wir hiren Dag, mä hiren ganz eleng? — We'vill hu geduecht un dén alen Streit; we'vill hun der och gemengt, desen Dag wir ké Feierdag, well hirt Hierz vun ale Republikaner sech net erwierme kont fir e Monarch? — We'vill vun eise Beamten hun hire Frack nömmen ungedon fir och gesin ze gin, a wivill vun hinnen hun desen Dag betruecht als verfehlté Feierdag? — We'vill vun eisen Arbechter hu gedrémt vun enger Klassen-Internationale, we'vill vun eisen Intellektuellen hu gedrémt vun internationaler Gerechtegkèt? A we'vill aus dem Handel an der Industrie hun nömmen gedrémt vu volle Késen? — Durfir wor dat, wat mir dou gefeiert hun, ké richtegt Fest fir d'Hierz.

Mä seithir ass dat neit Europa och bei eis agezun. Den Arbechter hun sie de Lo'n erhecht an den nationale Sozialismus bruecht. Dem Bauer göt den Erbhof versprach, dem Handel seng „Magna Charta“. De Beamten kritt Titel a Gewalt; d'Republikaner hun d'Republik, d'Monarchisten den Absolutismus. De große Géschter stét Europa op, an allen ass eng Plätz reserve'ert an der deitscher Häre-Rass...

Mä an der Nuecht vun der neier Welt gesin mir alles an engem neie Licht. Eng ohnmächtég Brutalite'et huet eis de Wért gewisen vun enger freier Gerechtegkèt. D'Feighét vun den Denunzianten e'ert de', de' hirt Opfer gin; d'Niderträchtégkèt vu bestachenen Agenten huet aus dem Prisong en E'eresall gemacht. Et get keng Arbechter me' an keng Bauren, keng ro't, keng schwärz an och keng giél, keng Intellektueller a keng Manueller, et get nömmen me' Letzeburger.

Wat leit eis un Propagadaratio'nen, wann blo'ß hier Propaganda, prostitue'ert an dem perverse Géscht vun engem tare'erte Mönch, eisem Géscht neischt dét. — Wat leit eis un der auserwielter Rass, wann hire pathologische Gott eis

Jonge stierwe schéckt an Eis a Schne', do wo' d'Russen haut sengem wackelegen Tro'n et Graw gegruenen hun. — Wat leit eis um Dynamismus vun enger neier Welt, wann de' nei Ordnong weider neischt ass we' eng nei Editio'n vun de verkommenste Sadisten aus der Geschicht. — Wat leit eis u Rohstoff, a „Lebensraum“, wann et eis d'Recht kascht op d'Liéwen so' we' mir et liéwe wöllen. — Wat leit eis un dem Imperium, un der Herrschaft iwer d'Welt, wa mir Sklaven sin an eisem égene Land.

Eraus mat iéch, Parventien an Uniform, Häscher o'ni Gott a Gewössen. — Eraus mat iéch Märd, De'f, a verkrächt Existenzen. — Eraus mat iéch a laft bis un d'Enn vun der Welt. Mir huelen iéch vun do zeréck op d'Plätz vun ère Verbrüchen a vielleicht soe mir iéch nach „merci“ wann der um Galgen baumelt. — Well dir huet derzo' begedron fir am Schmelzdigel aus dem nationale Léd d'Natio'n nei ze formen, dodurch dat dir eis ofgeschnidden vun der Welt, huet dir eis zo' eis selwer zréckgefe'ert.

An der schlömmster Enerdréckong hu mir hém fond zum Quell vun eisem Vollek, vu sengem Charakter, vu sengem Liéwenswöllen. Seit de' modern Barbaren eise Buedem op d'neis geschännt hun, gesin mir dé selwegte Buedem mat neien Aen. Eis Böscher an eis Felder, eis Bierger an eis Däller, eis Dierfer an eis Stiédt... we' fanne mir se haut an eis verwurzelt: dat ass eist Land... dat ass eis Hémecht... Niemols nach woren d'Wiérder vun der Uelzecht so' de'f gegruenen an eiser Se'l, an eisem Hierz, direkt an eisem Flésch:

„Wo' d'Uelzecht durech d'Wiesen ze't  
Durch d'Fielsen d'Sauer brecht,  
Wo' d'Riéf lanscht d'Musel doftog ble't  
Den Himmel Wein ons mecht;  
Dat ass onst Land fir dat mir ge'f  
Heinidden alles wo'n.  
Onst Hémechtsland dat mir so' de'f  
An onsen Hierzer dro'n.“

Mir woren e Staat gin durch de Wöllen vun den Aneren, haut si mir eng Natio'n gin aus égener Kráft. Mir wore reich gin, a vleicht e we'neg zevil licht eso' guer, a schlecht prepare'ert op e Krach. Mir hun zesummen gehalen, me' aus Stolz a me' durch d'Virdeler vun eiser Lag, we' aus dem Gefill vun enger nationaler Solidarite't. — Mir wore reich un individuelle Kapacite'ten, reich och durch d'Arbecht an durch d'Léschtong vu jidderengem. Mä, wann dat alles eis och e Recht gin huet op d'Liéwen, et wor keng Garantie vun e'weger Dauer.

Mir hun ze no geliéwt bei de materielle Gidder, an ze weit vun den e'wege Werter. Mir hun gegruenen an dem Buedem vun eisen Ahnen, mä mir hun net me' gesicht no de Leiden an no der Léschtong vun dénen, de' virun eis do woren. Eisen Nationalismus wor utilitár, an durfir wor e falsch, a vu kurzer Dauer. — An dem vermengtleche Licht vun engem obgeklärten Zeitalter hu mir d'Schölleren gezunn iwer de Sche'fer vun Asselbour an seng onglécklech Komeroden, bescheiden Helden aus armen Heipen. An dach woren sie de' gre'ßt vun allen. Wor d'„Gölle Fra“, de' kretinise'ert Brütten zerschloen hun, net grad eso' vill en Dank un d'Ausland ewe' en Dank un de' vun eise Jongen, de' fir eis gestuerwe woren? D'Steng hun d'Preisen zerschlo'en ower d'Erönerong brennt haut mat neiem Feler; haut wo' an der Welt, de' a Flame stét, erem Letzeburger stierwen, trei hirem Land, trei hire Bidder, trei ower och sech selwer, sie, dénen hire leschten Otemzug e Wurt vu Glawen an Hoffnong ass.

Am Léd hu mir eis Enegekét gegoss — durch d'Léd si mir erausgehuewen aus der Mettelme'begkét.

D'Zukonft vum Land richte mir aus no de Werter vun haut. T'ass net dat materiell Geléngen, dat MoBstáf ass vum Wért vun engem Vollek; 't ass d'Charakterstárkt de' et bewiesen a schwe'erster Zeit. T'ass net me' d'Zuel vun de Gider, de' an der Zukonft d'Plätze bestömmt vun der sozialer Hierarchie, mä d'Somm vun dem gedroene Léd, d'Gre'ßt vun égenen Opfer, d'Intensivite't vun dem Glawen a vun der Le'ft zum Land, — De' de' nie gezweiwelt hun a nie gewankt, dat sin de', de' mir bestömmen. Et bleiwt keng Plätz me' fir d'Opportunisten, fir d'Schwächlingen a fir de' Falsch. — Alles ass sauber, stárk a wo'er. Mir transforme'ren d'Erziehung vun eise Kanner, well mir eis drun erönnenen, dat eng Natio'n geformt ass vun dénen, de' gestuerwen sin eso' gutt ewe' vun dénen, de' nach liéwen. Mir formen hire Charakter eso' vill we' hire Gésch an hire Kierper. Mir ze'hen si erop an der Geschicht vun eisem Vollek, Mir denken un eis Gefalenen a mir e'eren de' Liéweg, de' Verdéngster hun um Land. Alles wat eist ass, d'Leit an d'Sáchen, wölle mir erhalen an eso' formen, dat mir eis we' an engem Spigel dran erkennen. — Eise Buedem soll eise bleiwen de Letzeburger ganz eleng, a ké Friémen soll e bebauen. Eis Baueren verwurzele mir op hirem Haff,



eisen Arbechter gin mir e Stékelche Land. All Werter gin nei klasse'ert, a mir änneren d'Moß, mat dèr mir sie miéssen; mir gin dénen en Ziel, de' schaffen a schuffen. Mir fannen en Ideal am Reichtom vun eisen Traditio'nen; mir begnügen eis net me' dermat, vun de Gro'ßen eppes ze le'hnen, mir bauen selwer op eistem dausendjährege Fong. — Mir wölle net me' einfach eng Möschong sin oder eng Bréck töschend zwo' Kulturen, mir schafen eng Kultur aus égener Originalite't. Et dèrf keng Plätz me' sin an eistem Géscht fir Minderwertegkétskomplexer. — Eise Staat soll diszipliniert sin, mä mir wölle frei denken an riéden. De Wert vun der Handlong a vum Schaffen vun dem Einzelnen get gemóßt un dem Wert fir d'Wuel vum Land. Frei wölle mir bliewen, mä mir háßen Onuerdnong an Anarchie, d'Autorite't muss ro'hen op dem moralesche Wert, net op der Zuel vu Spitzelen an Häscher. Mir wölle d'Dignite't vum Mönsh eróm nei begrönnen, mä mir missen strenger sin ge'nt de', de' onwierdeg woren, Mir mussen d'Bürokratie zerschloen an d'Gewalten am Staat dezentralisieren, well mir net wölle dat de Staat e Monstrum get oder en Armebüro. De Staat stét kengem zo' Dengschten; nömmen am Dengscht vum Land. Mir sin a mir bliewen Demokraten, mä mir adapte'eren d'Demokratie un de Charakter vun eistem Vollek, so' dat seng Eigenschaften sech dran entwéckelen, a seng Féhler sech korrigieren. A mir duerfen net vergléßen, dat et vleicht me' licht ass gen't eppes ze kámpfen we' fir eppes ze liéwen.

Mir wölle eist Land och selwer schützen. Mir wölle selwer Wuecht sto'n op der Grenz. Lang genug wore mir neutral o'ni Waffen, de' e'weg Opfer vun skrupellosen Meinédegen. An de' e'scht Garantie vun eiser freier Existenz soll an der Zukunfft eisen égene Wölle sin.

Mir sichen no kengem Führer a kengem neie Chef, well eis Gro'ßherzogin

d'Verkierperong ass vun der Natio'n. Sie personifize'ert d'Se'l vum Land. Sie ass sein Ausdrock am Mönsh. Sie huet gelidden, gequält am Hierz a gefoltert an hierem Géscht. d'Frechhéten an d'Gemenghéten vu preisesche Lompen hun Hirem exile'erten Tro'n eng nei Kro'n opgesat.

Landsleit, ass dat ké Festdag haut, wo' d'Ritter vum Blanne Jang opstin aus hirem Graw, wo' d'Sche'fer vun eise Bierger erofklammen vun hirem Stén, wo' d'Revolutionären vun 1830 an d'Zaldoten aus de Kricher eróm liéweg gin enert eis?

Ass dat ké Festdag haut, wo' mir am Donkel vun enger Häll eng frédeg Zukunfft scho warde gesin?

Dèr Zukunfft gi mir entge'nt mat freiem Schrött a starker Se'l.

Eist e'wegt Letzeburg ass nei gebuer. Vive d'Herrscherin vum neie Letzeburg!

Hubert CLEMENT.

Hir kinneglech Hohét  
d'Gro'ßherzogin Charlotte  
vu Letzeburg.

Fir an der Traditio'n ze bliewen, Gro'ßherzogins-Geburtstag ze feiren we' dohém, huet d'Kolonie vun de letzeburger Refugie'rten aus dem Departement Saône-et-Loire dropgehale, an aller Intimite't e feierlechen Te Deum an der Franziskanerkirch zo' Mácon ofzehalen. Mir hun domatten de Schutz vum Allmächtigen ugeruff fir Er kinneglech Hohét, Hir Familjen an Hirt Land.

Er Landsleit aus Saône-et-Loire entbieden Iéch heimat den Ausdrock vun hirer Vere'erong an si stin mat Iéch fest an trei zum Land, getrei Erer Devis:

„ECH HALE FEST!“

Mácon, den 23. Januar 1942.

(Folgen d'Enerschróffen.)

# Hémechtslé'ft - eng Gottesgâf

vum Br. Hary Rock o. f. m.



1. Den Herr - gott huet all Mön - sche - kand mat en - ger gro's-
2. Wo' huet eis Mamm eis da voll Fréd fir 't e'scht ge - hêrzt
3. Wo' hu mir dann als Kan - ner schon de' al - ler - sche'n -
4. Do ass et wo' o'm Mam-me-scho'ss eist e'scht Ge - bied
5. A si mir haut och weit vun hém ver - jot an ön -
6. O Du do ue - wen dém seng Hand hei - nid - den all



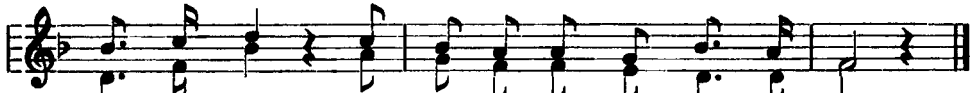
ser Gôf be - duecht.	'Tass d'Le'ft zo' sen - gem Hé - mechts - land de'
an d'Sifr ge - köst?	Et war an ei-sem Haus do - hém Wo'
sten Dég ver - liewt?	't ass ön-ner ei - ser Hé - mechts - sonn Wo'
mir hu ge - sot	Aus Hé - mechts - scho'l an El - tern - haus Hu
ner frie - me Leit.	Mir ge'ffen al - les alles dröm Wann
Ge - sché - ker lét,	Be - frei, er - hâl eist Hé - mechts - land Vun



Hien a jid - der Broscht ge - luegt.	} O Let - ze - hurg mein Hé - mechts - land, basst
sie eis d'Léd vum Hierz ge - zôst.	
mir hu Gléck a Fréd ge - irwt.	
mir fir d'Lie - wen Rôt an Dot!	
d'Hé - mecht nés rem wir be - freit!	
al - lem frie - me Joch a Léd.	



an der Friemd eist Frönd - schafts - band! O Let - ze - burg mein



Hé - mechts - land, basst an der Friemd eist Frönd - schafts - band!

Lidd krée'ert am Exil a fir d'e'scht virgedroen beim Te Deum an der Paterkirch fun de Franziskaner zu Mâcon, den 23. Januar 1941.